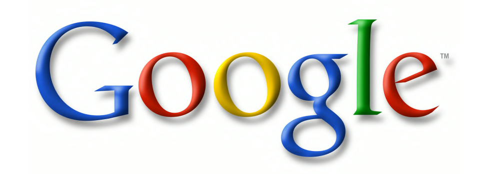
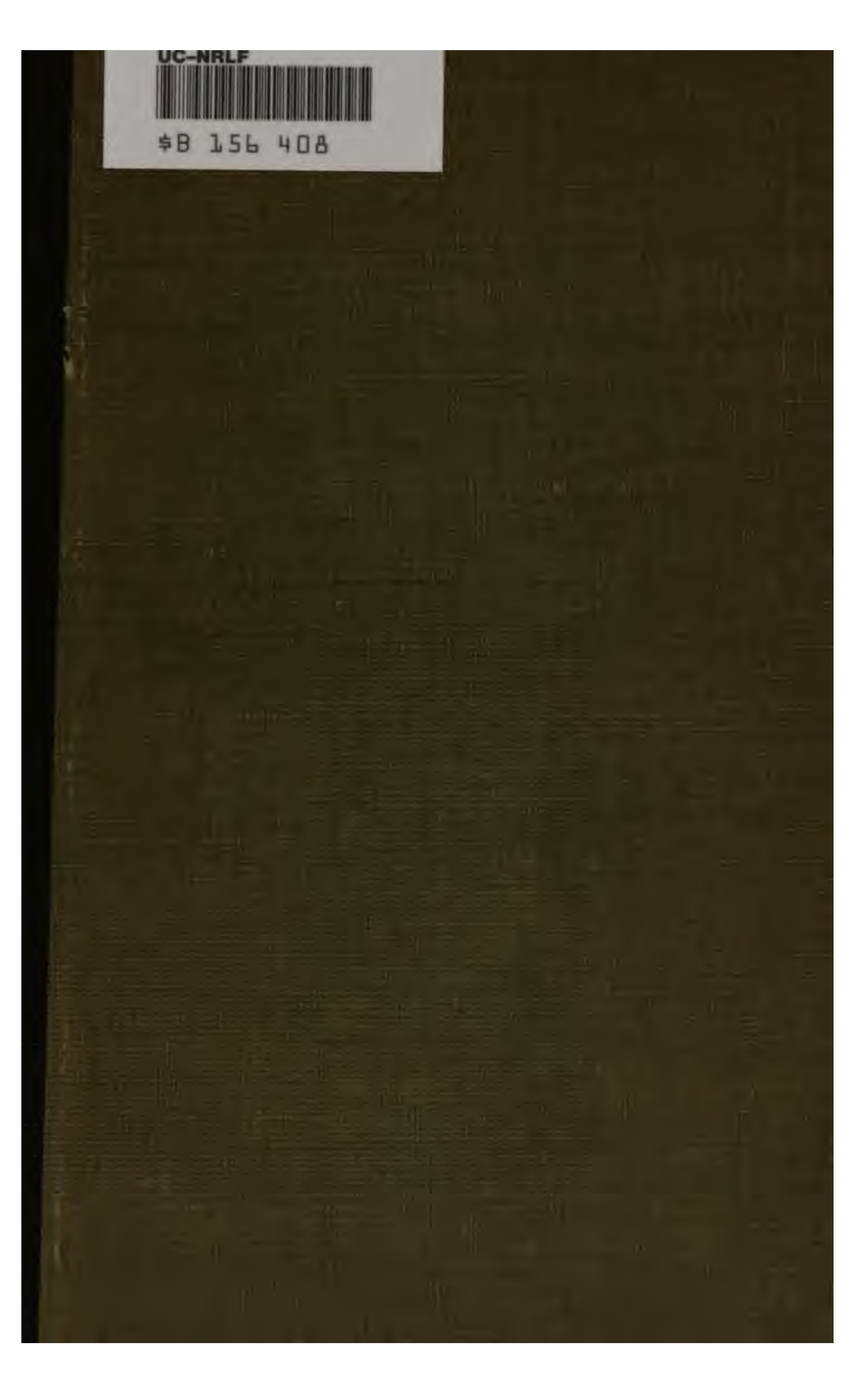






Allerlei aus Süd-Afrika.

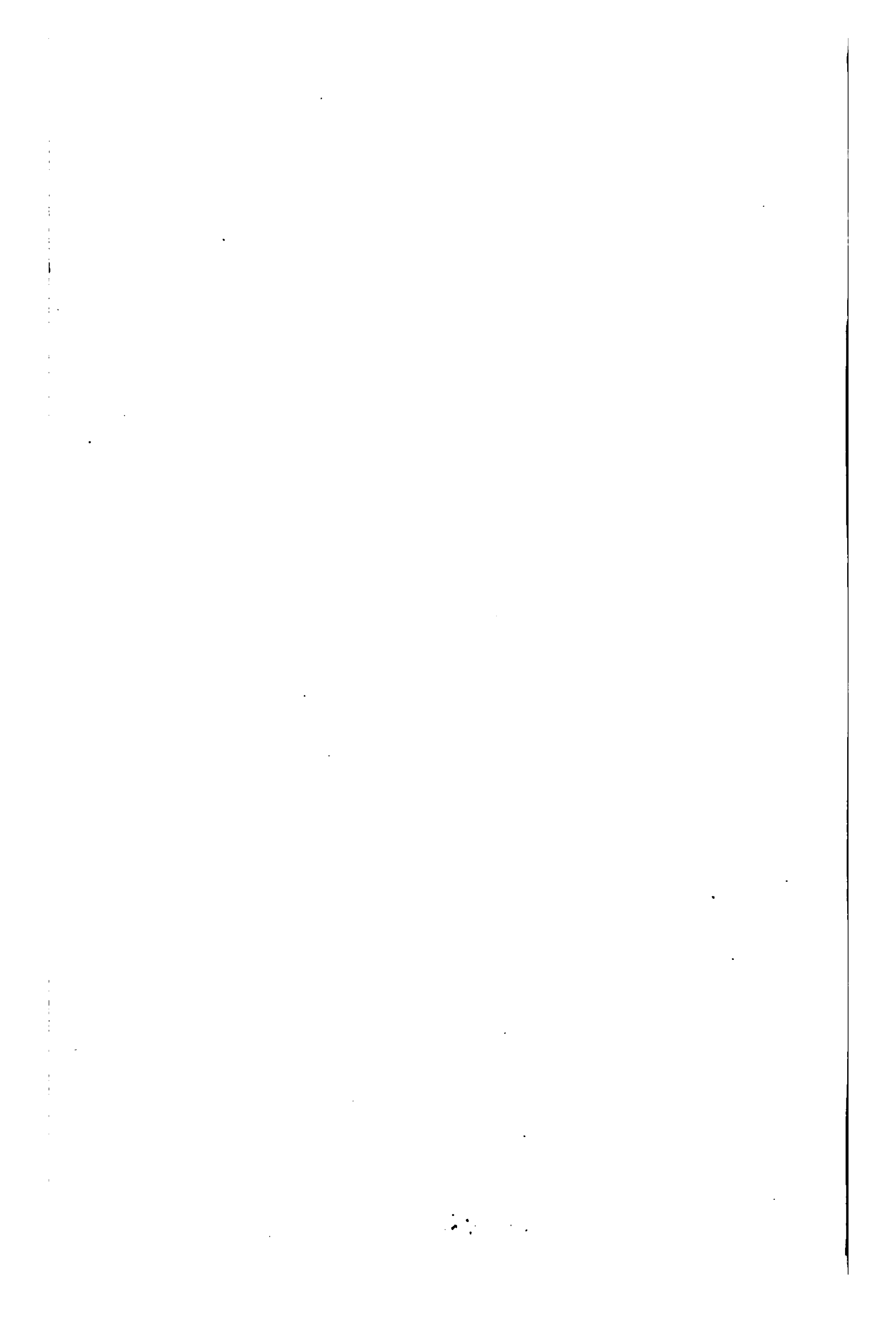
Allerlei aus Süd-Afrika.

Von

P. D. von Blomberg,
Verfasserin von „Schweigen, Leiden, Beten“, „Diener und Streiter Jesu Christi“,
„Verschlungene Wege“, „Von der großen Liebe Gottes“ 2c. 2c.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1899.



Vorwort.

Einige Worte zur Einleitung für „Allerlei aus Süd-Afrika": zunächst möchte ich sagen, daß mehrere der in diesem Bande enthaltenen Erzählungen und Berichte, wenn auch zum Teil in etwas anderer Form, bereits vor zwei oder drei Jahren in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden sind. Bald darauf kamen einige meiner Freunde auf den Gedanken, daß es etwa gut sein möchte, diese Aufsätze zu sammeln, noch eine Anzahl von ähnlicher Art beizufügen und dann das Ganze in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen; vielleicht würde ein solches Büchlein, meinten sie, hier und da zum Vorlesen in Vereinen oder sonst auch zur Anregung des Interesses für den finstern Weltteil und dessen Bewohner nützlich werden können. Dies veranlaßte mich, das schon Gedruckte wieder durchzusehen, demselben, soweit es nötig schien, für die neue Verwendung eine neue Gestalt zu geben und dann eine Reihe von Abschnitten noch besonders für diesen Zweck zu verfassen.

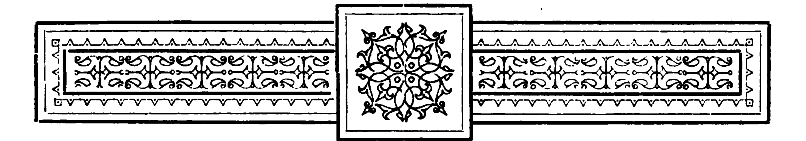
Ich habe längere Jahre in der Kapkolonie gelebt, wo ich, soweit meine Kraft reichte, in einer englischen Mission thätig war und, wenn ich selbst nicht arbeiten konnte, das beobachtete, was um mich her vorging. Alles, was ich schildere und erzähle, habe ich selbst gesehen und erlebt, und wenn ich manches gar nicht berühre, was diesen oder jenen Leser vielleicht am meisten interessieren würde, so liegt der Grund davon einfach darin, daß ich mit solchen Dingen nicht genugsam in Berührung gekommen bin und durchaus nur persönlich Erlebtes und Erfahrenes aufzeichnen wollte.

Nehmt meine Arbeit freundlich auf, liebe Leser, als eine kleine Skizzensammlung aus Süd-Afrika, als einzelne Blätter aus meinen Tagebüchern, als Erinnerungen aus einer lieben vergangenen Zeit, welche mir ewig unvergeßlich bleibt.

Sollte nun etwa von irgend einer Seite der Einwurf erhoben werden, daß ich die Verhältnisse und Persönlichkeiten zu ideal darstelle und zu wenig bei den Schatten verweile, welche dazu gehören, so setze ich diesem Vorwurf ganz getrost eine Erklärung entgegen, die ihn entkräften sollte. Ich habe hier an das mir erst fremde und dann sehr lieb gewordene Volk des Kaplandes zurückgedacht, etwa wie der Künstler, welcher sich der idealen Landschaftsmalerei gewidmet hat, eine fremde schöne Gegend besucht, um aus allem was ihm vor Augen kommt seine Gemälde zusammenzustellen. Die schneebedeckten Berggipfel im Hintergrund, dann der dunkle Hochwald und das frische, grüne Thal mit dem sprudelnden Quell, an welchem die Rehe weiden, auf dem ragenden Fels die stattliche Burgruine und im Vordergrund die malerischen Häuser der Landleute mit ihren schön geschnitzten Altanen oder das Waldkapellchen des Emeriten mit dem Kreuz darauf — es ist alles Wirklichkeit, und der Maler hat nur dargestellt, was sich in Wahrheit in der Gegend vorfindet; aber das öde, dürre Kartoffelfeld, die Dunghaufen vor den Hütten und die langen staubigen Landstraßen, welche etwa dazwischen liegen, hat er nur flüchtig angedeutet oder ganz übergangen. Einer Frau wird man eine solche Art der Auffassung desto eher erlauben; ich wollte einmal das Schöne, das Gute und Edle, welches ich selbst an den viel verkannten, viel mißhandelten, viel geschmähten und viel verspotteten Kindern Süd-Afrikas beobachtet und wahrgenommen habe, in ein volles Licht stellen, und wenn durch meine Aufzeichnungen jemand diejenigen auch lieben und schätzen lernt, welchen mein Herz in warmer Teilnahme ergeben bleibt bis zum Ende, so habe ich nicht umsonst geschrieben.

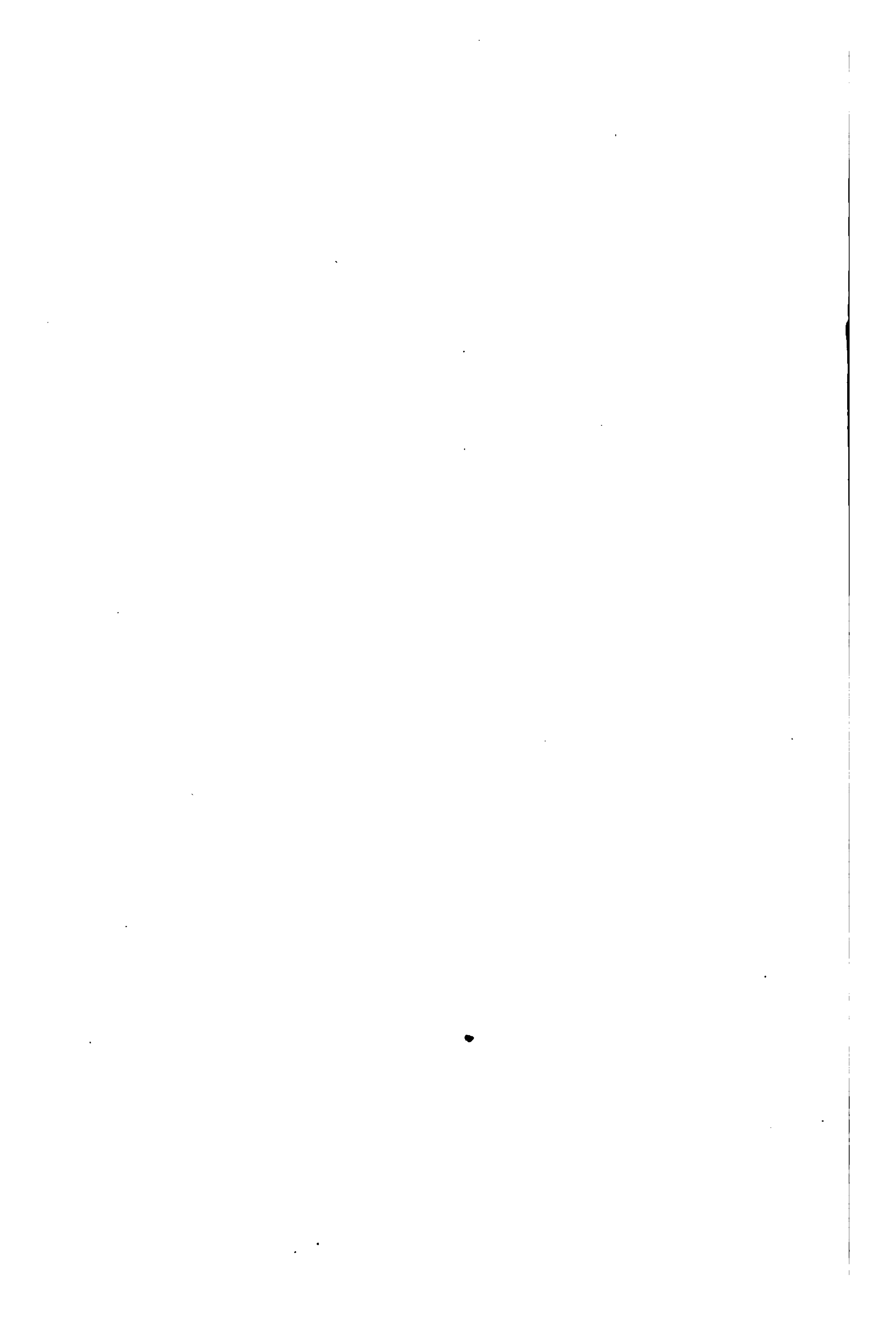
Geschrieben
in der Passionszeit 1898.

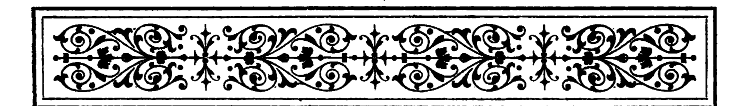
Die Verfasserin.



Inhalt.







I. Etwas über Land und Leute im allgemeinen.

Der finstere Weltteil! Was das natürliche Licht betrifft, so verdient er ja in keinerlei Weise diesen Namen, denn die glühendheiße Sonne scheint dort dreimal heller zu leuchten als in unsrer Heimat, und das Auge des Neuangekommenen wird fast schmerzlich geblendet von dem weißen Meeresstrand und dem strahlenden Glanze der dünnen, klaren Luft rings umher; die Blumen haben dort weit brennendere Farben als bei uns, und in der Nacht übertrifft das Funkeln des Oceans, welcher die Klippen umspült, alles, was man in dieser Art an den Meereswogen der nördlicheren Zonen bemerkt. Dunkel ist nur die Hautfarbe der Menschen, und dunkel ist im großen und ganzen auch deren Geist, weil ihm das Licht der Erkenntnis Gottes mangelt; in geheimnisvolles Dunkel war auch bis vor kurzem noch der weitaus größte Teil des Landes gehüllt für die Europäer, welche sich nur auf schmalen Küstenstrichen angesiedelt hatten, das Innere von Afrika war ja noch auf den Landkarten unserer Jugendzeit nichts als ein großer, leerer Fleck, eine öde terra incognita. Erst seit der edle Livingstone und nach ihm andere europäische Forscher mit kühnem Mute es gewagt hatten, weiter hineinzudringen, haben wir mehr und mehr Kenntnis erhalten von jenen bis dahin verschlossenen Gegenden, die des Wunderbaren und Interessanten so viel in sich bergen, und mit jedem Jahr wird der Strom der Auswanderer breiter, welche Europa verlassen,

um in Afrika ihr Glück zu suchen. Staatsmänner richten ihr Auge nach den klimatisch bestgelegenen Gegenden, um der überzähligen Bevölkerung unserer Länder dort eine neue Heimat aufzuthun; die Handelswelt setzt Pläne ins Werk, um die Produkte des ungeheuren Weltteils so viel als möglich zu verwerten; Abenteurer aller Art ziehen hinaus mit der Absicht, die Gold- und Diamantenfelder auszubeuten oder sich bei Löwen- und Elefantenjagden Ruhm zu erwerben. Ach, und der Abschaum unserer Völker, welcher zu Hause sein Haupt nicht mehr erheben darf, wandert nach Afrika aus, um an Orten, wo noch wenig Überwachung durch Gesetze und Polizei ist, ungestraft neues Unheil anrichten zu können. Auch gelehrte Forscher durchziehen die unwirtsamsten Gegenden, um die Wissenschaft zu bereichern, und Philanthropen werden angezogen durch das Studium der Naturvölker, die wir jetzt eins nach dem andern kennen lernen und deren Civilisation sie nach Kräften befördern möchten. Die Missionare aber — nun, die wollen möglichst viele Bewohner Afrikas zur Ehre Gottes ihm unterthänig machen, jeder so gut er es weiß und gelernt hat, und wenn auch zuweilen Mißgriffe dabei vorkommen, arbeiten diese doch gewiß alle mit dem besten Willen und das wahre Heil der Menschen suchend.

Es kann mir durchaus nicht einfallen, mich bei meinen kurzen Aufzeichnungen auf geographische, klimatische und naturgeschichtliche Verhältnisse näher einzulassen; sind doch so viele gute und nützliche Bücher darüber geschrieben worden, aus denen jedermann sich ganz genügend belehren kann, daß ich mich darauf beschränken möchte, wenige Worte über das zu sagen, was sich in Süd-Afrika dem Auge des Beschauers auf seinen Reisen zunächst darstellt. Es ist die große Verschiedenheit der Scenerie, welche uns ganz besonders auffällt, denn Afrika trägt überall mehr oder weniger den Charakter des Oasenlandes, wo je nach der Höhenlage und dem sehr vereinzelten Vorhandensein von Quellen und Flüssen entweder die einförmigste Wüstenlandschaft sich viele Meilen weit ausbreitet oder ein Fleckchen Erde sich plötzlich unsern erstaunten Blicken

zeigt, so herrlich strotzend von der üppigsten Vegetation und belebt von einer mannigfachen Tierwelt, daß wir uns aus der Ferne kaum eine Vorstellung davon machen können. Gleich wenn man am Kap der guten Hoffnung landet, bekommt man einen ganz eigentümlichen Eindruck hiervon; zwar nimmt sich die Kapstadt von der See malerisch genug aus mit dem Hintergrunde des Tafelgebirges, vorzüglich wenn man sie zuerst des Abends von elektrischen Lichtern strahlend erblickt, aber sobald man an das Land steigt, wird man sehr enttäuscht durch den Eindruck, den die glühenden staubigen Straßen mit den niedrigen flachen Häusern machen, zwischen denen kein schattiger Baum, kein grünes Plätzchen sich zeigt. Nur an dem Westende, welches vor dem scharfen Südostwinde geschützt ist, führen prachtvolle Alleen von Korkeichen nach den wunderschönen Anlagen des botanischen Gartens und weiterhin zu den waldigen Abhängen des Tafelberges; hier gruppieren sich auch die Hauptgebäude der Stadt, der Wohnsitz des Gouverneurs, das Parlamentsgebäude und die Kathedrale, und in den zunächstliegenden Straßen giebt es Häuser mit oberem Stockwerk, sowie elegante englische Läden in Menge, aber die östlichen Stadtteile, wo die gewerbtreibende und arbeitende Bevölkerung wohnt und wo der heftige Seewind auch die geringste Gartenkultur unmöglich macht, sieht es trübselig genug aus, immer trübseliger, je mehr man in die Gegend hinauskommt, wo die zuziehenden Farbigen sich anbauen. In der Regenzeit steht dort auf den ungepflasterten Straßen das faulende Wasser in großen Lachen zwischen den ärmlichen Hütten, und im Sommer watet man durch unendlichen Staub unter einer unbeschreiblichen Sonnenglut, welche nur gemildert wird, wenn der schreckliche Samum Tage und Nächte lang durch die Gegend saust, den Sand und Kies in Wolken aufwirbelnd und jede Ritze damit füllend. Setzen wir uns jedoch in den Eisenbahnzug, der uns um die Ecke des Berges in die Vororte der Kapstadt hinausbringt, wo die Wohlhabenden ihre Villen erbaut haben, dann sind wir wieder wie in einer andern Welt. Herrliche Gärten belohnen überall reichlich die Mühe ihrer Anlage

mit einer wunderbaren Fülle des schönsten südlichen Blumenflors; Feigen, Bananen, Pfirsiche und Trauben lachen uns von jedem sonnigen Hügel entgegen, und stundenlang wandeln wir durch schattige Haine von himmelhohen Pinien, Eukalyptus und andern Bäumen des Landes, welche zwar nicht so frisch erscheinen wie unser nordisches Waldesgrün, aber trotz ihrer matteren Färbung doch der Landschaft einen großen Reiz verleihen. Steigt man nun am Tafelberg hinauf, so wird man, je höher man kommt, desto mehr überrascht durch die große Mannigfaltigkeit der wilden Flora; Blumen von so lebhaften Farben und von solchem üppigen Umfang, wie wir sie bei uns nur in Gewächshäusern sehen, blühen hier in unerhörter Zahl jedes Jahr zwischen den wuchernden Farnkräutern auf, sobald die Regenzeit das Erdreich befruchtet und die halbvertrockneten Bäche wieder gefüllt hat. Je mehr wir landeinwärts gehen, desto schärfer treten diese Kontraste hervor; ob wir nun auf der Eisenbahn nordwärts nach den Diamantfeldern von Kimberley oder nach der angehenden Weltstadt Johannesburg fahren, wo endlose Steppen an unsern Blicken vorüberfliegen und zuweilen die Strauße mit aufgeblähten Flügeln und gewaltigen Schritten ihrer langen Beine unsern Zug eine Strecke Weges begleiten, oder ob wir im langsamen Ochsenwagen mühsam auf schlechten Straßen uns durch Sand und Steine fortarbeiten und nachts bei dem einsamen Feuer auf der Karroo[1]) rasten, — welch unfruchtbare, weltverlassene Einöde umgiebt uns da manchesmal einen Tag nach dem andern! Mit dem trägen Ochsengespann, sechzehn oder achtzehn an der Zahl, kann man oft einen vollen Tag oder auch zwei durchs Land ziehen, ohne auch nur eine menschliche Wohnung zu treffen, wenn nicht etwa an einem cisternenartigen Wasserbecken eine weiße Hütte, höchst schmucklos und mit flachem Dache, hingesetzt ist, wo der Kolonist haust, dessen rauhwollige Schafe oder kleine, magere Rinder weit umher zerstreut ihr spärliches Futter suchen. Ein paar

[1]) Ein altes Wort der Hottentottensprache (eigentlich trocken und dürr) bezeichnet eine große Hochebene im Süden der Kapkolonie.

farbige Leute vielleicht, die irgend ein Geschäft auszurichten haben, begegnen einem ein oder zweimal auf der ganzen Reise, oder man hört von ferne den langgezogenen Ton der Rohrflöte, mit dem ein zwerghafter Buschmann seine Ziegenherde zusammenhält, — der Farmer, welchem dieselbe gehört, wohnt möglicherweise eine halbe Tagereise weiter. Etwas Reizloseres als eine solche südafrikanische Steppenlandschaft könnte man sich kaum vorstellen, und dennoch, der einsiedlerische Boer, wenn er ein paarmal im Jahre, um zu verkaufen und zu kaufen oder auch um den Gottesdienst zu besuchen in eine größere Ansiedlung oder gar in eine Stadt kommt, empfindet das bitterste Heimweh, bis er wieder weit draußen im Land ist, wo die tiefste Stille ihn meilenweit umgiebt, wo bei Tag die Luft so heiß und doch so rein über der Hochebene brütet und wo sein Horizont so weit ist, daß bei Nacht an dem dunkeln südlichen Himmel jeder Stern, welcher den Bewohnern jener Zone sichtbar sein kann, in der dünnen Atmosphäre wie eine leuchtende Kugel vor seinen Augen flimmert! — Aber dann wieder sobald ein Fluß oder See sich zeigt, da stehen ringsum wogende, schattige Bäume, die Weiden lachen in frischem Grün, Mais und Kornfelder sind angebaut, und stattliche Farmhäuser, von Obstgärten umgeben, fordern zu gastlicher Einkehr auf; gehört das Territorium noch den Eingebornen, dann sind auch deren Kraale in althergebrachter Form überall angesiedelt, wo sich Weide und Wasser finden, und Hunderte von Rindern werden von ihren Knaben gehütet, oder schöne Pferde jagen in großer Zahl auf den Hügeln umher, unter der Obhut ihrer berittenen Hirten. Doch erst wenn wir an einen Ort kommen, wo seit längerer Zeit fleißige Missionare die Bewässerung richtig verteilt und den Boden regelmäßig angebaut haben, was ist das für eine Pracht von blühenden Sträuchern und fruchttragenden Bäumen, denen man immerfort wehren muß, daß ihre strotzende Fülle sich nicht gegenseitig erstickt und überwuchert! Die Tierwelt sowie die Pflanzenwelt zeigen sich in Südafrika unter denselben Breitengrade unendlich verschieden, je nachdem es Küstenland oder Hochplateau, feucht oder trocken,

dem Winde ausgesetzt oder vor demselben geschützt ist, denn das Klima gestaltet sich durch diese Verhältnisse sehr mannigfaltig; die tiefer liegenden Gegenden, besonders am Meeresstrand, haben einen glühendheißen Sommer, oft ohne alle Niederschläge, und dann mehrere Monate Regenzeit, wogegen in höheren Gegenden die Hitze im Sommer durch viele starke Gewitter temperiert wird und der Winter kühl und trocken, oft sogar mit Reif und Frost verläuft. Demgemäß findet man auf den fruchtbaren, warmen und gut geschützten Oasenflecken viele Arten von Papageien, welche mit ihrem Kreischen die Mangobäume beleben, und große Trupps von schnatternden Affen verlassen jeden Abend die Felsklüfte oder Haine, in denen sie zu hausen pflegen, um die Obstgärten zu berauben, — dann aber wieder viele Stunden weit ist fast kein lebendes Wesen wahrzunehmen, etwa eine Schlange ausgenommen, die sich im Grase sonnt, oder ein Aasvogel, der sich hoch aus der Luft nach irgend einer Beute umsieht. Die Hafenstadt Durban z. B., in besonders günstiger Lage erbaut, ist nicht nur von einer fast tropischen Vegetation umgeben, auch die Vögel und Schmetterlinge, welche der Naturforscher dort verzeichnen kann, entsprechen natürlich derselben, während wiederum im benachbarten Bergland der Basuto, der rauhern Luft wegen, die Pflanzen- und Tierwelt nichts bietet, das den Europäer an einen fremden Weltteil mahnt. Diesen letzteren Eindruck hat man auch hier und da in der Karroo, wenn man nicht einmal den Heuschrecken begegnet, dieser furchtbaren Landplage, die fast alle Jahre irgendwelche Gegend von Südafrika heimsucht, um jedes Gräschen und jeden Fruchthalm zu zerstören, wovon die spärliche Bevölkerung mit ihrem Vieh hätte leben sollen.

Von dem Südkap bis zum Vaalflusse habe ich auf Reisen manche Orte und Gegenden zu sehen Gelegenheit gehabt, über die ja noch allerlei zu sagen wäre, wenn es nicht die Leute mehr als das Land wären, welche uns in diesen Blättern beschäftigen sollen; und hier muß ich auch gleich zu Anfang von der großen Mannigfaltigkeit der Völker, Sprachen und Zungen reden, die man in der Kapkolonie antrifft. Nach-

dem mehrere europäische Nationen nacheinander sich dort angesiedelt hatten, wurden natürlich die eingebornen Völkerschaften teils durch Waffengewalt und Druck der Sklaverei fast ausgerottet, teils aus ihren angestammten Besitzungen vertrieben, so daß sie sich anderswo niederlassen mußten und entweder zu Grunde gingen oder in die Dienstbarkeit der Weißen gerieten, zuweilen vermischten sie sich auch untereinander, und es mag manche Sprache und nationale Eigenart sich in dieser Weise verändert haben oder verloren gegangen sein. Das Volk der Buschmänner z. B. existiert als solches gar nicht mehr, seit ihnen die bewaldeten Gegenden genommen wurden, in denen sie zu hausen pflegten; man trifft sie jetzt nur noch ganz vereinzelt als Hirten bei den Kolonisten an, kleine Leute von gelblicher Gesichtsfarbe, mit etwas affenähnlichen Zügen und von scheuem, zurückhaltendem Wesen. Die Hottentotten, welche früher eine große Nation waren, sind jetzt im ganzen westlichen Teil der Kapkolonie wenig mehr in ganz reiner Rasse anzutreffen und haben durch die lange Zeit ihrer Sklaverei unter den Holländern sowohl ihre Sprache vergessen, als auch jede angestammte Eigentümlichkeit verloren, und aus manchen vermischten und halbuntergegangenen Stämmen hat sich im Laufe der Zeit eine ganz neue, zahlreiche Rasse herausgebildet, welche der Kapkolonie eigentümlich ist und jetzt mit dem Namen Capeboy bezeichnet wird. Diese Leute haben sich seit der Abschaffung der Sklaverei völlig als freie Arbeiter und Dienstboten unter den Europäern eingelebt und sind im ganzen fleißige, brauchbare Menschen; ihre Sprache ist natürlich die kapholländische, doch reden besonders die jüngeren auch englisch. — In den größeren Städten trifft man auch überall in großer Anzahl die Malayen, welche einst als Sklaven aus ihrer indischen Heimat importiert, sich seit ihrer Freilassung vorzüglich dem Handel und Gewerbe zugewendet haben, wobei sie desto besser gedeihen, weil der Handelsgeist und das Talent zu spekulativen Unternehmungen den Eingebornen von Afrika absolut fehlen. Aber auch die Malayen haben schon angefangen, sich durch Heirat mit Leuten anderer Nationalität zu verbinden, freilich nur, wo diese bereit

sind, den Mohammedanismus, welchen alle Malayen bekennen, anzunehmen. Afrikaner von ganz reiner Rasse, welche noch auf eigenem Grund und Boden, mit Beibehaltung aller althergebrachten Sitten und Gebräuche leben, sind in Südafrika, soweit ich dasselbe kenne, nur noch die Kafirs oder Kaffern, wie sie nach einer holländischen Korruption des Wortes genannt werden. Kafir ist eine arabische Benennung und bedeutet „ungläubig“; als die mohammedanischen Emissäre zuerst diesen Teil von Afrika bereisten, um ihre Religion daselbst auszubreiten, gaben sie den Völkern, bei welchen sie durchaus keinen Eingang fanden, den Namen Kafirs, welcher ihnen bis heute geblieben ist. Diese selbst aber nennen sich nie so, da sie wissen, daß es ein Schimpfname ist, wenn sie schon den Ursprung desselben nicht mehr kennen, — sie bezeichnen sich stets mit ihrem Stammesnamen: Zulu, Basuto, Bechuana, Barolong, Pondo, Tambuki, Fingo, Amaxosi u. s. w. Es giebt viele Unterschiede der Sprachen und Sitten bei diesen verschiedenen Kafirstämmen, und wenngleich alle von dunkelbrauner Farbe, wolligem Haar und besonderem Typus der Gesichtszüge sind, so ist doch der nationale Charakter durchaus nicht der gleiche. Die Zulus zeichnen sich vor allem durch Kraft und kriegerischen Mut aus, die Fingos sind die klügsten und begabtesten, die Basutos die treuesten und zuverlässigsten, die Amaxosi sind lebhafter und leichter zugänglich als die andern, und die Pondos gelten für die wildesten und rohesten. Alle aber sind mehr oder weniger wohlgebaute Menschen von einer gewissen Würde und Anmut des Benehmens und gutem Verstande, und obgleich sie jetzt, wenn auch auf eigenem Besitztum, überall unter englischer Oberhoheit leben, halten sie noch so viel als möglich an ihren von den Vorfahren ererbten Gebräuchen fest und werden von ihren Häuptlingen diesen gemäß regiert (nur in den holländischen Republiken, wo sie völlig besitzlos und fast ganz rechtlos sind, haben sie nach und nach ihre nationalen Eigentümlichkeiten immer mehr verloren und sind infolgedessen ziemlich verkommen). Da also diese Kafirs nicht nur die interessantesten Völkerschaften von Süd-Afrika sind,

sondern ich auch durch die Verhältnisse meines Lebens in der Kapkolonie besonders mit diesen Eingebornen in Berührung kam, so weiß ich selbstverständlich von den Kafirs am meisten zu erzählen.

Es war mir immer merkwürdig, zu beobachten, wie neben manchem Thörichten und Abergläubischen doch auch sehr viel Weises und Praktisches in den alten Gesetzen dieser Naturvölker zu finden ist. Der Häuptling, obgleich ihm seine Unterthanen absolute Gewalt über Leben und Tod zugestehen, darf doch sonst eigentlich, abgesehen von den Einschränkungen, welche ihm jetzt die englische Regierung auferlegt, nicht ganz als Selbstherrscher regieren, sondern hält vor jedem wichtigen Unternehmen Rat mit den älteren Männern seines Volkes. Der Doktor oder Zauberer hat dann erst durch Beschwörung der Geister verstorbener Häuptlinge oder Krieger Glück und Erfolg zu schaffen, — gelingt ihm dies nicht, so muß irgend jemand daran schuld sein, welcher den Zauber gestört hat, und dieser, durch den Doktor bezeichnet, wird dann meist ohne Erbarmen hingemordet. Treue der Stammesgenossen untereinander und Ergebenheit gegen den Häuptling sind allgemeine Tugenden; auch trotz der überall herrschenden Vielweiberei ist bei den Frauen Keuschheit und Sittsamkeit landesüblich. Die Kafirs leben von ihren Herden und gelangen durch dieselben oft zu großem Reichtum; umgekehrt können sie aber auch durch Futtermangel und Viehsterben plötzlich ganz verarmen. Ihre Nahrung besteht aus gegorener Milch, Maisbrei und Bier aus einer Art brauner Hirse bereitet; Fleisch wird nur bei festlichen Gelegenheiten, dann aber in ungeheurer Menge genossen. Die Herden werden nur von Knaben und Männern gehütet, denn keine Frau darf ein Stück Vieh anrühren, ja, es würde ihr zur Unehre gereichen, auch nur am Eingang des Viehkraals, einer kreisrunden Umzäunung, in welche das Vieh zur Nacht hineingetrieben wird, vorbeizugehen. Die Weiber haben ganz entschieden eine untergeordnete Stellung und müssen in Gegenwart der Männer schweigen, auch verheiratet der Vater seine Töchter allein nach seinem Gutdünken; doch sollen die

Frauen im stillen einen ziemlichen Einfluß auf ihre Männer ausüben, sind durch bestimmte Gebräuche in ihren Rechten geschützt und werden nur selten schlecht behandelt. Nur die große Frau (d. h. die erste) wohnt im Hause ihres Mannes, die andern haben jede ihre eigene Hütte und jede bereitet ihre Mahlzeiten für sich und ihre Kinder, während der Mann abwechselnd bei ihnen zu Gast geht, doch essen die Frauen immer erst nach den Männern. Sie haben auch den größten Teil der Feldarbeiten zu verrichten, Matten zu flechten, Tierfelle zu gerben und dergleichen, worin sie besonders einige Monate vor ihrer Verheiratung von alten Frauen unterrichtet werden; vorher thun sie nichts als spielen und lachen, denn die Hauptsache ist, daß sie recht hübsch und munter seien, wenn ein Freiersmann kommt, um seine Wahl zu treffen. Je schöner und angenehmer das Mädchen, desto größer ist die Morgengabe, natürlich in Vieh bestehend, welche der Bräutigam dem Vater der Braut entrichten muß; dieser hat die Nutznießung davon, muß aber dieselbe Zahl an Kühen und Ochsen für seine Tochter, wenn sie Witwe werden sollte, oder sonst für deren Kinder pflegen und aufbewahren. Kein Mann darf eine weitere Frau heiraten, ohne sich auszuweisen, daß seine Maisfelder und Herden ausreichend sind, um noch eine Familie zu ernähren; mißhandelt einer seine Frau ungerechterweise, so kann sie ihn sofort verlassen und kehrt zu ihrem Vater oder Bruder zurück, wo er sie dann entweder durch eine Buße an Vieh wieder auslöst, oder falls sie nicht einwilligt, zu ihm zurückzukehren, vor vielen Zeugen von ihm geschieden wird. Die Hochzeiten werden mehrere Tage nacheinander gefeiert, durch große Eß- und Trinkgelage sowohl, als durch die sogenannten Kafirtänze oder eigentlich Pantomimen, wobei Männer und Frauen oft zu Tausenden in getrennten Haufen einander gegenüber stehen, bei hellem Mondschein ganze Nächte hindurch die Luft meilenweit mit ihrem eintönigen Gesang erfüllend. Die Braut wird danach dichtverschleiert in den Kraal des Mannes gebracht, und ist der Schleier gelüftet, dann beginnt ihr Leben in Arbeit und Gehorsam, das aber kein unglückliches zu sein scheint, da

die Kafirfrauen meist heiter aussehen und miteinander wie fröhliche, verträgliche Kinder verkehren. Ist in einer Hütte ein Kleines geboren, so darf zehn Tage lang kein Mann, auch der eigene Vater nicht, derselben nahe kommen; erst nach dieser Zeit wird dem Kinde ein Name gegeben, welcher oft, wie wir auch im Alten Testament lesen, an etwas eben Geschehenes oder Erlebtes erinnert. Dazu wird stets eine Ziege geschlachtet, von welcher bestimmte Teile als Opfer für den Geist irgend eines verstorbenen Vorfahren verbrannt werden, wobei das Kind über den Rauch gehalten und der Geist durch den Zauberer beschworen wird, demselben nichts Übles zu thun oder widerfahren zu lassen; die Verwandten essen darauf das übrige Fleisch der Ziege, und aus den Sehnen derselben knüpft man ein Halsband, welches das Kind tragen muß, bis es alle Zähne hat. Ähnliche Opfer werden auch bei allen andern Familienereignissen und vor besonders wichtigen Unternehmungen gebracht. Die Kafirs haben keine eigentliche Religion; nur die Furcht vor bösen Geistern, der Gebrauch des Fetisch als Schutzmittel vor allem möglichen Übel und das Verlangen, um jeden Preis mit dem Zauberer gut zu stehen, — das ist alles, was sie mit der unsichtbaren, für sie ganz dunklen und zweifelhaften Welt in Verbindung setzt. — Die Knaben werden so bald als möglich von ihrem Vater und den Freunden der Familie in der Besorgung des Viehes, im Speerwerfen, Wettlaufen und dergleichen unterwiesen; sobald sie völlig erwachsen sind, beschneidet man sie und belehrt sie über ihre Mannespflichten, wonach sie sich Herden zu erwerben suchen, um dereinst auch einen Hausstand gründen zu können. Die Mädchen werden, wie schon gesagt, im Hause ihres Vaters meist gar nicht zur Arbeit angehalten, dagegen aber streng behütet und so früh wie möglich verheiratet.

In dem schönen Hügellande der Basuto, sowie in den weidereichen Distrikten des britischen Kafirlandes ist die eingeborene Bevölkerung verhältnismäßig ein dichte, die Leute sind Eigentümer des Bodens und haben der britischen Regierung nur eine kleine Steuer zu entrichten, sowie sich den Gesetzen zu

unterwerfen, welche mit Schonung ihres Unabhängigkeitssinnes und mit viel Rücksicht auf ihre Vorurteile und Verhältnisse abgefaßt sind: Kleinere Vergehen gehören vor die Gerichtsbarkeit der Häuptlinge, während Mord, Totschlag ꝛc., soweit sie bekannt werden und besonders die blutigen Fehden der verschiedenen Stämme untereinander vor den englischen Behörden verhandelt werden; doch begeben sich die Häuptlinge zuweilen freiwillig ihrer Rechte insoweit, daß sie auch geringere Sachen zur Aburteilung vor den Magistrat bringen, zu welchem sie meist in sehr freundlichem Verhältnis stehen. — Besuchen wir jetzt die Wohnung eines Kafirs, um auch die häuslichen Einrichtungen dieses interessanten Volkes kennen zu lernen; es ist ein Fingodorf, in welches wir eintreten, und die Fingos als die reichsten und kultiviertesten von allen Kafirs bauen auch ihre Häuser am schönsten und kunstfertigsten. Der Fingo errichtet seine Wohnung in ovaler Form, mit ziemlich starken Mauern, welche sorgfältig beworfen und durch eine Mischung von Sand und Kuhmist, die in der Sonne bis zur Härte des Cements trocknet, eine glatte braune Oberfläche bekommen. Das Dach ist von Gras und Rohr zusammengeflochten, mehrere ganz kleine Fenster sind angebracht, und die Thür ist höher als bei andern Kafirwohnungen, von dem großen inneren Raum sind meistens durch mannshohe Zwischenwände einige besondere Kammern abgeteilt, und gerade dem Eingang gegenüber sieht man an der Wand die Schilde, umgeben von den Speeren und sonstigen Waffen, aufgehängt; darunter ist der Platz des Hausherrn, wo er Besuche zu empfangen pflegt. Das eigentliche Kafirhaus nach altem Zuschnitt enthält keinen andern Hausrat als Matten und Felle, welche tags als Sitze und nachts als Lager dienen und an den Wänden entlang in regelmäßiger Ordnung zusammengelegt sind, während Decken, Kleider, Schmucksachen und Werkzeuge, in große Bündel zusammengeknüpft, an den offenen Dachsparren aufgehängt sind; doch schaffen solche wohlhabenden Kafirs, die schon öfters mit Europäern verkehrt haben, sich auch häufig einen Tisch, eine Truhe und andere Bedürfnisse des civilisierten Lebens an. Wenn

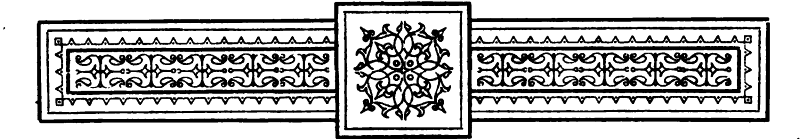
schon alle Kafirs ein gewisses Geschick haben, mit Hülfe der allerprimitivsten Werkzeuge mancherlei künstliche Sachen von Knochen, Holz und Draht zustande zu bringen, so sind die Fingos noch besonders berühmt durch ihre Wandmalereien; diese stellen Menschen, Pferde, Ochsen, Strauße und andere Tiere und Vögel dar, welche, da sie reihenweis übereinander angebracht sind, stark an die bildlichen Darstellungen der alten Ägypter erinnern; die Farben sind gelb, rot und schwarz und werden aus gewissen Arten von Thon und Pflanzensaft bereitet. Der Boden der Hütte ist festgestampft und überaus reinlich gehalten, und in der Nähe des ovalen Haupthauses befinden sich immer noch mehrere runde Hütten, wo die Nebenfrauen wohnen oder die Maisvorräte aufbewahrt sind; auch gehören zu jeder wohlhabenden Familie einige „Freunde“ des Mannes, welche noch kein eigenes Heimwesen haben und sich deshalb ihm zu Dienst stellen, in einer seiner Hütten zusammen wohnen und ihn überall hin begleiten. — Das Feuer zur Bereitung des Maisbreies (Bogobe) wird stets im Freien auf dem festgestampften Platze vor der Hütte angezündet, wo man auch bei schönem Wetter meistens die Frauen und kleinen Kinder antrifft, wenn erstere nicht gerade auf dem Felde oder mit Wasser- und Holztragen beschäftigt sind. Den Deckenstoff, in welchen die Kafirs sich kleiden — denn der frühere Karoß von Fellen ist stark in Abnahme gekommen — sieht man immer mit Ocker lebhaft rot gefärbt, und dies steht den stattlichen, dunklen Gestalten so malerisch an, daß es einem fast leid thut, diese nationale Tracht in der Nähe von europäischen Ansiedlungen häufig schon durch unsre Art der Kleidung verdrängt zu sehen. Betreten wir als Besucher ein Haus wie das vorher beschriebene, so werden wir eingeladen, gerade vor dem Hausherrn Platz zu nehmen, wozu man, wenn es irgend zu haben ist, ein Bänkchen oder eine Kiste herbeiträgt, während die Familie mit gekreuzten Beinen auf Fellen oder Matten sitzt, die Frauen, je nach ihrer Reihenfolge, zur rechten Seite des Mannes, und die zum Hausstand gehörigen Jünglinge oder Männer zu seiner Linken. Darauf

wird uns Kafirbier oder gegorene Milch zur Erfrischung angeboten, und die Unterhaltung kommt rasch in Gang, indem der Hausherr fragt oder erzählt und die übrigen Männer auch ihr Wort dareingeben, während die Frauen nur sprechen, wenn sie direkt angeredet werden. Wie ich schon oben gesagt, haben die Fingos helle Köpfe, und es ist wirklich interessant, wie sie über alles nachdenken und sich ihr Urteil bilden; weitaus die meisten von allen eingebornen Geistlichen, Missionsgehülfen und Schullehrern, welche bei den verschiedenen Kafirstämmen verwendet werden, sind Fingos, die man fast durchgehend nicht nur sehr befähigt zum Lernen, sondern auch brauchbar und ausharrend in ihren Berufspflichten findet.

Rings um ein Dorf von wohlhabenden Kafirs, das in fruchtbarer, wasserreicher Gegend liegt, breiten sich die Mais- und Hirsefelder aus, welche sie zu ihrer Nahrung anbauen, und weiterhin auf den grünen Matten und buschbewachsenen Hügeln weiden in ungeheurer Zahl die Herden der Bewohner; besonders ziehen die Fingos viele gute Pferde, die sie mit Vorteil in die europäischen Ansiedelungen zum Verkauf bringen. Alle Fingos sind ausgezeichnete Reiter, und ihre Frauen sitzen ebenfalls sehr gut zu Pferde, auch wenn sie in vollem Galopp meilenweit über Stock und Stein jagen, — während bei andern Kafirstämmen nur die Männer reiten und die Frauen, noch dazu etwaiges Gepäck auf dem Kopf tragend, zu Fuß hinterhergehen. —

Was ich sonst hier von den Sitten gesagt habe, gilt im allgemeinen auch von denen der übrigen Kafirs, obgleich natürlich jeder Stamm wieder seine besonderen Eigentümlichkeiten hat, und die Lebensweise sich je nach den Verhältnissen ihrer Lage, der Beschaffenheit des Bodens 2c. etwas anders und meist weniger günstig gestaltet. Jedenfalls stehen diejenigen geistig am höchsten und haben ihr Dasein am behaglichsten eingerichtet, welche meist auf demselben Grund und Boden heimatlich bleiben konnten, während bei anderen, die ein ungünstiges Klima zu häufigem Nomadisieren nötigte, sich alles weit ärmlicher gestaltet hat, weil alle Kräfte durch den Kampf

um die Existenz in Anspruch genommen wurden. — Aber es stimmen wohl alle, welche sich für die Kafirs interessieren und sie näher kennen gelernt haben, darin überein, daß sie eine gut beanlangte, mit vielen edlen und liebenswürdigen Eigenschaften ausgestattete Nation sind, für höhere Eindrücke sehr empfänglich und christlicher Belehrung zugänglicher als viele andere Völker. Ihre patriarchalischen Sitten, ihre Familienliebe, ihr Interesse für alles Neue, das an ihrem Geiste vorübergeht, berechtigen neben ihren sonstigen unzweifelhaften Talenten zu der begründeten Hoffnung, daß sie einst, wenn sie mit Weisheit und Wohlwollen herangezogen werden und der rechte Platz ihnen gewährt wird, in dem Afrika der Zukunft eine bedeutende Stellung einnehmen können. Ihre heidnische Unwissenheit und ihre abergläubischen Vorurteile, ihr nur zu oft gerechtfertigtes Mißtrauen gegen die Weißen, ebenso wie der Mangel an Beständigkeit, wie man ihn bei den meisten Naturvölkern findet, halten bisher noch die richtige Fortentwicklung vielfach auf, und wehe denen, welche aus diesen Schwachheiten Vorteil zu ziehen suchen, indem sie ausnützen und unterdrücken, wo sie schonen, schützen und weiterhelfen sollten! Jeder, der mit Liebe und Teilnahme den Charakter dieser Leute studiert hat, wird immer mit Freude zurückdenken an ihren lebhaften offenen Sinn, ihre Bereitwilligkeit zu lernen und ihr zufriedenes, einfach natürliches Dasein. Wünschen wir ihnen Gutes, hoffen wir das Beste für sie, und möchten noch recht viele angeregt werden, in den dunklen Weltteil hinauszugehen als Lichtträger für dessen Kinder; unter allen Freuden meines Lebens ist das die größte gewesen, wenn ich da draußen in einer bis dahin verschlossenen Seele das Licht der Erkenntnis Gottes aufgehen sah und dann in diesem Lichte der ganze Mensch sich wie eine Blume im Sonnenschein entfaltete zu neuem Denken, neuem Hoffen und neuem Streben, — und von solchen Freuden erzähle ich manches in den nachfolgenden Abschnitten.



II. Ein Reisebild.

Es ist nun schon lange her und ich war erst kurze Zeit in Süd-Afrika, da reiste ich einmal von der Kapstadt per Dampfer über Port Elisabeth und darauf mit der Bahn nach King Williamstown, um bis Umtata, der Hauptstadt des britischen Kafirlandes, zu gelangen, wo sich viele von uns zu einer großen Missionskonferenz der englischen Kirche zusammenfanden. Es traf sich so, daß sich, nachdem ich unterwegs hatte etwas ruhen müssen und die erst ausgemachte Reisegefährtin nicht haben konnte, die letzten zwei Tage allein weiterziehen mußte; ich benutzte dazu einen sehr einfachen Postkarren, der zum Teil mit Briefbeuteln und Paketen beladen war, und ein schwarzer Kutscher jagte die vier Pferde in schnellster Gangart über Stock und Stein. In dieser Weise kommt man unglaublich schnell vorwärts trotz der schlechten Wege, da alle drei Stunden etwa neue Pferde eingespannt werden, mit denen irgend ein Kafir an der Straße wartet. Die Gegend war dort sehr reizlos, heiße, dürre Ebenen mit grobem Gras und niedrigem, stachligen Buschwerk bewachsen, kein lebendes Wesen zu sehen, als hie und da eine kleine Wildkatze, welche scheu in ihre Erdhöhle huschte, oder ein Geier, der sich aus seiner Höhe nach einem Aas umsah. Die Kafirs mit ihren Herden leben meistens weitab von den gebahnten Straßen, da sie gern untereinander und fern von den Weißen in ihren Kraalen hausen. Das Reisen in einem afrikanischen Postkarren

ist ziemlich ermüdend; eine Nacht schlief ich in einer kleinen englischen Herberge am Wege, und am nächsten Morgen brachen wir schon um 3 Uhr auf, um noch bis abends 8 Uhr Umtata erreichen zu können. Gegen 2 Uhr nachmittags aber, in der einsamsten aller Gegenden, während der glühendsten Mittagshitze zerbrach eines unserer Räder an einem großen Steine, und der Karren schlug um. Ich kroch so gut ich konnte unter dem Wagenzelt heraus, der Kutscher stellte meinen kleinen Koffer in den Schatten des Karrens, ich setzte mich darauf, und obgleich wir beide glücklicherweise keinen Schaden genommen hatten, so war nun guter Rat teuer. Unser Fuhrwerk war nicht mehr zu brauchen, in der öden Gegend auf eine mögliche Hülfe durch andere zufällige Wanderer zu warten, schien ganz hoffnungslos; daher bat ich den Kutscher, mit den zwei Vorderpferden so rasch als möglich abseits der Straße umher zu reiten, um bei etwaigen Kolonisten der Umgegend nach irgend etwas zu suchen, auf dem ich weiter fahren könnte. Da ich mich für die Postgüter und die beiden übrigen Pferde verantwortlich machte, that er was ich wollte, und ich blieb allein zurück. Eine Stunde verging und noch eine, da tauchte aus dem niedrigen Buschwerk ein dunkler, wolliger Kopf nach dem andern hervor, und bald stand vor mir eine Schar von Männern und Knaben, ihre Kalebassen auf der Schulter, Speere und Stangen in der Hand, wie sie eben von ihren weithin zerstreuten Viehherden kamen, um die Milch in ihre Kraale zu bringen. Die Männer trugen als einzige Kleidung eine rote, wollene Decke über der Schulter, manche hatten einen Drahtring um den Kopf, worin Federn steckten, die Kinder waren völlig nackt, nur daß sie Glasperlen und Armringe trugen. Es war das erste Mal, daß ich Kafirs so ganz in ihrem Naturzustande sah, und ich verstand die Sprache dieses Stammes, den Xosa-Dialekt, damals nur sehr mangelhaft. Ich hörte jedoch, daß sie sich über mich unterhielten und über den Unfall des Postkarrens, daher hielt ich es für das beste, mich höflich zu bezeigen und grüßte sie freundlich mit dem Gruß der Amaxosi: „Molo Vetu“. Später sagte mir ein erfahrener Missionar,

ich hätte das nicht thun sollen, denn an Fremde gerichtet bedeutet dieser Gruß so viel als wenn wir sagen: „Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“ und meine Besucher nahmen auch demgemäß Platz, indem sie sich auf den Boden niederließen und in einem doppelten Kreise mich und meinen Karren umgaben. Das war eine Verlegenheit! Aber da ich wußte, daß man in Afrika jedes freundschaftliche Verhältnis mit Geschenken beginnt, zog ich schnell ein Körbchen hervor, in welchem ich Zuckerstückchen, Reste von Kuchen und dergleichen als Reisevorrat hatte, und nachdem ich meine Besucher bedeutet hatte, die flachen Hände herzuhalten, machte ich kleine Teile und beschenkte einen jeden. Allgemeines Lächeln der Befriedigung! nur ein langer Mann mit vielen Federn im Kopfputz gab mir zu verstehen, er sei der Vornehmste und müsse noch ein besonderes Ehrengeschenk haben. Zum Glück hatte ich einen silberplattierten Löffel bei mir, welchen ich ihm nun mit einiger Umständlichkeit überreichte, wodurch dann das beste Einverständnis hergestellt war; alle versicherten mich, sie wollten mich und mein Besitztum schützen, und wir saßen so noch ein Stündchen beisammen, während meine dunkelfarbigen Freunde mich mit lebhaftem Redefluß unterhielten, leider verstand ich jedoch sehr wenig davon und konnte noch weniger antworten.

Endlich, endlich kehrte mein Kutscher zurück und brachte eine Schleife von Baumstämmen mit, wie solche in jenen Landstrecken zum Einfahren der Ernte gebraucht wird, und auf welcher er die Postsachen nach Umtata bringen konnte. Für mich hatte er nichts aufzubringen vermocht als einen Damensattel, den er auf einem unserer Pferde befestigte, und ich mußte nun in Begleitung eines Kafirs bis zu dem Häuschen des englischen Ansiedlers reiten, dessen Frau mir den Sattel geliehen hatte, um dort zwei Tage zu bleiben, bis ein vom Kutscher in Umtata bestellter Wagen mich abholen konnte. So zogen wir also ein jeder seine Straße; ich wurde begleitet, nicht nur von einem Kafir zu Pferde, der mir den Weg zu den gastlichen Engländern zeigen sollte, sondern auch von einer ganzen Schar schwarzer Knaben und Jünglinge, die mir eine

halbe Stunde weit unter eintönigem, dumpfem Gesange voran=zogen. Nach anderthalb Stunden etwa war ich bei der kleinen englischen Ansiedlung, wo ein junges, erst kürzlich auf diesem Platz angekommenes Ehepaar einige Äcker urbar gemacht hatte und Tauschhandel mit den umwohnenden Eingebornen trieb; ich wurde freundlich aufgenommen und in einem der vier Räume des Hauses einlogiert, wo ich bald trotz des harten Bettes in tiefen Schlaf sank. Am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — saß ich etwas niedergeschlagen vor der Thür und blickte über das öde, heiße Feld hinaus; wie lang würde dieser Tag sein ohne Gottesdienst und ohne Bücher, während sie in Umtata die erste Festfeier hielten! — Da erschienen einige Kafirs bei meinem Hauswirt als Abgesandte des zunächst woh=nenden Häuptlings; dieser hatte gehört, daß die weiße Inkosi=kaasi hier wohne, welche gestern seinen Leuten Geschenke ge=geben, und er wünschte einen Besuch von ihr. Ich war schnell bereit, da mein Engländer, der schon lange im Kafirlande gelebt hatte, sich erbot als Dolmetscher mitzugehen. Es war etwa zwei Stunden weit, erst durch eine dürre Ebene, dann durch hügeliges Land, wo hie und da Felsblöcke zerstreut lagen; ein Schrei wie der eines Raubvogels ertönte zu verschiedenen Malen: Was ist das? — „So rufen die Wächter, die vom Häuptling auf den Hügeln hingestellt sind,“ erklärte mein Führer, „damit sie die Leute aus der Gegend nach dem Haupt=Kraal zusammenbringen“. Zuletzt traten wir zwischen zwei größeren Felsstücken hindurch auf einen freien Platz, wo wir die ganze Bevölkerung eines bedeutenderen Kafir=Kraals vor uns erblickten; den Hintergrund bildete ein mehrfacher Halbkreis von runden Hütten mit zierlich geflochtenen Dächern von Rohr und Gras, und davor saßen auf dem Boden die Kafirs, je nach Familien geordnet. Ein buntes, lebensvolles Bild! Jeder Hausvater hatte seine Frauen um sich, an welche sich die Kinderlein schmiegten, deren einzige Kleidung in Schnüren von blauen Glasperlen bestand; ihre Mütter strahlten wie gewöhnlich in Scharlach nebst allerlei Schmucksachen, die meisten Männer aber trugen nichts als die landesübliche Decke, nur die Vor=

nehmeren unter ihnen hatten noch dazu Federn in das Wollhaar gesteckt, und ihre Haut war glänzend von eingeriebnem Fett. Wir bemerkten sogleich vor der größten Hütte einen stattlichen Mann, der durch seine glänzenden Armringe auffiel; eine ganze Zahl von Weibern, Jünglingen und halb erwachsenen Mädchen lagerten hinter ihm. Seine Hoheit der Häuptling! wir traten also auf ihn zu, setzten uns auf die vor ihm liegenden Felle und fragten, womit wir ihm dienen könnten? Seine Leute, erwiderte der Häuptling, hätten ihm von der weißen Mutter erzählt, welche diese Gegend besuche; er wünsche eine Frage an sie zu thun, da er wisse, die Weißen seien klug. Vor hundert Jahren (hundert Jahre bedeutet bei den Kafirs eine lange, unbestimmte Zeit) war ein Prophet in diesem Volke aufgestanden und dieser hatte ihnen ein Lied hinterlassen, welches von einem Geschlecht zum andern vererbt worden war; in diesem Liede sagte ihnen der Prophet von einem großen Geiste, aus dem alle menschlichen Geister hervorgegangen seien, und welcher einst der Häuptling aller Völker des Landes sein werde. Nun war aber lange Zeit vergangen, und der Geist, der große Häuptling, hatte sich ihnen noch nicht gezeigt; könnte ich ihnen etwas über ihn erzählen? so der Häuptling. — Später habe ich oft dies Lied des Amaxosi-Propheten von meinen Schülern aus den Kafirstämmen singen gehört, und diese Worte unbewußter Sehnsucht nach dem Allerhöchsten, zu einer schwermütig klagenden Melodie gesungen, haben mich immer tief gerührt. Ich dankte jetzt im stillen Gott für diese Gelegenheit, stand auf und schickte mich zum Reden an; atemlose Stille trat ein und ich erzählte von Gott, unserem Vater, der alle Menschen geschaffen hat, der, obwohl unsichtbar, immer bei uns ist als unser König und unser Herr, und daß wir einst ihn schauen sollen wie er ist. Auch erzählte ich noch manches Einzelne von seiner großen Güte, welche die Menschen nie verläßt, sondern sie alle Tage versorgt und diejenigen segnet, welche sich ihm unterwerfen und seinen Willen thun. Als ich geendet, fragte der Häuptling: „Ist es wahr, daß die weißen Menschen mit dem großen Geist reden?“ — „Gewiß,“

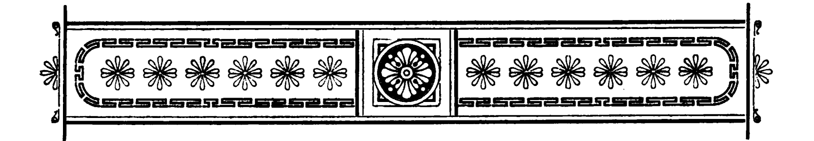
war meine Antwort, „und er hört es gern, wenn auch die *farbigen* Menschen zu ihm reden.“ — „Aber wir wissen nicht, *wie* man mit ihm spricht; lehren Sie uns die rechten Worte.“ So lehrte ich an jenem Tage die Kafirs dieser Gegend das erste Gebet zu ihrem himmlischen Vater: „Du hast mich geschaffen, o Gott, erbarme dich über mich.“ Nachdem mit Hülfe des Dolmetschers alle Anwesenden diese Worte in ihrer Sprache gelernt hatten, schlug der Häuptling vor, sie wollten nun den Herrn der Geister damit anrufen; alle erhoben sich, und indem sie auf die Knie fielen und den Boden mit der Stirn berührten, riefen sie mit lautem Schalle: „Du hast mich geschaffen, o Gott, erbarme dich über mich!“ Solchen Augenblick vergißt man niemals, und die Freude, die man auf Erden darüber hat, findet gewiß im Himmel tausendfachen Wiederhall.

Wo immer in der Heidenwelt Seelen von der ersten Erkenntnis Gottes berührt sind und ihm die erste Verehrung dargebracht haben, bleiben sie dabei nicht stehen; es zeigte sich nun eine Bewegung unter den Anwesenden, und einige der Männer traten auf mich zu und stellten die Frage, ob ich noch mehr von Gott zu erzählen wisse? „Ja, sehr viel mehr, aber ich muß leider weitergehen; redet jetzt alle Tage mit Gott, bis er euch wieder einmal Lehrer schickt, welche euch mehr sagen können.“ Und nun kam die andere Frage, die man so oft in Afrika hört: „Warum kommen nicht Lehrer zu uns, welche uns weiter unterrichten und bei uns bleiben können? wir wollen gern lernen!“

Die Schwierigkeit, überall bleibende Missionsstationen unter den Kafirs zu gründen, liegt nicht nur in der dünn gesäeten Bevölkerung, sondern auch in dem Nomadenleben, welches die meisten zu Zeiten führen. Sie wohnen etwa ein paar Jahre am gleichen Ort; wenn aber bei eintretender Dürre die Bäche versiegen und Mangel an guter Weide entsteht, so brechen die Kafirs auf, um einen andern Platz zu suchen, denn das Vieh, ihr einziger Reichtum, muß vor allen Dingen gut versorgt werden. Man trifft auf Reisen durch jene Gegenden

oft solche verlassene Dörfer an, in denen die runden, zerfallenden Mauern ohne Dach den Eindruck machen, als seien die Hütten durch Brand zerstört worden, aber es war nur der Mangel an Weide oder Wasser, der den Kraal in Verfall brachte. Die Dächer wurden abgenommen und als Reisegepäck mit in dem Zuge der Fortwandernden getragen; wo diese Nomaden sich dann wieder niederließen, wurden schnell aus Lehm und Feldsteinen die einfachen Wände der runden Hütten neu aufgeführt und die Dächer darauf befestigt, so waren sie dann gleich an ihrem neuen Wohnort wieder zu Hause. Das ist das Glück der Bedürfnislosigkeit! Eine ständige Mission kann aber deshalb nur an Orten eingerichtet werden, wo die Boden- und Bewässerungsverhältnisse für die Dauer sehr günstig sind; sonst würde der Missionar eines Tages mit seiner Schule und Kirche allein zurück bleiben. — Ich riet also diesen guten Leuten, sie sollten einige ihrer Söhne für längere Zeit in eine unsrer Städte schicken, um zu arbeiten, zu lernen und dann mit dem Glauben der Christen zu ihnen zurückzukehren; auch versprach ich, ihr Verlangen nach der Erkenntnis Gottes in Umtata bekannt zu machen, damit sie so oft als möglich von reisenden Missionaren besucht werden könnten. So schied ich von dem heilsbegierigen Häuptling und seinen Angehörigen und später hatte ich die Freude, in der Nähe der Kapstadt in unsrer Missionsschule für junge eingeborne Männer einige Jünglinge zu treffen, welche mich sogleich als Bekannte begrüßten und an jenen Sonntag erinnerten, wo ich sie unter freiem Himmel das erste Gebet gelehrt hatte.





III. Unsere Missions-Abendschule.

Der Zweig unsrer Mission in Süd-Afrika, bei dem ich hauptsächlich beschäftigt war, bestand in der Arbeit an den Kafirs, welche aus verschiedenen Stämmen sich in der Nähe der Kapstadt sammelten. Es waren dies meist junge Männer zwischen zwanzig und dreißig Jahren, die dort längere Zeit am Hafen oder bei öffentlichen Bauten arbeiteten, sich Geld zu ersparen suchten und dann in der Regel wieder in ihre Heimat zurückkehrten, Vieh anschafften und sich häuslich niederließen. Als ich zuerst nach der Kapstadt hinauskam, war es dort der Brauch, daß solche Leute sich in Außenplätzen vor der Stadt niederließen, wo man sie in ehemaligen Sklavenhütten oder sonstigen ärmlichen Gebäuden für ein Geringes wohnen ließ. Der Übelstand war aber, daß diese Kafir-Arbeiter, von ihren Familien getrennt und von der Aufsicht ihrer Häuptlinge los, jeder heimatlichen Sitte vergaßen und so völlig verwilderten, denn leider gewöhnten sie sich bald in den elenden Branntweinbuden an den Hafenplätzen den Trunk an.

Da wir aber gerade deshalb fanden, daß dort eine besondere Missionsthätigkeit nötig sei, und da keiner unserer Missionare für diese Arbeit Zeit hatte, so machte ich mich an einem Sonntag Morgen zu dem ersten Besuch bei diesen Leuten auf; ich nahm einige Knaben, Söhne von Europäern und Mitglieder des englischen Kirchenchors, mit mir, sowie als Dolmetscher noch einen Kafir, welcher gut Englisch verstand. Wir

langten bald auf einem weiten, grasbewachsenen Platze an, wo ziemlich entfernt von allen sonstigen Wohnungen unter großen, schattigen Bäumen eine lange Reihe von Hütten stand, die meistens keine Fenster, sondern nur Thüren hatten und mehr Ställen als Häusern glichen. Tiefe Stille, kein menschliches Wesen war zu sehen; wahrscheinlich schliefen die Männer noch ihren Rausch vom vorigen Tag aus. Wir begannen nun mit sanfter Stimme ein geistliches Lied zu singen, da alle Naturvölker die Musik lieben, und richtig, es öffnete sich bald hier eine Thür und da eine; wollige Köpfe mit dunkelbraunen Gesichtern guckten heraus, und allmählich kroch einer von den Kafirs nach dem andern aus der Thür und setzte sich auf den Boden nieder, — es waren wohl zwei Dutzend oder darüber.

Hoffnungsvoll sahen diese ersten Heiden, an denen ich arbeiten sollte, nicht aus: struppig und schmutzig, vom Kopf bis zu den Füßen mit Fett eingeschmiert, und manche nur notdürftig in eine rote, wollene Decke gehüllt, viele von blödem, halbtrunkenem Gesichtsausdruck, so starrten sie verwundert ihre unerwarteten Besucher an. Jetzt galt es anzufangen; ich begrüßte sie also durch meinen Dolmetscher, verteilte dann einige Päckchen Tabak, welche mit Vergnügen angenommen wurden, und sagte nun, daß ich Liebe und Teilnahme für das Volk der Kafirs hätte und sie gern zuweilen besuchen möchte, wenn es ihnen recht wäre; ich könnte ihnen auch allerlei Neues erzählen, wenn sie mich anhören wollten. Sofort stand einer der Leute, ein schöner langer Mann, auf und schickte sich an, den Sprecher zu machen, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Er sagte: „Wir wissen, daß die weißen Leute viele Dinge kennen, die uns verborgen sind, und wir lernen gern etwas Gutes.“ — Darauf begann ich, ihnen von Gott zu erzählen und dem Werk seiner Schöpfung, einfach und an die sichtbare Welt, die uns umgab, anknüpfend, wie man es etwa Kindern erzählen würde. Nach einiger Zeit hielt ich an und fragte: „Glaubt ihr, was ich euch erzähle?“ — „Nein,“ antwortete der Sprecher, „wir können nicht glauben, daß Gott lebt, denn wir haben ihn nie gesehen; wir sind zu höflich, um mit dem

Gesicht zu lachen, aber wir lachen in unserm Herzen über alles, was Sie sagen.“ — „Was glaubt denn ihr,“ fragte ich weiter, „wer hat die Berge und Thäler, die Bäume und Pflanzen und alles, was wir sonst um uns sehen, erschaffen?“ — „Wir glauben, die englische Regierug hat es gethan,“ war die Antwort, „darum müssen wir Steuern von unserm Lande zahlen.“ — „Ist denn der Gouverneur dieser Kolonie,“ fragte ich nun weiter, „oder ist die Königin drüben in England oder sonst irgend jemand von der Regierung so groß, daß sie die Sonne, den Mond und die Sterne an den Himmel setzen konnten?“ — „Nein, gewiß nicht,“ erwiderte der Sprecher, „die Lichter am Himmel wachsen jeden Tag und jede Nacht aufs neue; wir können ja sehen, wie sie vergehen und wieder wachsen.“ — Hier war jungfräulicher Boden, — eine Schar von wirklichen Heiden, an denen ein rechtes Missionswerk gethan werden konnte. Ehe ich Abschied nahm, fragte ich die Männer, ob ich nächsten Sonntag wiederkommen und ihnen mehr erzählen solle. „Ja gewiß,“ sagten sie, „wir hören gern zu; aber bringen Sie uns wieder Tabak mit.“ Nun wiederholte ich jeden Sonntag meinen Besuch (den Tabak vergaß ich auch nicht) und ging weiter in die Schöpfungsgeschichte ein; ich brachte große farbige Bilder mit, den Sündenfall und die Sündflut darstellend, und die Zahl meiner Zuhörer wuchs jeden Sonntag durch Zufluß aus ferner liegenden Kafirhütten, auch die Aufmerksamkeit wurde zusehends immer größer. Als ich am sechsten Sonntag mich wieder zum Aufbruch wendete, standen neun Männer auf und traten vor. „Was wollt ihr?“ — „Wir glauben jetzt an den Gott, der Himmel und Erde gemacht hat.“ — Das war der erste Lichtstrahl! Bald darauf schlug ich den Leuten vor, ich wollte denen, die mehr zu lernen wünschten, alle Abend eine Schule halten, wo ich sie im Englischen, im Lesen und Schreiben und andern guten Dingen unterrichten würde. Das wurde freudig angenommen, denn die Kafirs sind von Natur lernbegierig, und wir richteten einen großen, alten Schuppen, der halbwegs zwischen unsrer Vorstadt und den Kafirhütten lag, zur Schule ein. Jeden Abend um

sieben Uhr, wenn ich wußte, daß die Männer von der Arbeit zurück waren und gegessen hatten, stellte ich eine Lampe ans Fenster, deren Schein sie von ferne sehen konnten, und dann kamen sie: erst sechs, dann zwölf, dann zwanzig, dann dreißig und vierzig. Sie kamen Tag für Tag und lernten, daß ihnen der Kopf rauchte; ja es war rührend, mit welchem Eifer diese großen Kinder der Wildnis sich mit den ersten Grundlagen der Civilisation vom Abc an abmühten. Natürlich war die Schule unentgeltlich, und die nötigen Bücher, Tafeln rc. schafften wir auch an; der Hauptlehrgegenstand blieb, wie sich von selbst versteht, die Religion, und wir schlossen immer mit einem Gebet, das freilich zuerst nur aus wenigen, einfachen Worten bestand. — Aber so glatt und leicht, wie es sich hier liest, gehen diese Anfänge eben doch nicht ab; ich erinnere mich noch wohl der vielen Schwierigkeiten, durch die wir hindurch mußten. Zuerst der Schmutz, das Fett und das Ungezieser, mit denen meine Schüler bedeckt waren, dazu der entsetzliche Geruch spotten jeder Beschreibung! sie hatten eben keine andern Kleider als die, in denen sie alle Tage zu ihrer schmutzigen Hafenarbeit gingen, und doch durfte man ihnen nur sehr vorsichtig in der zartesten Weise andeuten, daß Wasser und Seife ihnen nützlich sein würden, denn der Kafir ist von Natur sehr empfindlich und leicht in seiner Ehre verletzt, und forttreiben durfte ich sie doch nicht wieder; so hielt ich es eben aus, bis sie allmählich selbst auf den Gedanken kamen, daß sie sich abends waschen und die Kleider wechseln müßten. Außerdem (eine Verlegenheit, welche jeder Europäer in Afrika erst durchzumachen hat) mir sahen durchaus alle dunkeln Gesichter gleich aus, und ich konnte in der ersten Zeit die Leute nicht unterscheiden. Ich kannte sie nur an ihren Jacken, und hatte einer eine andere Jacke an, so war er mir wieder in der Menge meiner Schüler verloren gegangen; das überwindet man erst allmählich. Aber noch eins kam dazu: begiebt sich der Kafir in eine fremde Gegend, namentlich in eine solche, die von Europäern bewohnt ist, so giebt er dort nie seinen wahren Namen an, da dies für unheilbringend gilt; wenn deshalb solche arbeitsuchenden

Männer wie die unsern zuerst in dem Hafen der Kapstadt an das Land steigen, so fangen sie irgend ein beliebiges Wort auf, um es sich von nun an als Eigennamen beizulegen. Der eine nennt sich demnach Twelve o'clock (12 Uhr), der andere Ready (fertig), noch einer heißt Basket (Korb) und wieder ein anderer Coffee (Kaffee) u. s. w. Natürlich merken sie aber nach einiger Zeit, daß ihre Mitarbeiter sie dieser Namen wegen verspotten, und sie suchen sich daher wieder andere aus, wie sie dieselben indes kennen gelernt haben: Jim, Tom, Willy, Charlie u. dergl. Dabei bleiben sie aber keineswegs; wird einer dieser Kafirs in Ungnade von seinem Arbeitgeber entlassen oder wird er etwa ein paar Tage von der Polizei eingesteckt, was diesen Naturmenschen ja sehr leicht begegnet, wenn sie sich, zuerst ohne Kenntnis civilisierter Gebräuche, unter uns niederlassen, — so nimmt er alsbald wieder einen neuen Namen an, denn der alte ist jetzt entehrt. Mancher meiner Schüler wechselte in dieser Weise seinen Namen gleich im ersten Jahr ein halb Dutzend Mal, erst unmittelbar vor der Taufe teilten unsere Kafirs uns ihren wahren heimatlichen Namen mit und wurden dann bedeutet, daß sie von nun an weder diesen noch den neuen christlichen Namen, der bei der Taufe dem heidnischen beigefügt wurde, je wieder verändern durften.

Man denke sich die Schwierigkeit, unter einer Zahl von vierzig oder fünfzig Kafirs mit aufgeworfenen Lippen und flachen Nasen, alle bartlos, mit wolligem Haar, von gleicher Farbe, dazu auch noch mit immer wechselnden Namen, jeden einzelnen zu unterscheiden, und doch verlangten sie das; denn sie zeigten bald eine rührende Anhänglichkeit an mich, ihre weiße Mutter, wie sie mich nannten, sowie an meine Gehülfen und fühlten sich tief gekränkt, wenn wir nicht von jedem einzelnen Notiz nahmen und uns all seiner Verhältnisse erinnerten. Eine Bedingung hatte ich von Anfang für jeden gemacht, der die Schule besuchen wollte: er durfte vorher kein starkes Getränk genossen haben, und im ganzen hielten sie dieses Übereinkommen treulich. War aber einer der Versuchung wieder einmal erlegen, so blieb er aus der Schule fort, oft wochenlang, bis er

endlich doch wieder zurück verlangte. Er schickte jedoch in solchem Fall vorsichtigerweise erst eine Deputation an mich; Tommy würde gern wieder in die Schule kommen, aber Missis solle doch so gut sein und nicht sagen: Tommy, ich habe dich ja so lange nicht gesehen, sonst schäme er sich. Also versprach ich dies, und am nächsten Abend erschien der Abtrünnige wieder und setzte sich an seinen Platz, als ob er nie gefehlt hätte.

Bald wurde unser Lokal zu klein, und da wir die Übelstände der elenden Arbeiterkolonien weit draußen immer mehr erkannten, so mieteten wir nun ein schönes, großes Haus in unsrer Vorstadt, das wir zu einem Arbeiterheim für Kafirs einrichteten. Eine prächtige, große Halle in der Mitte ward zur Schule ausgestattet, die Wände wurden mit farbigen, biblischen Bildern geschmückt, und wir schafften sonst alles an, was zu einer guten sechsklassigen Schule gehört. Wir hatten ein Klassenzimmer für den Religionsunterricht der einzelnen Abteilungen, ein Speisezimmer, eine große Küche mit Vorratskammer und fünf Schlafzimmer, in denen wir achtzehn Leute bequem aufnehmen konnten. In der Nachbarschaft mieteten wir später noch einige nette, kleine Häuser dazu; ein gebildeter Kafir aus der Katechetenschule zu Umtata zog ein, um die Aufsicht zu führen und den Dolmetscher zu machen, und dann wurden die Kafirs eingeladen, gegen eine kleine Mietszahlung ihre Wohnung bei uns zu nehmen. Anfangs waren sie etwas scheu, die Reinlichkeit und Schönheit der Zimmer, die weißen Betttücher und Kissenbezüge, sowie die Nachbarschaft der vielen Europäer schienen sie zu ängstigen; aber sobald erst einmal ein paar den Versuch gemacht hatten, kamen die andern nach, und bald waren alle Räume gefüllt. Unsre Freunde prophezeiten allerlei Unheil, denn sie konnten nicht glauben, daß diese wilden Elemente sich so schnell würden in eine civilisierte Hausordnung fügen können. Doch siehe da, es ging gut, und unsre kühnsten Erwartungen wurden übertroffen; das freundliche Verhältnis, welches schon vorher zwischen uns bestand, die Liebe und Geduld, die wir den Leuten entgegenbrachten, die natürliche In-

telligenz und der starke Nachahmungstrieb der Kafirs thaten das ihre, so daß wir nach einigen Monaten unser Arbeiterheim in der schönsten Ordnung hatten. Die Insassen lebten in Frieden miteinander, und einige einfache Hausregeln, welche wir vorher mit ihnen selbst beraten hatten, wurden gewissenhaft gehalten; die Abendschule gedieh mehr und mehr, und in einer dunkeln Seele nach der andern ging das Licht der ewigen Wahrheit auf, bis sich fast alle zum eigentlichen Taufunterrichte meldeten. Bei diesem Unterrricht aber war die Menge der Kafirdialekte, mit denen wir es zu thun hatten, eine große Unbequemlichkeit; unsere Leute kamen ja aus vielen verschiedenen Gegenden, so daß es für uns unmöglich gewesen wäre, alle ihre Sprachen zu lernen. Man mußte sich eben mit mehreren Dolmetschern helfen, deren jeder einen Hauptdialekt sprach, den wieder verschiedene Stämme verstanden; jeden Abend unterrichtete ich dann eine oder zwei solcher Abteilungen in meinem Klassenzimmer — außer dem ganz einfachen allgemeinen Religionsunterricht, den ich in der Halle vor dem Abendgebet erteilte. Es ging unter diesen Umständen langsam, aber sicher vorwärts; die Leute waren meist sehr begabt, und obgleich sie schwer wörtlich auswendig lernten, weil sie das nicht gewohnt waren, so half ihnen ihr wißbegieriges Fragen und aufmerksames Zuhören doch zu der nötigen Kenntnis des Christentums. Seltsam erschien es zuweilen, wenn man zu ihnen von den ernstesten Dingen redete, und sie plötzlich in ein schallendes Gelächter ausbrachen; aber bald erfuhr ich, daß dies bei Kafirs nicht Spott bedeutet, sondern Verwunderung oder Freude, und so gewöhnte ich mich daran. Wir thaten das unsere, Gott that das Beste dabei, und am Ende eines Jahres hatten wir das Glück, die sieben Erstlinge unserer Arbeit zur Taufe bereit zu sehen; Tauftage sind immer Fest- und Freudentage in einer Mission, und besonders die ersten Taufen in neubegonnenen Zweigen der Arbeit. In den Missionen der englischen Kirche, glaube ich, sind die Heidentaufen noch feierlicher als sonstwo durch das eigentümlich schöne Ritual; diese Kirche hat z. B. von jeher vorgeschrieben, daß Täuflinge untergetaucht werden

sollen, und obgleich in England selbst dies der klimatischen Verhältnisse wegen fast außer Gebrauch gekommen ist, so hält man doch in heißen Ländern neuerdings wieder sehr darauf. In Missionsstationen auf dem Lande tauft man wo möglich in einem Fluß oder See; da sich dies aber in der Nähe einer Stadt nicht wohl thun läßt, war unsere kleine Missionskirche, die St. Philippskapelle, gleich mit einem Taufbrunnen darin gebaut worden. An der Nordseite, dicht neben dem Eingang, hatte man ein zweiteiliges Bassin angelegt, zu dem einige Stufen hinunterführten; gewöhnlich war dasselbe so überdeckt, daß man es gar nicht bemerkte, sollte aber eine Taufe sein, so hob man den Deckel ab und füllte die eine Hälfte des großen Bassins durch eine Wasserleitung. Die Täuflinge, welche sich nach bestandener Prüfung durch Fasten und Gebet mit großem Ernst auf die heilige Handlung vorbereitet hatten, erschienen in der Kirche in lange Gewänder von dunkelblauem Baumwollstoff gekleidet und nahmen an einer Seite des Taufbrunnens Platz, ihnen gegenüber stand der Gesangchor, an den Stufen der Geistliche mit seinem Assistenten, und an der vierten Seite des Brunnens befanden sich die Taufzeugen. Da unsre Taufen immer im Abendgottesdienst, am Vorabend des Weihnachts- und Osterfestes stattfanden, so war unser Kirchlein jedesmal von einer großen Menschenmenge gefüllt, unter der besonders die anwesenden Heiden stets einen tiefen Eindruck empfingen. Zum Eingang wurde dann der 42. Psalm gesungen: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir;“ nun folgte eine Ermahnung an die Täuflinge, welche der Dolmetscher in Xosa, die von den meisten einigermaßen verstandene Kafirsprache, übersetzte. Darauf trat einer der Täuflinge nach dem andern vor den Täufer und widersagte zuerst, nach Westen gewendet, dem Teufel und allen seinen Werken und all seinem Wesen; demnächst sich nach Osten kehrend, bekannte er den christlichen Glauben, begehrte die Taufe und versprach, mit Gottes Hülfe ihm treu und gehorsam zu bleiben sein Leben lang, worauf ihn der

Geistliche hinunter in das Wasser führte, in welchem er niederkniete und dreimal ganz untergetaucht wurde im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Auf den Stufen wurde ihm beim Heraussteigen ein langer, weißer Mantel als Symbol der neuen Geburt umgehängt, und so ward er von seinen Paten zum Umkleiden in die nahegelegene Sakristei geleitet; wenn alle getauft waren, stimmten der Chor und die Gemeinde mit Begeisterung feierliche Loblieder an. Am Schluß derselben erschien dann wieder der Zug der Neugetauften, alle ganz weiß gekleidet, mit blühenden Myrtensträußen an der Brust, um nun, vor dem Altar stehend, förmlich in die Kirche Christi aufgenommen zu werden, wie es der zweite Teil der anglikanischen Taufliturgie vorschreibt. Wenn mit den üblichen Gebeten der Gottesdienst geschlossen war, entstand jedesmal in der Sakristei eine jubelnde Freude, wobei unsere Leutchen gar kein Ende finden konnten mit Händeschütteln, Umarmen und Glückwünschen, und man wiederholte sich immer wieder die neuen Namen, mit denen nun zuerst die jungen Christen angeredet wurden, und die man ja nicht wieder vergessen durfte.

Von der Kirche begaben wir uns noch stets in eine unserer Privatwohnungen, wo ein kleines Festmahl stattfand, an dem die Neugetauften mit den Geistlichen und denen, die sie unterrichtet hatten, teilnahmen zum Zeichen, daß wir nun Glieder *einer* Familie und Kinder *eines* Vaters waren. Das waren Freudenstunden, wie man sie niemals reiner und schöner erleben kann! Ehe wir uns am späten Abend trennten, wurde noch einer der Täuflinge aufgefordert, im Namen aller ein Dankgebet zu thun, und die Inbrunst und Andacht, welche dann mit der glühenden Beredsamkeit, die dem Kafir eigen ist, von den Lippen des Betenden strömte, dürfte unter europäischen Christen kaum ihresgleichen finden.

Jetzt wird meinen Lesern aber die Frage nahe liegen: wie war der Fortgang eines so schönen Anfangs, und hielten

diese Jünger Christi später in den Versuchungen des Lebens stand? — Nun, die Versuchungen eines bekehrten Heiden sind größer, als wir sie uns hier zu Hause denken können, denn durch die Taufe ist er oft von allen Angehörigen und Freunden geschieden, im Rate seines Volkes darf er nicht mehr sitzen, wenn er die heidnischen Gebräuche verlassen hat; an Familienfesten und öffentlichen Spielen, wo den Geistern Opfer gebracht werden und der Zauberer seine Rolle spielt, kann er auch nicht mehr teilnehmen, und doch ist der Kafir von Natur überaus anhänglich an Familie und Stammesgenossen. Da giebt es viel Herzweh zu überwinden, manche, die bei uns Christen wurden, zogen es deshalb vor, sich auch hier niederzulassen, andere gingen zeitweise nach Hause und besuchten uns alle Jahre wieder. Von denjenigen, welche durch Umstände genötigt waren, ganz in ihr Land zurückzukehren, hielten einige sich treu und gut und wurden ihrem Volk zum Segen; eine Anzahl freilich fiel mehr oder weniger ins Heidentum zurück. Jedoch im ganzen würden unsere Missionschristen sehr wohl den Vergleich ausgehalten haben mit europäischen Gemeinden; rührend war es z. B., den Eifer zu sehen, mit welchem sie verlangten, auch andern zu dem Heil zu verhelfen, welches sie selbst empfangen hatten. Wenn ich Sonntags ausging, die umwohnenden heidnischen Kafirs zu besuchen, schloß sich mir immer eine Schar unserer jungen Christen an, entweder um den Gesangchor zu bilden oder um meinen Belehrungen ihr Zeugnis beizufügen, wie glücklich sie durch den Glauben geworden seien. Drei von jenen Sieben, die zuerst getauft wurden, baten sogar, nachdem sie sich längere Zeit bewährt hatten, daß man sie als Missionsgehülfen ausbilden möchte.

Als ich einst in der Abendschule unsern Leuten aus einer Missionszeitung die Geschichte der Blutzeugen von Uganda vorlas, fragte ich sie am Schluß: „Was meint ihr wohl, wenn eine solche Verfolgung auch über euch käme, würdet ihr ebenso für euren Glauben sterben können?“ und die ganze Ver-

sammlung antwortete mit einer Stimme: „Ja, wir könnten es!“ — Ich glaube, sie sagten die Wahrheit, wenigstens die meisten unter ihnen; es blüht eben auf den Missionsfeldern oft ein Leben auf, so ganz einfältig und doch so ernst und tief, wie es bei uns längst vergangen ist, und es bewegt einem das Herz noch lange nachher, wenn man einmal davon etwas mit angesehen hat.





IV. Der Mann vom Zambesi.

Wenn ich in stillen Stunden, mir zur besonderen Freude, die ganze Zahl meiner Freunde aus alten und neuen Tagen auf dem Wege der dankbaren Erinnerung an meinem Geiste vorüberziehen lasse, so steht nicht in letzter Reihe der Mann vom Zambesi. Ja, er ist mir lange ein treuer Freund gewesen und ist es wohl auch jetzt noch, nur daß wir leider fast den halben Erdball zwischen uns haben und wenig oder gar keinen Verkehr mehr pflegen können, da die Kunst des Briefschreibens und das Lesen geschriebener Worte nicht zu den Vollkommenheiten dieses lieben Mannes gehört.

Charles Frederick Malunga ist sein Name und er ist ein Sohn des finstern Weltteils; dunkel von Farbe, hell im Gemüt, einfach und kindlich, aber doch voll Geist und Gaben, einer von nature's gentlemen, wie die Engländer sagen, ein ganzer Mann und ein Christ nach dem Herzen Gottes, — so habe ich ihn gekannt, und er blieb unter allen Umständen derselbe. — Guter Malunga, du bist es wert, daß ich dir und dem was du mir gewesen bist, hier ein Denkmal setze, wenn du gleich noch unter den Lebenden bist. Wie lernten wir uns kennen? Als ich dicht bei der Kapstadt die Leitung der Missionsabendschule für junge Männer aus den Kafirstämmen übernommen hatte, besuchte mich eines Tages ein Mann im Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahren und mit besonders lebendigem und intelligentem Gesichtsausdruck. Er sprach fließend englisch (die mildeste Form von dem, was man gewöhnlich Niggerenglisch nennt),

war von mittelgroßer schlanker Statur und angenehmem Wesen; sein Anzug war ganz europäisch und tadellos sauber, er lebte offenbar in bescheidenem Wohlstand. Das Anliegen, welches er mir vorzutragen kam, rührte mich tief; Malunga lebte seit mehr als zwanzig Jahren in Rosebank, eine halbe Eisenbahnstunde von uns entfernt, als Gärtner eines vermögenden Herrn. Er hatte sich immer gewünscht, in seinen freien Stunden dem Reich Gottes irgendwie zu dienen, aber eine regelmäßige Arbeit dieser Art noch nie gefunden; jetzt hatte er von meiner Abendschule gehört, wollte ich ihn als Gehülfen annehmen? Englisch lesen konnte er so ziemlich, nur die langen Wörter machten ihm oft Mühe, aber wenn ich ihm eine Abc-Klasse oder Buchstabierklasse geben wollte, da könnte er mir helfen, und sonst auch, wo er irgend etwas für die Mission thun könnte, würde es ihm Freude machen. Schlag sieben Uhr jeden Abend könnte er mit dem Bahnzug herüber kommen, die Fahrten wolle er selbst bestreiten und auch sonst keinen Lohn haben, es sei ihm um das Reich Gottes zu thun.

Natürlich nahm ich dankbar sein Anerbieten an, denn solche Helfer sind überall rar; er kam also regelmäßig allabendlich und lebte sich bald mit uns ein. Da ich gern auch etwas für ihn thun wollte, ordnete ich es so, daß er teils lehrte, teils lernte, und wie ernst und eifrig war er in beidem! Ob er in der obersten Klasse saß, um sein noch mangelhaftes Lesen zu vervollkommnen und in die Geheimnisse des Rechnens mit benannten Zahlen eingeweiht zu werden, oder ob er vor einer kleinen Klasse von sechs Fuß hohen Schülern stand, welche er ermunterte, die scheinbar hoffnungslose Schwierigkeit des Alphabets zu überwinden, — immer war er mit völliger Hingebung bei der Sache, bescheiden gegen die Lehrer, gütig gegen die Schüler und bei beiden gleich beliebt. Sonntags pflegte er schon morgens um zehn Uhr zu kommen und den ganzen Tag zu bleiben; er war unbezahlbar als Mittelglied zwischen uns und den jungen Kafirs, Mißverständnisse erklärend, Streitigkeiten im Arbeiterheim versöhnend, die Katechumenen ermahnend und neue Schüler unter den Heiden werbend, denn

es giebt manche Schwierigkeiten in der Mission auch unter den Kafirs, so liebenswürdig und intelligent sie sind. Z. B. entsetzt es uns Europäer oft, daß in dem code d'honneur der afrikanischen Nationen die Wahrhaftigkeit absolut keine Stelle hat; das Lügen ist kein Unrecht in Afrika, und das Entdecktwerden dabei ist keine Schande; besonders den Weißen gegenüber — leider meist durch deren eigene Schuld — ist es Regel, in allen möglichen Fällen um jeden Preis die Wahrheit mit Lügen zu verdecken. Es ist mir oft erzählt worden, wie bei den Ceremonien, mit welchen ein junger Mann für erwachsen und vollberechtigt bei seinem Stamme erklärt wird, unter andern Lebensregeln, welche ihm dann von den Alten zur Richtschnur gegeben werden, auch die folgende ihre Stelle findet: „Wenn du jemals unter weißen Menschen leben solltest, so mußt du jedesmal Ja sagen, wenn es Nein ist, und Nein sagen, wenn es Ja ist, sonst betrügen sie dich oder machen dich irgendwie unglücklich." So guten Willens nun unsre jungen Kafirs und so sehr sie bemüht waren, dem christlichen Unterricht zu folgen, sie logen eben fast alle noch bei Gelegenheit und zwar so geläufig, so fröhlich, ich möchte sagen so unschuldig, daß man sich oft kaum durchzufinden wußte. Die Macht der Gewohnheit, aus dem Nationalcharakter herausgewachsen, ist überaus stark, und wenn es zuweilen meine Pflicht war, bei irgend einem Vorkommnis in Abendschule oder Arbeiterheim einer Sache auf den Grund zu kommen, so mußte ich oft stundenlang geduldig all die Erfindungen anhören, welche die glühende Einbildungskraft und beredte Zunge der Afrikaner hervorzubringen weiß. Konnte ich dann nach ruhiger Überlegung etwa doch sagen: „Lieben Leute, es steht nicht so, wie ihr mir gesagt habt, sondern so und so war diese Sache" — dann erschallte ein herzliches Lachen von allen Seiten: „unsere weiße Mutter hat hundert Augen, jetzt hat sie alles herausgefunden!" — von Beschämung keine Spur.

Unser lieber Malunga, welcher für seine Person längst dieser afrikanischen Schwachheit entwachsen war, wurde mir nun in solchen Verlegenheiten ein ausgezeichneter Helfer; ich

sehe ihn noch, wie er zuweilen so einen angehenden Kafirchristen beiseite nahm und ihm in langen Diskussionen zu erklären suchte, was Wahrheit sei und wie schön und gut sie sei. Erst großes Erstaunen, dann lebhaftes Gegenreden und am Ende nachdenkliche Beistimmung waren die gewöhnliche Folge seiner Bemühungen; ein Glück, daß Malunga ebenso dunkelfarbig war als die meisten unsrer Kafirs, da konnten sie sich doch überzeugen, daß die Pflicht der Wahrhaftigkeit nebst andern neuen Pflichten, die sie üben lernen sollten, nicht nur seltsame Marotten der weißen Menschen seien.

Eines war mir lange unklar an meinem neuen Gehülfen: welcher der afrikanischen Rassen gehörte er an? er hatte weder den Typus der Hottentotten noch den der Kafirs, ein Mischling war er keinenfalls, und von der Negerphysiognomie war auch nichts in seinem Gesicht zu sehen; er war kein Araber, kein Malaye, kein Chinese, kein Kuli — und andere farbige Nationalitäten waren doch am Kap nicht vertreten. An einem Sonabend Nachmittag machte ich Malunga auf seine wiederholte Bitte einen Besuch in Rosebank, und seine Frau, eine sehr anständige Madagassin, empfing mich mit großer Freude in ihrem musterhaft gehaltenen Häuschen, wo in einem schönen großen Zimmer, mit Sofa, Fauteuils, Bücherschränkchen u. s. w. ausgestattet, ein zierlicher Theetisch gedeckt war. Es war schön zu sehen, wie die beiden in zwar kinderloser, aber sehr glücklicher Ehe miteinander zu leben schienen, und als wir beim Thee saßen, und ich die Hausfrau erfreut hatte durch meine Bewunderung der schönen Teppiche, die, von weißer und brauner Antilopenhaut in künstlichen Mustern zusammengesetzt, das Zimmer schmückten, kam ich mit der Frage heraus, welche mich schon lange beschäftigt hatte: „Woher stammen Sie eigentlich, lieber Malunga? von Madagaskar, woher die Familie Ihrer Frau einwanderte, sind Sie doch nicht.“ — „Nein,“ sagte er, „ich bin ein Zambesimann.“ — „So weit her? und wie kommen Sie hierher an das Kap?“

Nun erzählte er mir die wunderbare Führung seines Lebens; ehe ich aber den Zambesimann selbst reden lasse, sei

es mir erlaubt, über die Pestbeule Afrikas, den entsetzlichen Sklavenhandel, einige Worte zu sagen. Seit Livingstone und andere Forscher seiner Zeit zuerst die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf dieses schauerliche Übel lenkten, durch das fortwährend unzählige Menschen grausam umkamen, ist viel zur Beschränkung desselben gethan worden, aber vernichtet ist der Sklavenhandel längst noch nicht. Viele Araberhorden machen noch immer ihre Streifzüge in das Innere des Landes mit dem doppelten Zweck, Elefanten zu jagen, um ihr Elfenbein zu erbeuten, und Sklaven zu rauben, welche ihnen erst die Elfenbeinlasten durch die Wüste tragen müssen und dann selbst verkauft werden. Die stillen Dörfer, wo arme Eingeborene friedlich, mit wenigem zufrieden, im Schoß ihrer Familien glücklich leben, werden plötzlich in der Nacht von einem Trupp berittener, mit Flinten bewaffneter Araber überfallen, die Hütten angezündet, und wenn die Bewohner aus tiefem Schlaf erwachend, erschreckt herausstürzen, werden die Männer niedergeschossen, die Frauen, Jünglinge und Mädchen aber ergriffen, je zwei und zwei mit den Hälsen in ein hölzernes Joch gespannt und dann paarweise mit Stricken aneinander gefesselt. So wird der Zug der armen Gefangenen durch die Wüste getrieben; was man unterwegs von Elfenbein erbeutet, müssen sie auf den Köpfen tragen, zur Nahrung erhalten sie nichts als eine Art wilder Hirse, in Wasser geweicht, welche sie selbst an den Plätzen, wo man zur Nacht rastet, sammeln müssen. Wer von der Anstrengung des schnellen Marsches erschöpft ist, wird von den Dolchen der Araber durchstoßen und bleibt am Wege liegen, und meist kommt nur der vierte Teil der Sklaven bis zum Ziel der Reise. Werden der Lastträger auf dem Weg zu wenige, so überfallen die Araber wieder ein anderes Dorf; man rechnet, daß jetzt noch jährlich über hunderttausend Menschen nur auf diesen Märschen ums Leben kommen, und man erkennt in dem Wüstensand die Straßen zu den verschiedenen Hafenplätzen an der Menge gebleichter Gerippe, dieser schrecklichen Spur, welche die Sklavenkarawanen zurücklassen. Von dem traurigen Schicksal, welches derer wartet, die bis zum

Sklavenmarkt gelangen, will ich hier nicht weiter reden; ich gehe statt dessen zu dem über, was Malunga selber mir erzählte.

„Ich habe nicht viel Erinnerung an meine frühe Kindheit, aber das Wenige ist lauter Glück und Frieden; man hat mir später gesagt, ich stamme aus dem nördlichen Teil des Zambesilandes, da wohnte ich mit meinen Eltern in einer runden Hütte, mit Palmblättern gedeckt; es standen noch andere solche Hütten rings herum, und Viehherden weideten in der Nähe. Wir lebten von ihrer Milch und von Früchten eines großen Baumes, die ich später nie mehr gesehen habe; mein Vater war ein langgewachsener Mann, der hohe Federn auf dem Kopfe trug, und meine Mutter — ich entsinne mich noch wohl, wie sie im Sonnenschein draußen saß und wir Kinder uns dicht um sie her sammelten; ich weiß auch noch, daß in unserm Orte viel gesungen wurde und man dazu auf seltsamen Instrumenten spielte. Ich war ein halberwachsener Knabe, vielleicht zehn Jahre alt, da erwachte ich eines Nachts aus dem Schlaf in großem Schrecken; man riß mich aus der Hütte heraus, alles war hell von Feuerschein, und entsetzliches Geschrei, Toben und Krachen füllte die Luft. Meine Eltern wurden beide niedergeschossen, wie auch viele andere unserer Leute, wir übrigen aber wurden gepackt von schrecklichen braunen Männern in weißen Mänteln, und als der Morgen kam, schleppten sie uns gebunden fort an einen Platz, wo schon viele Gefangene paarweise zusammengefesselt lagen. Man kettete uns jetzt in einen langen Zug zusammen, ich war mit einem andern Knaben am Halse durch ein Holz verbunden, und nun ritten die Araber fort und wir mußten nebenher laufen, viele, viele Tage lang. Ich konnte fast nicht mehr mit, aber ich fürchtete, daß ich umgebracht würde, wie manche andere, die zu müde wurden, und das hielt mich aufrecht. Eines Tages kam uns dann ein großer Haufen bewaffneter Männer entgegen, es waren die ersten weißen Menschen, die wir jemals sahen, und wir hielten sie für böse Geister; darauf fing ein großer Kampf an zwischen den Weißen und den Arabern, aber die Weißen gewannen den

Sieg und die Araber wurden teils getötet, teils gefangen. Nun befahl der Anführer der Weißen — er hieß Livingstone — man solle uns allen die Fesseln abnehmen, und wir schrieen laut vor Entsetzen, denn wir dachten, sie wollten uns jetzt töten und essen; aber Herr Livingstone tröstete uns und ließ uns Brot und Wasser aus seinen Vorräten geben. Dann sagte er: „Ihr seid frei und könnt wieder heimkehren," doch die armen Gefangenen erwiderten ihm: „Wie können wir den weiten Weg durch die Wüste zurück finden? Der Mond hat schon ganz gewechselt, seit wir auf dem Wege sind, und wenn wir auch wieder an unsern Ort kämen, so sind unsere Männer tot, unsre Herden geraubt und unsere Hütten verbrannt; wovon sollen wir leben?"

Da nahm der gute Vater Livingstone uns mit sich nach Zanzibar, wo der Sklavenmarkt lag, auf dem wir hätten verkauft werden sollen. Dicht bei dem Markt hatte sein Freund, Bischof Mackenzie, einen Missionsplatz und nahm uns alle auf; man baute Häuser für uns, und wir Kinder kamen in eine Schule, wo wir erzogen wurden. Bei meiner Taufe war der Bischof mein Pate und gab mir seinen Namen, Charles Frederick, aber es dauerte jahrelang, bis wir Kinder erst wieder ruhig schlafen lernten, denn jede Nacht träumte es uns, wir würden soeben ergriffen und in das Joch gespannt; dann schrieen wir so jammervoll auf, daß unsere Pfleger herbeieilen mußten, um uns zu beruhigen. Als ich älter wurde, lernte ich das Geschäft eines Gärtners und kam später in den Dienst eines Herrn, der hierher übersiedelte, jetzt arbeite ich für dessen Sohn; Sie können nun denken, wie gern ich etwas thue, um andern zu helfen, nachdem mir so wunderbar aus Not und Todesgefahr geholfen worden ist, und ich ein Christ wurde durch Gottes Gnade."

So weit Malungas Bericht; gewiß sind schon Tausende in gleicher Weise den Sklavenhändlern entrissen worden, und so unmöglich es noch ist, in dem ungeheuren und unwegsamen Weltteil einen systematischen Widerstand gegen diesen Greuel zu organisieren, die Engländer halten doch so viel wie möglich

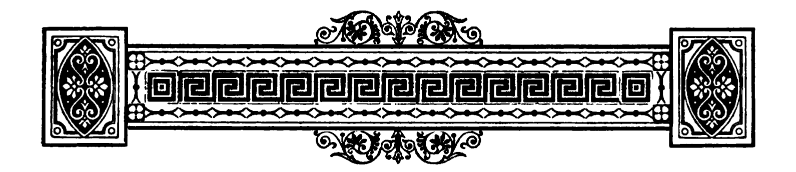
scharfe Wacht und nehmen manches Sklavenschiff weg, das aus den Hafenplätzen seine Ware auf andere Märkte bringen will. Ein alter, großer Sklavenmarkt auf der Insel Zanzibar ist längst durch ihren Einfluß geschlossen, und mitten auf dem Platze, wo sonst Seufzer und Angstgeschrei aus den Herzen gequälter Menschen aufstiegen, steht jetzt unter den Augen des Sultans die Kathedrale der englischen Mission für Central-Afrika, die in ihren ersten Anfängen von Livingstone und Mackenzie auf der Küste gegründet wurde. Zu dieser Kathedrale gehört ein großes Territorium, wo nur befreite Sklaven leben; da findet man Schulen für Kinder und Erwachsene, ein Seminar für eingeborene Lehrer, und ein fröhliches, geschäftiges Treiben entwickelt sich mehr und mehr auf den Feldern und in den Handwerkstätten. Dieser Friedenshafen für die Unglücklichsten unter den Menschen ist allgemein unter dem Namen „Sklavenmarkt-Mission“ bekannt.

Charles Frederick Malunga allein schon erschien mir immer als ein edles Zeugnis von dem, was durch solche Rettungswerke gewonnen werden kann; man findet ja häufig in Afrika unter den Bekehrten aus den Heiden diese volle Konzentration auf das Verhältnis zu Gott, durch welche der Mensch bei größter Pflichttreue in irdischen Dingen doch alles auf das Reich Gottes bezieht, in dem sein ganzes Leben wurzelt. Aber Malunga hatte noch mehr, er war kein stereotyper Missionschrist, der nur mit dem großen Haufen geht und von außen und innen immer gehalten und getragen werden muß, denn er hatte ein selbständiges Leben und schöpfte aus dem ewigen Quell; in allen Dingen hatte er ein treffendes Urteil und wußte die natürlich menschlichen Seiten des Daseins mit dem frischesten Humor zu nehmen, wie sie waren. Wo seine Ansicht von der eines Vorgesetzten abwich, und wäre es der Bischof selbst gewesen, scheute er sich niemals, einfach und offen zu sagen: „Nein, dabei kann ich nicht mitthun, ich sehe die Sache anders an.“

So war der Mann vom Zambesi, und neun Jahre ist er bei mir ein und aus gegangen und mir nicht nur ein Gehülfe,

sondern ein Freund und Bruder gewesen, immer sich gleich bleibend und immer zuverlässig. Als ich meiner Gesundheit wegen das Kap verlassen mußte und am Nachmittag vor der Abreise schon von allen Abschied genommen hatte, erschien Malunga spät abends noch einmal bei mir, denn das allgemeine Lebewohl war ihm nicht genug gewesen, er hatte mir noch manches allein zu sagen. In dieser letzten halben Stunde des Beisammenseins war uns beiden natürlich das Herz schwer, und wir konnten einander nur trösten mit dem Trost eines Wiedersehens, wo keine Trennung mehr ist. Solche Zwiegespräche, besonders wenn der eine Teil ein Malunga ist, sind freilich zu innerlich schön, als daß man sie wiedergeben kann; so schließe ich denn diese Zeilen mit dem Rufe: Gott grüße dich, mein treuer Charles Frederick Malunga, er lasse dich noch lange leuchten als ein brennendes und scheinendes Licht in deiner Ecke des finstern Weltteils, bis er dich in das Leben des vollen Lichtes beruft!





V. Ein Besuch bei den Aussätzigen.

Manche meiner Leser werden schon von dem edlen Pater Damien gehört haben, dem Freunde und Missionar der Aussätzigen, welcher am Ende der achtziger Jahre nach sechzehnjähriger Wirksamkeit auf der Insel Molokai starb. Ich erwähne daher nur in wenigen Worten, daß die eine Hälfte dieser Insel, von der andern durch ein Felsengebirge geschieden, seit Jahrhunderten eine Kolonie der Aussätzigen ist, wohin sie nicht nur von den Fidschi-Inseln, sondern auch vom Festlande gebracht werden. Ihr Zustand daselbst war lange Zeit ein überaus elender, da sie gänzlich sich selbst überlassen waren; denn die Regierung, welche sie dort internierte, kümmerte sich weiter nicht um diese Unglücklichen, außer daß sie ihnen durch Schiffe regelmäßige Rationen an Lebensmitteln und Kleidung zusandte. Im Jahre 1871 berichtete in Belgien ein katholischer Bischof, der Molokai besucht hatte, von dem großen Elend der armen Aussätzigen, deren mehr als 1500 dort wohnten; in Stumpfsinn oder Verzweiflung versunken, lebten sie in Erdhöhlen oder schlechten Hütten, die sie aus Zweigen erbauten, schmutzig und halb nackt, zu hoffnungslos gleichgültig, um einander zu helfen und zu pflegen, in brutaler Unsittlichkeit, mehr dem Vieh gleich als den Menschen. Kein Trost der Religion, kein menschenfreundlicher Besuch gelangte zu ihnen! Als der junge belgische Priester Damien dies hörte,

meldete er sich sofort als Missionar für Molokai, wo er die ersten Jahre nur von Aussätzigen umgeben lebte, aber unter seinen Händen ging eine völlige Umwandlung des traurigen Ortes vor sich. Er war nicht nur der Lehrer, Seelsorger und Tröster der Aussätzigen, sondern er nahm sich auch aller ihrer äußeren Bedürfnisse an; nachdem er von der Regierung Geldmittel und Baumaterial erbeten hatte, ermunterte er die noch Arbeitsfähigen, sich unter seiner Anführung menschenwürdige Wohnungen zu schaffen und das Land zu bebauen. So entstanden allmählich zwei wohlgebaute Dörfer mit Kirchen und Schulen und ein Hospital, worin die Schwerkranken freundlich von barmherzigen Schwestern gepflegt wurden. Durch Pater Damiens Berichte in verschiedenen Zeitschriften kamen ihm von mancher Seite nicht nur Geldgaben, sondern auch Gehülfen zu, und jetzt ist die Aussätzigen-Kolonie von Molokai eine Muster-Kolonie mit schön angebauten Gärten, Feldern und Handwerksstätten, welche für die Bequemlichkeiten des Lebens sorgen. Immerwährendes Sterben und Begraben und immer neuer Zuzug derer, welche hier in die Verbannung geschickt werden, aber dabei herrscht unter den armen Aussätzigen der Geist gegenseitiger Liebe und stiller Gottergebenheit in der Hoffnung auf die ewige Genesung. Das ist Pater Damiens Werk; er verließ in sechzehn Jahren niemals seine Insel und starb dort als Aussätziger, da er sich durch beständigen Verkehr mit den Kranken angesteckt hatte. Ein protestantischer Engländer, Edward Clifford, reiste einige Jahre vor Damiens Tode nach Molokai, um eine große Geldsumme und sonstige Geschenke für die Aussätzigen als Liebesgaben des protestantischen Englands zu überbringen, und wohnte vierzehn Tage im Hause des aussätzigen Missionars, mit dem er innige Freundschaft schloß. Das Buch, in welchem Mr. Clifford seine Erlebnisse in Molokai beschreibt, ist sehr lesenswert, und der englische Protestant spricht in demselben mit tiefster Verehrung von dem frommen, thatkräftigen katholischen Priester, der als Märtyrer seiner Gottes- und Menschenliebe lebte und starb. „Wenn je ein Heiliger auf Erden gelebt hat,“ sagt er, „so habe ich ihn in Molokai gesehn!“

Nun, das Leben eines solchen Mannes wirkt über seinen Tod hinaus; durch Pater Damiens Vorgang, sowie durch Berichte der Augenzeugen ist in der ganzen Welt ein neues Interesse für die armen Aussätzigen angeregt worden. Wo sie früher ohne Hülfe und Pflege einsam hinsiechten oder ihre Familien in ihr entsetzliches Leiden nachzogen, sucht man jetzt die armen Kranken auf und sammelt sie in Pflegestätten; wo aber bereits Asyle dieser Art, meist sehr dürftig und nur das Notwendigste darbietend, sich vorfanden, baut man jetzt Musteranstalten, wo die Aussätzigen alles finden, was ihre Lage erleichtern kann. Schon manche der neuen Pflegestätten hat den Namen Damien-Hospiz erhalten, zum Andenken an den großen Vorgänger in dieser Liebesarbeit; auch haben sich in neuerer Zeit viele fromme und edle Menschen zum Dienst der Aussätzigen hergegeben und finden ihr Glück darin, denen zur Seite zu stehen, die von der Welt gemieden werden. Der Ort, wo *ich* eine solche Kolonie der Aussätzigen kennen lernte, ist die Robben-Insel, dicht am Kap der guten Hoffnung.

In Süd-Afrika kommt der Aussatz leider sehr häufig vor und scheint sich mehr und mehr zu verbreiten, es wird daher jetzt von der Regierung darauf gedrungen, daß die Kranken sich von ihren Familien entfernen sollen, obgleich gesetzliche Maßregeln in dieser Sache fast nicht durchzuführen sind in einem Lande, wo die dünne Bevölkerung auf so ungeheure Strecken verteilt ist. Zudem gehen die Angehörigen selbst nicht leicht darauf ein; die Farbigen jeder Art und Rasse haben eine stark entwickelte Familienliebe und verheimlichen daher so lange als möglich das Siechtum, um dessentwillen der davon Befallene ihnen entrissen werden sollte. Bei denen, welche dem mohammedanischen Glauben anhängen, kommt der Aussatz am seltensten vor, wahrscheinlich weil sie das mosaische Speisegesetz sorgfältig halten; *die* Aussätzigen, welche sie aber dennoch unter sich haben, wollen auch sie durchaus nicht hergeben, denn sie sind Fatalisten und sagen daher, man könne nicht angesteckt werden, ohne daß es Gottes Wille sei, und sei es Gottes Wille, so werde man auch ohne Ansteckung aussätzig. Die Weißen erst gehen nur

höchst ungern an einen Ort, wo Farbige in gleichberechtigter Weise mit ihnen zusammenleben; trotz alledem sind schon ungefähr 600 solcher Unglücklichen auf der Robben-Insel interniert, und an mehreren Plätzen auf dem Festlande baut man ebenfalls Spitäler für Aussätzige, die aber bei weitem noch nicht hinreichen werden, wenn erst alle Fälle den Ärzten bekannt und zugänglich sind. So oft wir hier in Deutschland etwas über dies Leiden lesen, sei es in unsrer Bibel, sei es in einer Geschichte des Mittelalters, so sehen die meisten von uns die ganze Sache als einer vergangenen Zeit gehörig an. Ach ja, das war traurig, wenn solch' elende Menschen vom Pfarrgeistlichen und Volk hinausgeführt wurden zu einer einsamen Hütte, und dann die Sterbegebete und Leichenfeier bei lebendigem Leibe, — nun waren sie tot für diese Welt und hatten mit niemand mehr Verkehr. Begegnete ihnen von da an irgend jemand, so mußten sie stillstehen und mit lauter Stimme rufen: „Unrein, unrein!" damit man ihnen auswich. Gott sei Dank, daß es keine Aussätzigen mehr giebt!

Ach nein, es giebt deren heute mehr als je in südlichen Ländern, und wer einmal in diese Welt des Jammers hineingesehen hat, dem thut das Herz weh, so oft er daran denkt. In weißen wie in farbigen Familien kommt in Süd-Afrika der Aussatz vor und vergiftet eine Generation nach der andern; wo auch nur ein Elternteil aussätzig war, erben alle Kinder fast ausnahmslos die Krankheit. Oft sind sie schön und gesund bis zum zehnten oder zwölften Jahr, dann erscheinen die ersten Flecken, und nun geht das Verderben unaufhaltsam seinen Weg. Aber man möchte sich oft fragen, wie die Krankheit zuerst in solche Familie gekommen ist, namentlich wenn keine Möglichkeit einer Ansteckung vorzuliegen scheint; vielleicht mag schlechte und unreine Nahrung dann die Ursache sein. Einige Ärzte behaupten, daß allzuhäufiger Genuß von Fischen die Krankheit hervorbringe, wenigstens soll der Aussatz sehr oft bei ehemaligen Leuchthauswächtern und deren Angehörigen, welche jahrelang meist von Seefischen gelebt haben, hervortreten. — Es sind drei Arten des Aussatzes, welchen man in Süd-Afrika begegnet: erstens

der weiße Aussatz, bei dem schneeweiße Flecken auf der Haut erscheinen, zuerst meistens an Gesicht und Händen; allmählich verbreiten sich diese weiter, das Blut stagniert, die Glieder sterben ab, bis Finger, Zehen, Nase und Ohren ohne Schmerz oder Blutung abfallen; die Kranken werden immer matter und stumpfsinniger, bis endlich in großer Schwäche der Tod eintritt. Weit größere Leiden verursacht der blaue Aussatz, der sich zuerst durch bläuliche Anschwellung im Gesicht kund giebt, welche den Kranken bald bis zur Unkenntlichkeit entstellt; nach und nach wird der ganze Körper davon ergriffen, fließende Wunden brechen auf, bis zuletzt alles in Fäulnis übergeht und der Kranke unter schrecklichen Qualen endet. Unter diesen beiden Formen dauert die Krankheit gewöhnlich neun bis zehn Jahre. Eine dritte Form ist die Elefantiasis, welche aber am Kap ziemlich selten vorkommt; der Patient kann dabei gegen zwanzig Jahre weiter leben, da nur die Beine von dem Leiden ergriffen sind und so anschwellen, daß sie Elefantenfüßen gleichen. Geheilt wird wirklicher Aussatz niemals; vor einer Reihe von Jahren kündigten zwar japanische Ärzte an, sie hätten ein Mittel gegen die Krankheit gefunden, dessen Zusammensetzung sie aber vor der Hand noch als Geheimnis bewahren wollten, und Pater Damien bewog das Gouvernement von Molokai, zwei dieser Doktoren kommen zu lassen. Er überwachte sorgfältig bei vielen Patienten die sehr umständliche Behandlung während eines ganzen Jahres und unterwarf sich selbst derselben, da er auch schon aussätzig war; in dem Bericht, den er nachher darüber gab, sagte er jedoch, daß kein einziger in Molokai durch die japanischen Ärzte geheilt worden sei, obgleich die Behandlung in allen Fällen eine zeitweise Erleichterung bewirkt und in manchen das Leben verlängert habe. (Ein zweifelhaftes Glück für Aussätzige!)

Wie weit ist nun der Aussatz ansteckend für diejenigen, welche sich mit der Pflege der Kranken beschäftigen? — Die Antwort kann durchaus beruhigend lauten; wo das Pflege-Personal, wie es doch meist geschieht, abgesondert wohnt und nur abwechselnd den Dienst in den Spitälern versieht, und wo

die gewöhnlichen Desinfektions-Mittel richtig angewendet werden, hat es keine Gefahr. Aber Zusammenwohnen in engen Räumen, Schlafen in einem Bett, Benutzung derselben Eßgeräte und Kleidungsstücke teilen unfehlbar die Krankheit mit, weshalb natürlich Armut und Unreinlichkeit der Verbreitung des Aussatzes Vorschub leisten. Jetzt, lieber Leser, gewähre mir deine Begleitung nach der Robben-Insel, wo ich während ein paar Wochen die Pflege der Aussätzigen im neubezogenen „Damien-Spital“ kennen lernte. Vom Hafenplatz der Kapstadt ist es etwa eine Stunde weit, und ein eigener Dampfer vermittelt zweimal wöchentlich den Verkehr; die See geht heute hoch und macht die Landung an der Insel, welche immer umständlich ist, noch beschwerlicher, denn eine Viertelstunde vor der Insel, welche sich öde und nackt mit ihrer Umrahmung von Klippen vor uns ausbreitet, müssen wir Anker werfen, da das Meer nicht mehr die nötige Tiefe für den Dampfer hat. Es kommen uns Boote entgegen, um Passagiere und Güter weiter zu befördern, aber sie steigen und sinken so gewaltig zur Seite des Dampfers, daß man fast daran verzagt hineinzukommen, bis man endlich von den kräftigen Armen eines Matrosen, gerade wenn das Boot auf der Höhe einer Woge ist, über Bord geschwungen wird. Ein Glück ist es bei solcher Fahrt, wenn man nicht zur Seekrankheit geneigt ist; dicht vor der Insel müssen auch die Boote Halt machen, denn das Wasser ist zu seicht, und es erscheint nun eine Schar stämmiger Kafirs mit Tragsesseln, auf denen sie uns einen nach dem andern, selbst knietief durch die See watend, an den Strand bringen. Sie haben große Nummern auf ihren Jacken, und am Ufer steht ein Polizist, denn unsere Träger sind Strafgefangene aus der Kapstadt; auf die Insel-Station versetzt zu werden ist eine Vergünstigung, welche der größeren Freiheit wegen hochgeschätzt wird, sagt man uns. „Können sie nicht leicht von hier entkommen?“ — „O nein, die Boote sind immer gut verschlossen, und so ausgezeichnete Schwimmer die Kafirs sind, das Meer wimmelt hier dermaßen von Haifischen, daß keiner sein Leben so thöricht daransetzen würde.“ Wir stehen jetzt auf terra firma, die Insel ist etwa

anderthalb Stunden lang und eine Stunde breit, ziemlich kahl trotz aller Anpflanzungen, die man versucht hat, denn der Boden ist sandig und salzig, und die wenigen Bäume stehen verkümmert und krumm gebogen durch den scharfen Seewind da. In der Nähe des Landungsplatzes liegt das Gefängnis, nicht weit davon eine Anstalt für unheilbar Irrsinnige mit weitläufigen einstöckigen Gebäuden und dazwischenliegenden Gärten, von Mauern und Gittern umgeben; drüben die andere Hälfte der Insel aber gehört allein den Aussätzigen. Nur hoffnungslos Leidende bevölkern die Robben-Insel, an den Eingang könnte man die Inschrift setzen, welche über Dantes Inferno steht: „Wer hier hereingeht, gebe jede Hoffnung auf.“ — In der Mitte des Eilandes jedoch, wie tröstend und versöhnend das Ganze überblickend, hat sich die Kolonie der Helfer und Pfleger angebaut; dort steht auch die hübsche englische Kirche, daneben das Pfarrhaus, in welchem zwei Geistliche, beide unverheiratet und allein ihrem Berufe lebend, sich angesiedelt haben, weiterhin die schönen Wohnungen der beiden Ärzte und dann eine Menge kleiner Häuser für das Verwaltungspersonal, die Bemannung der Boote und die vielen meist verheirateten Wärter und Wärterinnen. Zwischen den bedeutenderen Gebäuden sind prächtig gedeihende Blumengärtchen und Bosquets, für deren Grundlage jedoch die Erde vom Festland herübergeschafft werden mußte, nicht zu vergessen der großen Magazine, welche, durch wöchentlich zweimalige Lieferungen vom Festland verproviantiert, etwa 1500 Menschen mit allen Lebensbedürfnissen versorgen müssen. Bald fühlte ich mich heimisch in dem gastlichen Hause, wo ich einige Zeit zubringen wollte, um mich über die Aussätzigen und was für dieselben geschieht, gründlich zu unterrichten. Die frische Seeluft, welche die Insel durchstreicht, macht dieselbe zu einem gesunden Aufenthaltsort, und wenn das Dunkel des Abends den kahlen Boden und die verkümmerte Pflanzenwelt verdeckt, sind das schäumende Meer und der leuchtende Sternhimmel darüber ein prächtiger Anblick; drüben am Ufer glänzt dann die Stadt in elektrischer Beleuchtung, ein Bild der Welt mit all den Freuden, nach welchen die armen Verbannten sich vergeblich zurücksehnen.

Am andern Morgen, als ich früh im Garten stand, kamen ein paar Männer an den Zaun mit Gesichtern wie seltsame weißliche Masken und baten um Blumen zum Ausschmücken ihres Zimmers; es waren die ersten Aussätzigen der Robben-Insel, die ich sah, und als ihre Bitte auf das bereitwilligste gewährt wurde, streckte der eine seine verstümmelte Hand aus, um die Blumen zu fassen, und dann gingen sie dankend davon. Im Laufe des Vormittags begleitete ich nun den Arzt, als er seine Runde machte, und als wir an der hübschen Kirche vorüber kamen, traten wir einen Augenblick ein, denn das freundliche, schön dekorierte Gotteshaus ist der Glanzpunkt der Insel. Es ging aber eben eine große Desinfektion in demselben vor sich; warum? — gestern war ein besonders feierlicher Gottesdienst gewesen, Taufe und Abendmahlsfeier für die Aussätzigen, und nur bei solchen Gelegenheiten betreten diese den unteren Raum der Kirche, der dann mehrere Tage ausgeräuchert wird, bevor die Gemeinde der Gesunden ihn wieder benutzt; an gewöhnlichen Sonntagen haben die Aussätzigen ihren Platz auf den Emporen. Fast eine Viertelstunde müssen wir weiter gehen bis zu den Gebäuden der Aussätzigen-Station, aber wir begegnen bald überall den Kranken, welche sich auf dem ganzen Terrain in voller Freiheit bewegen dürfen; auch bei ihren Seelsorgern und Ärzten sind sie immer willkommen, aber den übrigen Wohnungen sich zu nähern, ist ihnen verboten. Auf dem Wege klagte der gute Doktor darüber, daß es so schwer sei, Lebensinteressen und Beschäftigungen, welche ihnen die Zeit vertreiben, für seine Kranken zu finden, denn das Spitalsystem, nach welchem die Kolonie der Robben-Insel eingerichtet ist, macht natürlicherweise ihr Dasein sehr eintönig. Überdies löst es jedenfalls die Familienbande zwischen Eheleuten, Geschwistern, Eltern und Kindern, welche hierher kommen, da die Patienten nach Geschlecht und Alter abgesondert wohnen müssen. „Darin ist das Leben der Aussätzigen auf Molokai weit glücklicher als hier,“ sagte der Arzt, „denn was wir auch thun, wir können ihnen weder die Freuden des Familienlebens ersetzen, noch den weniger schwer Kranken all die Anregung bieten, welche ein Gemeindeleben mit

seinen öffentlichen Interessen und seinen immer wechselnden Vorkommnissen gewährt. In Ansiedelungen wie die auf Molokai gehen die Aussätzigen nur im letzten Stadium der Krankheit in das Hospital, und auch dann nur aus freier Wahl, die übrigen leben, obwohl mehr oder weniger krank, wie andere Dorfbewohner. Soweit ihre Kräfte reichen, arbeiten sie irgend etwas, säen und ernten, kaufen und verkaufen, feiern Hochzeit und Kindtaufe und vergessen über alledem zeitweise ihre jammervolle Krankheit." — „Aber die immerwährende Vermehrung des Elends durch die Geburt so vieler Kinder mit dem Keim des Aussatzes?" bemerkte ich, „es ist ja bekannt, daß Pater Damien die freiere Form der Kolonisation für die richtigste hielt, und natürlich konnte er so ihre Eheschließungen nicht verhindern wegen der Gefahr der Unsittlichkeit; doch sagt er selbst in einem seiner Briefe, daß er jedesmal das Heiraten widerriet, wenn seine Pfarrkinder ihn als ihren Seelsorger um Rat fragten." — „Freilich ist es vom ärztlichen wie vom nationalökonomischen Standpunkte aus weiser, die Geburt aussätziger Kinder zu verhüten," erwiderte der Arzt, „und daher wird auch hier das Hospitalsystem aufrecht erhalten. Aber vom rein menschlichen Standpunkt aus muß ich gestehen, daß ich den Aussätzigen das Recht gönnen möchte, wie andere Menschen zu leben, — natürlich in besonderen Distrikten interniert, aus Rücksicht auf die gesunde Bevölkerung. Je größer die Zahl der Angesteckten wird, desto weniger werden wir auch unsere bisherige Art der Pflege festhalten können, und ich sehe früher oder später die Zeit kommen, wo wir diese ganze Insel und vielleicht noch eine andere dazu als Wohnsitze der Aussätzigen brauchen werden; — jedenfalls würden dann die Leute auch familienweise und in Ortschaften leben, wie auf Molokai."

Während dieses Gespräches beobachtete ich, was um uns vorging; überall sah ich Aussätzige, manche kaum erst bemerkbar krank, andere mehr oder weniger entstellt und verstümmelt. Einer hütete Ziegen, die das grobe, harte Gras benagten, andere fuhren in einem Boote den Strand entlang, und eine Gruppe war um ein kleines Feuer versammelt, um Fische zu rösten,

die man mit der Angel gefangen hatte; zwischen den Klippen sammelten ein paar Mädchen Muscheln, und eine Anzahl Frauen breiteten Wäsche zum Bleichen aus unter Aufsicht einer Pflegerin. Obgleich alle die Kranken den Gruß ihres Arztes freundlich erwiderten, fiel es mir doch auf, wie still und langsam es überall zuging, und diese Abstumpfung der Lebensgeister ist fast das traurigste Symptom des Leidens. — Da plötzlich ein fröhlicher Gesang, es war ein Schulliedchen, von Kinderstimmen gesungen; wie erfrischend und belebend klang es in dieser Umgebung! Jetzt sahen wir auch die Kinder, die sich munter durcheinander bewegten, und auf den Stufen des Schulzimmers stand der Geistliche, der zugleich als Lehrer fungierte, ein Kleines an jeder Hand. Aber ach, als wir näher kamen, und die Kinder sich nach uns umwandten, welch ein Anblick zum Erbarmen! All die armen Kleinen hatten alte, verwelkte Gesichter, verschwollen oder weißlich abgestorben; einem kleinen Knaben fehlten die Ohren, wahrscheinlich von Geburt an, einige hatten nur Stummel statt der Hände. Es ging mir zu Herzen, daß diese ganze Schar von unschuldigen Kindern ihr Todesurteil auf der Stirn trugen; denn keines konnte ja das Mannesalter erreichen.

Die weitläufigen Gebäude des dortigen Hospitals sind meist in der Form von Pavillons errichtet und je durch eine breite Veranda verbunden; natürlich ist die Anstalt der Männer von derjenigen der Frauen abgesondert, obgleich Verwandte und Bekannte beider Geschlechter in Gegenwart des Pflegepersonals miteinander verkehren. Getrennt von den Hospitälern steht die Küche mit den Speisezimmern verbunden, eine große Halle für religiöse und gesellige Versammlungen und die Häuschen des Vorstehers und der Vorsteherin, bei welchen noch einige der unverheirateten Wärter und Wärterinnen wohnen, alle freudig ihren schweren Beruf versehend, dem zu Ehren, welcher einst die Aussätzigen zu sich rief und seine Hand auf sie legte. Ich wurde gleich in einige Krankenzimmer geführt, die, wie im heißen Klima gewöhnlich, alle zu ebner Erde sind. Der Pavillon der schwer kranken Frauen, wo die frische heitere Wärterin, eine Irländerin, ihren Wachtposten draußen neben der offenen Thür

hatte, (denn drinnen war trotz der guten Ventilation der Geruch für die Dauer unerträglich) lagen alle Kranken im Bett, einige verdeckten ihr Gesicht, als ich eintrat. Eine unglückliche, alte Frau, offenbar im letzten Stadium, stöhnte laut, wand sich in ihren Qualen hin und her und verwünschte ihr Schicksal. „Sie wird eben manchmal ein wenig ungeduldig," sagte die Wärterin entschuldigend, „und ich kann es ihr nicht verdenken; wenn ich nur halb so viel litte, ich würde es weit ärger machen." — „Was haben Sie bei der Pflege eigentlich zu thun?" fragte ich. „Die Kranken werden täglich gebadet, und ihre Wunden mit schmerzstillenden Mitteln verbunden; die meisten muß ich auch füttern, da sie den Gebrauch ihrer Hände nicht mehr haben, und dann gehe ich eben von einer zur andern, um sie zu trösten und bitte den lieben Gott, daß er die armen Leutchen geduldig erhält, bis sie erlöst werden." — „Wird es Ihnen aber nicht sehr schwer, immer nur hoffnungslos Kranke zu pflegen?" — „Ach nein, ich weiß ja, daß sie noch viel schlimmer dran wären, wenn sie nicht gepflegt würden, und wir haben einander lieb, nicht wahr?" sagte die gute Irländerin, sich freundlich im Kreise umsehend. Ich freute mich zu bemerken, wie reinlich alle gebettet waren, und wie ergeben die meisten schienen. Draußen saßen Kranke in langen Reihen unter der Veranda, teils mit tiefgebeugtem Haupt, teils schauten sie den Spielen der Kinder zu; eine hatte ihren Säugling im Arm, manche lasen etwas. Als ich herzutrat und ihnen die Hand reichen wollte, verbargen sie die ihren schnell unter der Schürze: „Ach, wir sind aussätzig, fürchten Sie sich nicht?" — „Nein, ganz und gar nicht," versicherte ich sie und schüttelte jeder die Hand, und so hielt ich es bei all meinen Besuchen auf der Station und wurde dadurch sehr populär, denn so viele Wohlthaten auch liebevolle Besucher den Aussätzigen erweisen, vor einer Berührung scheuen sie sich meist. Der Doktor machte mich noch besonders mit einer Kranken bekannt, welche erst drei Monate hier war; sie hatte ihren Mann und drei kleine Kinder verlassen müssen, und kürzlich hatte ihre Schwester, welche die Kinder jetzt verpflegte, dieselben herübergebracht, um die Mutter zu besuchen. Die monatlich erlaubten

Besuche von Freunden sind überhaupt Lichtpunkte im Leben dieser Unglücklichen, so weit sie solche in erreichbarer Nähe haben. „War es Ihnen nicht ein großer Trost, die Kinder zu sehen?“ fragte ich. „Ach nein, ich weinte die ganze Zeit,“ erwiderte die arme Frau, „dort auf jener Bank saßen sie, und ich durfte sie nicht einmal küssen; das Kleinste streckte die Händchen aus und rief: Mama, aber nehmen durfte ich es nicht.“ Arme Mutter, und doch erzählte man mir, der Jammer von Eltern im Hospital sei jedesmal am größten, wenn man ihnen ein Kind zum dableiben bringe, weil die Spuren des Aussatzes sich zeigen; lieber wollen sie hören, daß es fern von ihnen gestorben ist, als es hier vor ihren Augen in langem Siechtum hinwelken zu sehen.

Bei den Männern interessierte mich besonders ein alter, ehrwürdiger Schwede, der sich, als Seemann umherreisend, in Indien angesteckt hatte und nun mit edler Resignation sein schweres Schicksal trug. Das ihn ringsumgebende Meer war ihm ein Trost, wie er sagte; auf dem Festlande interniert zu sein wäre dem alten Seefahrer unerträglich gewesen. Aus allen Völkern und Zungen waren sie hier beisammen, durch dasselbe Leiden verbunden und einander dienend, wo sie nur konnten. Am stärksten fand ich bei Männern und Frauen die Mischlinge von allen Schattierungen vertreten, aber es freute mich zu sehen, daß die Frage der Farbe, welche so peinlich trennend in Süd-Afrika wirkt, hier fast beiseite gesetzt schien. Der liebenswürdige Oberpfleger stellte mir als seinen treuen Helfer einen gewissen Thomas vor, einen stattlich aussehenden Mischling, der außer seinen dickumwickelten Beinen, auf denen er sich nur langsam fortbewegte, ganz gesund erschien; ich verkehrte in jener Woche oft mit ihm und freute mich seiner als eines frommen, ernsten Mannes, dessen Übersiedelung hierher vor Jahresfrist ein rührender Akt der Selbstverleugnung war. Er war Küster einer Methodistenkirche, eine Tagereise weit auf dem Festlande gewesen und besaß ein eigenes Gütchen mit hübschem Haus, wo er mit einer vortrefflichen Frau und vielen Kindern ein glückliches Familienleben geführt hatte. Seit fünf Jahren war

er krank durch Ansteckung, er wußte nicht wo und wie, und seitdem hatte er zu Hause ein eigenes Zimmer bewohnt, wo er, von seiner guten Frau gepflegt, allein aus besonderem Geschirr aß und mit seinen Kindern nur durch die offene Thür oder draußen im Freien verkehrte. Gott sei Dank, all die Seinen waren gesund geblieben, und er hatte doch noch manche Landarbeit versehen können. „Aber warum drang unter solchen Verhältnissen der Arzt auf Ihre Entfernung?“ fragte ich. „Der Doktor war ganz zufrieden mit unserer Einrichtung,“ erwiderte Thomas, „aber ich bat freiwillig hier um Aufnahme, um meiner Kinder willen; die Söhne und Töchter wuchsen heran und konnten nirgend Dienstplätze oder Arbeit finden, weil sie aus meinem Hause kamen, die Weißen haben solche Furcht vor Ansteckung; jetzt geht es schon besser, da ich fort bin.“ — „Und sind Sie glücklich hier?“ — „Ja, ich bin zufrieden, denn ich finde hier viel Arbeit für den lieben Gott, die Hände und den Mund kann ich ja brauchen, und da giebt es den ganzen Tag zu helfen und zu trösten; meine liebe Frau hat mich auch schon einmal besucht.“ Von den leidenden Menschen auf der Station sei es nun genug, aber ach, die armen, stummen Geschöpfe Gottes, die ich dort sah! Kaninchen, Hühner und was sich sonst die Kranken zum Zeitvertreib hielten, — alles war aussätzig. Auf Molokai in der prachtvollen Tropenwelt soll man sogar den Meltau der Ansteckung auf den Blüten und Blättern sehen, welche aus dem seit Jahrhunderten von Ansteckungsstoff gedüngten Boden hervorwachsen; auf der Robben-Insel ist dafür die Kolonie noch zu jung, aber ist es nicht jammervoll, daß Gottes unschuldige Kreaturen so in das Elend der armen sündigen Menschenwelt mit versinken können!

Nun noch ein heiteres Bild: zwei Tage nach meiner Ankunft war der wöchentliche Vergnügungstag der Aussätzigen, an dem schon vormittags eine Anzahl von Herren und Damen aus der Stadt herüberkommen; sie bringen jedesmal große Lieferungen von Blumen, Früchten und Konfekt mit, auch Bücher und illustrierte Blätter aller Art, welche sie eigenhändig verteilen. Nachmittags versammelt sich dann alles, was gehen oder

getragen werden kann, in der großen Halle, wo die gütigen Besucher ihnen ein Konzert mit Deklamationen, letztere zuweilen durch eine magische Laterne illustriert, veranstalten. Die Kranken, soweit sie dazu fähig sind, wirken mit und geben zum besten, was sie in der Woche unter der Leitung ihres musikalischen Pfarrers eingeübt haben, und es that einem wohl zu sehen, wie da so manches arme, müde Gesicht sich aufhellte, wie begeistert die Kranken sangen und spielten und wie von Herzen sie lachen und Beifall klatschen konnten. Solche Besuche sind wahrer Samariterdienst, und sie bringen in ihrer Art ebensoviel Hülfe, als rein religiöses Zureden thun würde; uneigennützige Liebe und Teilnahme haben noch nirgend ihren Eindruck verfehlt. Dennoch bleibt natürlich die eigentliche Seelsorge der wesentlichste Bestandteil der Pflege; bei denen, die für dies Leben keine Aussicht haben als schwere Leiden und qualvollen Tod, gilt es ja besonders, eine feste Hoffnung auf das ewige Leben zu erwecken. Von den Kranken auf der Robben-Insel sind ja viele noch Heiden, welche hier sorgfältig im Christentum unterrichtet und meist vor ihrem Ende noch getauft werden; auch ist jeden Abend für alle gemeinschaftliches Gebet, welchem eine religiöse Belehrung oder Besprechung vorangeht. Ich wohnte mehrmals bei und bewunderte den richtigen Takt des für diesen Beruf eigentümlich begabten Pfarrers, der sich in solchen Stunden gar nie auf die besondere Trübsal seiner Zuhörer bezog, sondern sie von sich weg auf die Herrlichkeit und Größe Gottes wies. Zu jener Zeit legte er die Naturpsalmen aus und ermahnte die aussätzige Gemeinde, mit dem brausenden Meer und den leuchtenden Sternen Tag und Nacht Gott zu loben, und nach dem Frieden und der Harmonie, wie sie in der unbeseelten Schöpfung sich zeigen, in ihrem eigenen Leben zu trachten. — Man erzählte mir, daß einmal, während einer notwendigen Abwesenheit des gewohnten Seelsorgers, ein herzensguter Geistlicher vom Festland ihn einige Wochen vertreten hatte, und dieser wußte nichts Besseres zu thun, als den armen Kranken über alle Geschichten von Aussätzigen, die in der Bibel stehen, zu predigen, was eine tiefe Entrüstung bei ihnen hervorrief.

Vom Aussatz wußten sie ohnehin schon mehr als genug, hatten sie gesagt; ja, die Weisheit, welche schon jede Kindswärterin haben muß, die Kleinen auf andere Gedanken zu bringen, wenn sie weinen, ist gewiß im höchsten Sinn auch seelsorgerische Weisheit und nicht am wenigsten in einer Aussätzigen-Kolonie.

Unter der sorgfältigen Hut ihres treuen Seelenhirten ist mancher aus der leidenden Gemeinde dieser Insel zum Glauben gelangt und in die Liebe Gottes eingegangen; der Pfarrer wußte mir viel zu erzählen von dem Frieden der Sterbebetten, an denen er so oft zu stehen hatte. Fast jede Woche mußte er einige seiner Pfarrkinder begraben, immer mit einem besonderen Gefühl des Dankes, daß sie nun dieser Zeit Leiden überwunden hatten; wenn irgendwo, so zeigt sich in einer Kolonie für Aussätzige die Macht des Christentums und der Triumph des Geistes von oben über die menschliche Natur. Unser Heiland Jesus Christus hat uns zuerst durch sein Beispiel das Mitleid mit diesen Ärmsten unter den Armen gelehrt, und nur in seiner Nachfolge können deren Pfleger ihre Arbeit recht thun, nur im Glauben an ihn können die Kranken in Geduld und Herzensfrieden ihr schweres Schicksal tragen; jedes andere hülfreiche Unternehmen könnte ich mir eher als nur von dem Geiste einer allgemeinen Philanthropie geleitet denken — eine Insel der Aussätzigen ohne religiöses Leben wäre eine Hölle auf Erden! Gerade weil man zu ihrer leiblichen Heilung gar nichts thun kann, muß das Hauptbestreben dahin gehen, ihre unsterblichen Seelen in den Lichtkreis Gottes zu bringen, der allein jede Dunkelheit erhellen und jeden Jammer stillen kann. Eine große Freude, die den Besucher solcher Leidensstätten über das niederdrückende Elend, das ihm hier entgegen tritt, einigermaßen tröstet, ist die, hin und wieder zu hören und zu erfahren, wie so mancher in dieser Verbannung, während das schreckliche Siechtum seinen Leib mehr und mehr zerstört, doch allmählich ein inneres Glück gefunden hat, welches er draußen im Treiben der Welt nicht kannte. Sei es, daß er in heidnischer Unwissenheit hierherkam, und ihm nun zuerst eine höhere Erkenntnis mitgeteilt wurde, welche ihm den Urquell und das Endziel des

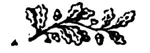
menschlichen Daseins zeigte; sei es, daß er, mit höherer Bildung ausgestattet, früher seine Gaben dazu benutzte, um in fremden Ländern Reichtümer und Ehren zu erjagen, bis ihm endlich hier in der Stille unter der liebevollen Fürsorge frommer Christen die Nichtigkeit aller irdischen Dinge klar wurde und er das suchen lernte, was unvergänglich ist — gewiß, auf der Robben-Insel sind schon viele Aussätzige so gesegnet worden, daß sie mit Lob und Dank gegen Gott und Menschen zuletzt eine selige Heimfahrt angetreten haben, und das Liebeswerk derer, welche sich der Pflege dieser Unheilbaren widmen, ist demnach kein hoffnungsloses.

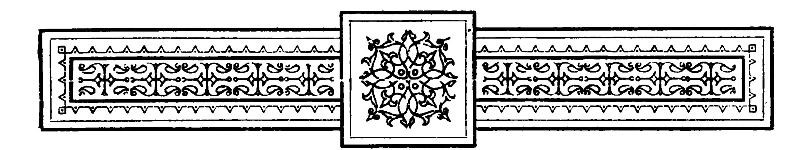
Der Tag meiner Abreise von der Insel kam bald heran, und als am Morgen der Dampfer am Ufer anlangte, welchen ich am Nachmittage zur Rückfahrt benutzen wollte, ging ich mit meinen lieben Gastfreunden zum Landungsplatz herunter, wo sich bei solchen Gelegenheiten alle Gesunden, die nicht durch dringende Pflichten abgehalten waren, zusammenfanden; ist doch der Dampfer vom Festlande die einzige Unterbrechung des ewigen Einerlei. Diesmal stieg ein mir bekannter Arzt aus der Kapstadt ans Land, mit ihm eine farbige Familie, aus Eltern und fünf Kindern bestehend, die ich oft besucht hatte, und welche jetzt hier ins Hospital der Aussätzigen kommen sollten. In diesem Falle freute ich mich sehr darüber, denn ich hatte schon gewußt, daß die Leute angesteckt waren, und sie gehörten zu den Verkommensten in der Stadt; denn wenn Schwarze vom Lande hereinziehen und sich dann nicht fort zu helfen wissen, sinken sie meist tiefer als unter irgend welchen andern Verhältnissen. Zu dieser Familie hatte ein liebes Mädchen gehört, Sarah, das älteste der Kinder, welches eine Zeitlang in unsere Missionsschule gekommen und dort getauft worden war; danach hatten wir ein paar Jahre lang die Leute aus den Augen verloren, da sie in andern Orten Arbeit suchten, und als wir sie endlich in der Kapstadt wiedertrafen, wohnten sie in einer elenden Baracke in unbeschreiblicher Armut und Unreinlichkeit; Vater und Mutter dem Trunk ergeben, und die arme, kleine Sarah, welche sich irgendwo angesteckt hatte, schwer krank am Aussatz. Sie freute

sich so, uns wieder zu sehen, daß wir täglich zu ihr gingen und für sie thaten, was wir konnten; aber das Kind litt schrecklich, und die Krankheit nahm einen ungewöhnlich raschen Verlauf, denn als Sarah kaum vierzehn Jahre alt war, ging es zu Ende. Ich hatte den Doktor gefragt, warum er sie nicht lieber auf die Insel bringe wegen der anderen, die doch in dem engen Wohnraum notwendig ihre Krankheit erben mußten. „Sie sind längst schon angesteckt," hatte er erwidert, „und das sterbende Mädchen kann ich nicht mehr transportieren; mag sie ruhig hier ausleiden, nachher bringe ich die übrigen fort." — In den letzten Tagen schrie die unglückliche kleine Sarah nur einen Schrei, so groß waren die Schmerzen; wir hatten ihr von einer Fruchtausstellung eine Riesenorange gebracht, sie konnte nichts mehr davon genießen, aber sie hielt sie bis zu ihrem Ende fest im Arm, und der Kontrast war so traurig zwischen der prachtvoll strotzenden Frucht und dem armen elenden Menschenkind! Als man mir eines Morgens früh sagen ließ, Sarah sei in der Nacht gestorben, ging ich sogleich hin, und das Bild, welches mir da vor Augen kam, kann ich niemals vergessen. Auch die rohesten Menschen haben Achtung vor dem Tode und ehren die Verstorbenen, so gut sie können; vor der Thür der Hütte lag all das arme Gerümpel von Mobiliar, und das einzige Zimmer war gescheuert, nur das Bett stand darin, mit schneeweißen, wahrscheinlich von freundlichen Nachbarn geliehenen Tüchern bedeckt, und darauf lag das tote Kind in einem weißen Nachtkleid, das ich ihm kürzlich geschenkt, und mit weißen Blumen auf der Brust. Wie es bei Farbigen nach langen, erschöpfenden Krankheiten der Fall ist, war Sarahs dunkle Hautfarbe ganz hell geworden, alles Entstellende war verschwunden, und sie lächelte so selig, wie ich es noch nie bei einem Toten gesehen habe, als ob sie so weiter lächeln würde vor Gottes Thron in alle Ewigkeit. Doch draußen vor der Thür, da lagen Eltern und Kinder auf dem Boden in schwerer Trunkenheit, nur das Kleinste rief schreiend nach der Mutterbrust; jemand hatte ihnen aus unverständiger Güte ein Geldgeschenk zur Beerdigung gegeben, und dies war die Folge. Ich schloß leise die Thür der Hütte,

und als ich fortging, mußte ich weinen, nicht über die lächelnde, tote Sarah da drinnen, sondern über die Gesunkenheit der aussätzigen Familie, die draußen unter ihrem armseligen Hab und Gut betrunken im Staube lag. — Nun auf der Insel, unter dem liebevollen, sanften Einfluß guter Menschen mußten doch bessere Tage für diese Armen kommen; nicht nur wurden sie jetzt leiblich genährt und versorgt, sie konnten sich auch dem Licht von oben erschließen und sich mit Gott zurechtfinden, ehe sie diese Welt verließen.

Bald fuhr ich wieder durch das brausende Meer der Kapstadt zu, tief bewegt von den Eindrücken, die ich auf der Insel empfangen hatte; schon verschwanden vor meinen Blicken die Häuser, in denen ich aus und ein gegangen war, dann auch die Klippen des felsigen Ufers, aber noch lange sah ich das Kreuz, welches auf hohem Postament inmitten des Gottesackers der Aussätzigen steht. Es ist Brauch bei den Schiffern, welche dort vorbeifahren, daß sie beim Anblick des Kreuzes ein kurzes Gebet für die Aussätzigen sprechen, und du, der du dieses liesest, laß deine Seele jetzt auch einen Augenblick vor Gott treten für jene leidenden Verbannten. Bete nicht für sie um Heilung, denn der, welcher allein seine Hand ausstrecken und sie reinigen konnte, weilt nicht mehr auf Erden, aber bete für sie um den Frieden des Herzens, um die ewige Ruhe im Reiche Gottes!





VI. Missions-Theegesellschaften.

Wer je in England gewesen ist und sich dort für christliche Werke interessiert hat, wird sich wohl auch mit Vergnügen einer Art von geselligen Zusammenkünften erinnern, welche die Engländer mit dem Namen „parish tea“ bezeichnen. „Thee für die ganze Pfarrei,“ würde „parish tea“, ins Deutsche übersetzt, etwa lauten, und diese Einrichtung wird allgemein sehr nützlich befunden, um die Besucher einer Pfarrkirche, welches Standes sie auch seien, freundlich miteinander bekannt zu machen und dieselben auch ihrer Geistlichkeit und ihren Vorständen in gemütlicher Weise näher zu bringen. Wenn die Engländer einen solchen Theeabend ins Werk setzen wollen, so wird dies etwa acht Tage vorher durch den Pfarrer öffentlich bekannt gemacht, und es werden in verschiedenen Läden und andern Lokalen die Eintrittskarten zu mäßigem Preis verkauft; den notorisch Armen werden die Karten natürlich unentgeltlich ins Haus gebracht. Darauf wird in einem geräumigen Saale an dem bestimmten Abend die Bewirtung hergerichtet, wobei für jeden Tisch eine Dame aus der Pfarrei das Gedeck und Theegeschirr hergiebt, wie sie auch am Abend den Gästen, die sich dort niedersetzen, den Thee einschenkt und so viel als möglich die Unterhaltung leitet. Ich war schon bei einem „parish tea“ zugegen, wo über 600 Gäste erschienen, welche sich nach eigener Wahl um die verschiedenen

Tische zusammenfanden; sobald dann die materiellen Genüsse vorüber waren, wurde durch musikalische Vorträge und andere Unterhaltungen der Abend ausgefüllt, und zum Schluß hielt der Pfarrer eine Ansprache, in welcher er den Anwesenden mitteilte, was auf dem Gebiete des christlichen Vereinswesens, der Sonntagsschulen und anderer guten Werke in der Pfarrei vorging und zu weiterer Beteiligung an denselben und Hülfe für dieselben aufforderte. — Fast überall, wo solche geselligen Abende eingeführt sind, werden dieselben bald sehr populär und bleiben auch selten ohne praktischen Nutzen; daran dachten wir, als wir einst bei unserer Missionsarbeit in der Nähe der Kapstadt vor der Frage standen, auf welche Weise wir uns mit gewissen recht verwilderten und europäerscheuen Kafirs, welche in der dortigen Gegend wohnten, bekannt machen sollten. Es war nämlich häufig bei den mancherlei Kriegen, welche die englische Regierung mit den verschiedenen Kafirstämmen auszufechten gehabt, eine Anzahl von Kriegsgefangenen in das Gebiet der Kapstadt gebracht worden; dort blieben sie dann für ein paar Jahre interniert, durften sich aber innerhalb des Stadtgebietes frei bewegen, Arbeit annehmenn und ihr Leben einrichten, wie es ihnen gefiel. Wie es jedoch zu gehen pflegt, wenn ganz uncivilisierte Menschen plötzlich inmitten einer weißen Bevölkerung versetzt werden, wo Land und Leute, Gewohnheiten und Sitten ihnen gänzlich neu und unbekannt sind, so kamen diese armen Fremdlinge gar oft mit den Gesetzen in Konflikt, ehe sie selbst recht wußten wie und warum, wurden durch erlittene Strafe doppelt erbittert und gaben sich noch dazu meist allzuschnell dem Genusse des Branntweins hin, den gewissenlose Händler ihnen zutrugen, so daß sie endlich der Schrecken ebensowohl als der Spott aller umwohnenden Dorfkolonisten wurden: „ihre Hand wider jedermann, und jedermanns Hand wider sie," und ganz unzugänglich für gute und freundliche Einflüsse schienen. Die wenigsten hatten ihre Familien bei sich, bei Tage thaten die Männer die rauheste Arbeit in den Docks, und gegen Abend sah man die schmutzigen, zerlumpten Gestalten, oft schon halb betrunken, wieder zu ihren verwahrlosten Hütten hinausziehen,

welche sie hier und da, so weit als möglich von den Häusern der andern abgesondert, bewohnten. Wagte man es je, an einem Sonntag diese Spelunken aufzusuchen, so fand man entweder niemand zu Hause oder die Leute waren sinnlos betrunken; die armen Kriegsgefangenen schienen auch zu mißtrauisch gegen alle Weißen, als daß sie zu uns gekommen wären. Wie wär's, meinte endlich einer von uns, wenn wir eine Einladung zu einem Theeabend an diese Kafirs ergehen ließen, so etwa nach der Art eines altenglischen „parish tea," damit sie uns nur erst einmal kennen lernen und sehen, daß wir ihnen freundlich gesinnt sind? — Gesagt, gethan; in einem Dorfe, das ganz in der Nähe einer Anzahl solcher Leute lag, waren eben Ferien in der Schule für die farbigen Kinder, und wir konnten deshalb die beiden großen Schulzimmer für unsern Zweck geliehen erhalten. Das erste war, Einladungen an alle die ergehen zu lassen, welche wir bei unsrer Bewirtung zu sehen wünschten, und dies wurde durch ein halbes Dutzend unserer Kafirs besorgt, welche schon seit längerer Zeit meine Abendschule besucht und bereits ein gutes Teil christlicher Erkenntnis und Sitte angenommen hatten. Als der bestimmte Abend kam, waren diese unsere Schüler in erwartungsvoller Stimmung mit uns Arbeitern an der Mission in dem vorderen Schulsaal versammelt, welcher mit Lichtern, Blumen und schön gedeckten Tischen auf das anziehendste hergerichtet war; draußen war die ganze Bewohnerschaft des Dorfes aus Neugier so dicht gedrängt um das Schulhaus zusammengelaufen, daß der Polizeidiener durch beständiges Ab- und Zugehen einen Weg für die Eingeladenen frei halten mußte. Ob sie wohl kommen werden? fragten wir einander immer wieder; eine Stunde war schon über die festgesetzte Zeit verstrichen, und ein paar Mischlingsfrauen, welche in der Küche das kochende Wasser bereit hielten, verloren fast die Geduld, weil sie den Thee in den gewaltigen Blechgefäßen noch immer nicht anbrühen durften. „Vielleicht trauen sich die armen Leute nicht hierher, und dann haben wir die ganze Mühe umsonst gehabt," sagte ich etwas entmutigt zu unsern Schul-Kafirs, welche aufs schönste herausgeputzt, mit Blumen im Knopf-

loch, zur Bewillkommnung der Gäste an der Thür aufgestellt waren, und ihre Antwort gaben sie in ebenfalls sehr niedergeschlagenen Tone: „Andassi!“ (Ich weiß es nicht.) Endlich aber hörte man von draußen ein lautes Murmeln der versammelten Menge, mit Gelächter und spottenden Ausrufen vermischt, worauf die ersten Gäste in der offenen Thür erschienen, denen bald noch viele andere folgten, bis etwa vierzig bis fünfzig der eingeladenen Männer vor uns standen. Wer war froher als wir, aber es war nicht so leicht, ein Lächeln zu unterdrücken bei dem Anblick der armen Kafirs, welche scheu und verblüfft sich so viel als möglich in einer Ecke zusammendrängten, indem sie den erleuchteten Raum nebst den europäischen Gastgebern anstarrten. Jeder hatte nämlich auf irgend eine Weise für diese feierliche Gelegenheit Toilette zu machen versucht, und zu ihrer Ehre muß es gesagt sein, daß die meisten sich ein wenig gewaschen hatten, aber ihr Putz machte bei vielen einen höchst komischen Effekt. Einer trug zu seinem schmutzigen Arbeitskittel einen sehr steifen, weißen Hemdkragen, um den er ein schönes, buntes Halstuch gebunden hatte; ein anderer hatte ohne alle Leibwäsche einen Frack angelegt, den er irgendwo in einer alten Kleiderhandlung erstanden hatte, und der nun etwas eigentümlich gegen seine zerrissenen Hosen und nackten Füße abstach; wieder einer hatte den Oberkörper in die landesübliche rote Decke gehüllt, manche hatten ihr wolliges Haar kurz abgeschoren, während andere dasselbe mit Fett beschmiert und weit hinaus stehend frisiert trugen. Nun, das erste war jetzt, daß wir allen die Hände reichten, was zum Teil ein ziemlich kleberiges Geschäft war, und darauf unsere Gäste baten, an den Tischen Platz zu nehmen; anfangs schien ihnen dies zwar etwas unheimlich, jedoch das Zureden wie das Beispiel der Schul-Kafirs beruhigte sie insoweit, daß es eine ganz ungefährliche Sache sei. Gerade als wir dann anfingen, den heißen gut gezuckerten Thee einzuschenken, erschien noch ein schrecklich wild aussehender Mann, fettig, zerlumpt und etwas angetrunken, der an einer Kette einen greulichen Hund hereinführte von der wolfsartigen Rasse, welche die Kafirs zur Bewachung ihrer Hütten halten; natürlich waren

wir sehr bestürzt über diese zwei Gäste, aber da der Mann doch auch eingeladen war, konnte man ihn ja nicht fortweisen; ich wagte also nur die schüchterne Frage: „In jah kulungile?“ (Ist der Hund gut) worauf dessen Eigentümer mit großem Nachdruck rief: „Haï (Nein) he bite plenty!“ Weiter erklärte er mir durch den herzutretenden Dolmetscher, er müsse den Hund mitbringen, da derselbe nicht allein zu Hause bleiben wolle. Da war nichts weiter zu machen, als daß man diese beiden zweifelhaften Persönlichkeiten an das äußerste Ende des Saales komplimentierte, wo dem Manne sein Platz an einem Tische angewiesen und der Hund mit seiner Kette an einem Pfeiler befestigt wurde; dabei sprachen wir die bescheidene Bitte aus, der In jah möchte an diesem Abend wo möglich niemand beißen, und um ihn günstig zu stimmen, sollte sein Herr ihm so viel Butterbrot und Kuchen zu fressen geben, als er irgend vertragen könnte. Ich kann hier gleich erwähnen, daß beide sich über Erwarten anständig benahmen, außer daß der ruppige Vierfüßler zuweilen seine Mißbilligung kund gab, wenn wir Gesänge anstimmten. — Die Bewirtung war schon im vollen Gange — es wurden unglaubliche Mengen von Thee und Zubehör vertilgt — als draußen wieder ein lautes Ah! und Oh! ertönte, und gleich darauf vier oder fünf Weiber der Kriegsgefangenen erschienen, welche auch eingeladen waren, und das war ein prächtiger Anblick, denn die Frauen der Kafirs verstehen es vortrefflich, sich auf ihre Weise herauszuputzen. Herrliche, schlanke Gestalten waren diese Weiber, wie sie so dastanden mit ihren schön drapierten, scharlachroten oder weißen Decken und buntfarbigen Turbanen, an Armen und Hals glitzernde Schmucksachen; die eine trug ein reizendes schwarzes Baby auf dem Rücken, und ein halb Dutzend größere Kinder, fast alle in halb europäischen Anzügen, kamen mitgelaufen. Daß sie so spät kamen, hatte seinen Grund darin, daß bei den Kafirs die Frauen nie mit den Männern ausgehen, noch sich mit denselben zusammen zum Essen niedersetzen; ich hatte daher auch vorsorglich einen Tisch ganz und gar für die Frauen und Kinder reserviert,

wo sie nun sehr vergnügt alles Gute, das wir ihnen vorsetzten, miteinander genossen.

Da kein Kafirfest zu denken ist, ohne daß Reden dabei gehalten werden, so sorgten wir auch für diesen notwendigen Bestandteil der Bewirtung und zwar, da unser eigener Sprachschatz noch zu einseitig war, um für die aus verschiedenen Stämmen zusammengekommene Gesellschaft zu genügen, konnte dies nur mit Hülfe von Dolmetschern geschehen. Auf die einleitende Frage, wie unsern Gästen der Thee munde, bekamen wir einen allgemeinen Ausruf des Wohlgefallens, und darauf erfolgte unsrerseits eine Anpreisung dieses Getränkes als billig, gesund und leicht zu bereiten, nebst einer dringenden Ermahnung an alle Anwesenden, künftig den Thee an die Stelle des Branntweins zu setzen; als wir dann mehrmals die Regeln der Zubereitung wiederholten, hörten alle mit großer Spannung zu und einer sagte zum andern: „Hörst du wohl, merk' dir's; erinnere mich daran, wenn ich es vergessen sollte!“ — Darauf wurden die Tische abgeräumt, und die nächste Unterhaltung war ein sogenannter Krabbelsack; für diejenigen Leser, welche etwa diese nützliche Institution noch nicht kennen, bemerke ich, daß ein solcher Sack mit Hobelspänen gefüllt ist, zwischen denen eine Menge kleiner Geschenke versteckt sind, welche mit schnellem Griff herausgefischt werden müssen. Der Krabbelsack wurde also herbeigebracht, und wir forderten die Leute auf, jeder mit geschlossenen Augen rasch hereinzugreifen, wodurch sie etwas Schönes zum Geschenk erhalten würden. Aber siehe da, alle wichen mit Entsetzen vor dem geheimnisvollen Sack zurück, da sie die ganze Sache für Zauberei hielten und sich durchaus nicht in solch schreckliche Gefahr begeben wollten. Wir Damen und Herren mußten ihnen sämtlich erst das Wagestück vormachen; als sie dann sahen, daß uns nichts Übles dadurch geschah, daß wir im Gegenteil allerlei hübsche Sachen wie Löffel, Tabakspfeifen, Trinkbecher u. dgl. aus dem Sack hervorzogen, da schwand das Mißtrauen; einer kam nach dem andern herbei, und allgemeine Heiterkeit belebte bald die ganze Gesellschaft. Während dann unsere Schüler einige Lieder vortrugen, zündeten wir eine

Lampe in dem zweiten Saal an, wo schon vorher eine sehr wirksame laterna magica aufgestellt war, und luden unsere Gäste ein, auf den Bänken vor der matt erleuchteten, weißen Wand Platz zu nehmen. Wer schon mit Kafirs zu thun gehabt hat, der weiß davon zu sagen, welch dankbare Sache es meistens ist, den Leuten Vergnügen und Unterhaltung zu bereiten. Ich glaube kaum, daß jemals die glänzendste Galavorstellung in einem Opern- oder Schauspielhaus einen größeren Beifallssturm hervorgerufen hat, als die bescheidenen Schattenbilder von Landschaften, Tieren und Menschen, welche wir an jenem Abend vor unserer Gesellschaft produzierten. Eine europäische Winterlandschaft wurde über die Maßen bewundert, der Palast der Königin von England in Windsor erregte unbegrenztes Erstaunen; wozu die große, weiße Inkosikaasi so viele Fenster nötig hätte? verlangten die Kafirs zu wissen, aber der jubelnde Beifall erreichte seine Höhe, wenn ein bekanntes Tier auf der weißen Fläche erschien: erst ein Löwe, wobei die ganze Gesellschaft sofort sein Gebrüll nachahmte, dann ein Strauß, welcher langsam die Füße zu heben und vorüber zu schreiten schien, wobei die Zuschauer behaupteten, wir müßten ein lebendiges Exemplar dieses Vogels irgend wie hinter der Wand versteckt haben. Jedoch das Hauptstück der Vorstellung war ein beweglicher Affe an einer Kletterstange, der alle möglichen Sprünge und Stellungen machte, — dabei zeigte sich recht der kindliche Charakter dieser großgewachsenen Männer, welche lachten und jauchzten, daß man es durchs ganze Dorf hörte; besonders wenn der Affe seine vier Pfoten auf der Spitze der Stange zusammenstellte und den Schwanz gerade hinausstreckte, entstand eine Aufregung des Entzückens, daß wir meinten, das Dach müsse einstürzen von dem Lärm, der sich erhob. „Noch einmal, weißer Vater, noch einmal!“ riefen sie immer wieder dem Missionar zu, der die Maschine handhabte, und sie wären, glaube ich, die ganze Nacht der Sache nicht müde geworden, wenn wir nicht den Schluß gemacht hätten. Wenigstens war unser Wunsch, diesen armen, verbitterten und verwilderten Kriegsgefangenen einige vergnügte Stunden zu bereiten, über Erwarten mit Er-

5*

folg gekrönt, und wir schickten uns nun zu dem letzten Teil unsres Programms an; natürlich wollten wir doch unsere Gäste nicht fortgehen lassen, ohne ihnen auch einen Eindruck von den höchsten Dingen zu geben, welche wir ja dort besonders zu vertreten berufen waren, und deshalb kamen jetzt noch nach einer längeren Pause, welche mit Musik und Gesang ausgefüllt wurde, auch einige Bilder aus der heiligen Geschichte an die Reihe, zu welchen wir die nötigen Erklärungen gaben, und hier erfuhren wir wieder, was wir schon oft erfahren hatten, daß tief in jedem menschlichen Gemüt der göttliche Funke verborgen liegt, welcher nur auf die rechte Berührung wartet, um als ein Anfang der Erkenntnis und des Verlangens nach seinem ewigen Ursprunge aufzuflammen. Vorzüglich bei den afrikanischen Stämmen, welche keine Spur von geistiger Befriedigung in ihren abergläubischen Ceremonien finden können, begegnet man beinahe immer einer großen Bereitwilligkeit zu hören und zu lernen, wenn man ihnen von der unsichtbaren Welt, dem Wesen Gottes und seinen Ratschlüssen über die Menschheit spricht. Auch an jenem Abend waren unsere Leute bei dem ernsten Ende des heitern Festes so aufmerksam, als man es nur wünschen konnte, was sie durch ihre Fragen und Zwischenreden bewiesen. Als ihnen ein Bild von dem Kreuzestod Christi gezeigt wurde, und sie dabei hörten, wie liebevoll und heilig er war und wie er sich zum Wohl aller Menschen hinopferte, stand ein langer Zulu auf und rief in großer Erregung: „Aber warum habt ihr ihn so grausam töten lassen! Seht doch, er war ein weißer Mann, und wenn er so gut war, wie ihr sagt, hättet ihr Weißen eure Soldaten hinschicken sollen, um diesen großen Inkoos zu befreien!“ — Ach ja, jene alte und ewig neue Geschichte erscheint uns niemals wirklicher und rührender, als wenn wir sehen, wie sie solchen Naturmenschen das erstemal das Herz erschüttert, während bei uns durch die lange Gewohnheit nur zu viele kalt daran vorübergehen.

Endlich kam unsere Theegesellschaft zum Schluß, aber sie ging nicht spurlos vorüber, denn es blieb uns das Vertrauen unserer armen Gäste, das wir an jenem Abend gewonnen hatten;

es war eine große Sache, daß sie glauben gelernt hatten, wir hätten ein Herz für sie und wir wünschten ihnen unsere Liebe zu beweisen. Selbst der wilde schmutzige Mann mit dem bösen Hund begegnete später niemals einem von uns, ohne schon aus der Ferne freundlich zu nicken und zu lachen, und es war kaum einer, der jetzt nicht gelegentlich in allerlei Anliegen zu uns kam und sich auch gern von uns besuchen ließ; eine ganze Anzahl aber von den Gästen jenes Theeabends meldeten sich nach und nach zum Unterricht und leben jetzt hier und da in Süd-Afrika als tüchtige christliche Menschen. — Solche Einladungen zum Thee haben wir später noch manchmal an die Kafirs der Kapstadt und Umgegend ergehn lassen, nur waren die Gäste natürlich, je mehr sie sich civilisiert hatten, desto heimischer bei uns, desto modischer gekleidet und mehr europäisch in Auftreten und Benehmen. Es ist ganz merkwürdig, wie gern diese Afrikaner, sobald sie durch ihre Arbeit sowohl als durch Verkehr in Schule und Kirche viel mit Europäern zusammenkommen, deren Gebräuche nachzuahmen trachten. Gar häufig hat es uns an jenen geselligen Abenden, wo wir unsere Missionsleute um uns versammelten, belustigt zu beobachten, wie genau sie uns zu kopieren versuchten, und das männliche Geschlecht ging darin noch weiter als das weibliche. Ein feiner, europäischer Anzug verstand sich ganz von selbst bei allen, welche guten Erwerb hatten, aber unsere Kafirs hielten es auch für passend, einander vorzustellen mit: „Dieser Herr ist mein Freund, soeben aus Pondoland angekommen“, oder uns mitzuteilen, daß jene „Damen“ noch nicht mit Kuchen versorgt seien. Sich mit Anstand zu benehmen soweit sie wußten und konnten, war ihnen Ehrensache, und ich kam einmal bei solcher Gelegenheit dazu, wie einige der Gebildeteren einem Neuling ernstliche Vorwürfe erteilten, weil er sieben Tassen Thee getrunken hatte, was sie für einen Verstoß gegen die Schicklichkeit hielten. Der arme, schwarze Jüngling war auch so niedergeschlagen über diesen Mißgriff seinerseits, daß er sich jedenfalls heimlich fortgeschlichen haben würde, wenn ich ihn nicht beruhigt hätte mit der Versicherung, daß dies bei uns gar nichts zu bedeuten habe. Aber

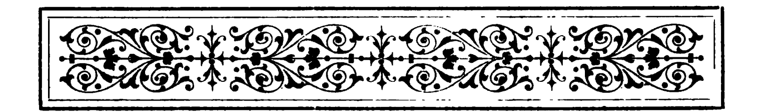
so sehr auch unsere Kafirs mit der Zeit von der Kultur beleckt wurden, oft weit mehr als es uns recht war, unsere Theeabende blieben trotz alledem doch höchst originell, da die Gäste je länger je mehr sich bereit finden ließen, bei diesen Festen auch ihre nationalen Gesänge, Deklamationen und Spiele zum besten zu geben. Es steht mir noch lebhaft ein ehemaliger Kriegshauptmann von Cetewayo vor Augen, wie er zur Begleitung einer sehr primitiven Harfe ein improvisiertes Lied zum Ruhm seines einstigen Heerführers vortrug, wozu der Refrain begeistert von allen anwesenden Kafirs gesungen wurde; der vortragende Poet sah dabei so inspiriert aus, und seine dunkelfarbigen Zuhörer gerieten in eine so kriegerische Aufregung, daß wir uns deutlich vorstellen konnten, wie wild und tapfer unsere guten Kafirchristen in früheren Zeiten mit solchen Schlachtgesängen in den Streit gestürmt waren. Auch ein Mann vom Stamm der Nyambani trug regelmäßig bei diesen Gelegenheiten zur Unterhaltung bei durch sein wirklich kunstreiches Spiel auf dem sogenannten Kafirklavier; dies besteht aus einem länglichen Brett, auf welches Tasten von verschiedenen Holzarten an Lederriemchen genagelt sind. Ein solches Klavier befestigt sich der Künstler an einem Bande so vor der Brust, daß er die Tasten mit zwei Hämmern bearbeiten kann, was ganz helle Töne, wenn auch nicht mehr wie vier oder fünf verschiedene, hervorbringt, wie denn überhaupt die Melodien dieser Naturvölker sich nicht durch Reichtum der Klänge auszeichnen. Bevor unser Musiker jedoch sein Spiel begann, setzte er jedesmal einen Ring von Draht auf seinen Kopf, in den er eine sehr hohe, weiße Straußenfeder steckte, was sich zu seinem europäischen Anzug sehr wunderlich ausnahm; aber die Feder gehörte absolut dazu, erklärte er uns, und kein Nyambane würde je daran denken, ein Musikstück vorzutragen, ohne mit der Straußenfeder geschmückt zu sein. — Ich möchte hier noch etwas über die sogenannten Kafirtänze sagen, von denen unsere Leute an diesen geselligen Abenden uns öfters Proben zum besten gaben; jeder solcher Tanz führte eine bestimmte Idee pantomimisch aus, wobei die Teilnehmer in Reihen und Gruppen zusammenstanden. Trotz

allen Stampfens und Drehens der Füße, welche den Takt zu dem eintönigsten aller Gesänge abgaben, bewegte sich niemand von der Stelle, während Kopf und Hände ausdrückten, was mit dem Tanz gemeint war. Eine sehr beliebte Pantomime dieser Art war, die Ochsen eines Häuptlings zu loben, — mit andern Worten, ihn wegen seines Reichtums, der ja meist in Herden besteht, zu preisen. Dabei erhoben alle Mitwirkenden ihre Arme so, daß sie Hörner darstellten (kurze, lange und zurückgebogene Hörner) und alle machten die Bewegungen weidender Ochsen und stimmten einen summenden Gesang an, bei dem man eine große Herde fressen zu hören glaubte; dabei beschrieb einer in Zwischenpausen mit lauter Stimme die Macht und Herrlichkeit des Inkoos, dem zu Ehren die Pantomime ausgeführt wurde.

Es giebt ja wohl verschiedene Ansichten über den Wert geselliger Unterhaltungen, die von den Vorständen einer christlichen Gemeinde, sei es bei uns zu Haus oder draußen auf den Missionsfeldern, ins Werk gesetzt werden, aber bei unserer Arbeit am Kap und bei der Art von Leuten, mit welchen wir dort zu thun hatten, waren dieselben ein fast notwendiger Bestandteil unseres Wirkens. Man denke sich eine große Schar junger Leute, welche in ihrer Heimat an lärmende, nationale Feste, wie die ganze Nächte hindurch dauernden Tänze und Hochzeiten, die Kampfspiele und Opferfeiern gewöhnt waren. Nun leben sie unter ganz andern Verhältnissen, sei es um Arbeit und Erwerb zu suchen, sei es durch ihre Besieger dazu gezwungen, und müssen jetzt wenigstens jahrelang alle jene Vergnügungen entbehren, welche sie als die größten Genüsse ihres Lebens ansahen. In den ärmeren Teilen der Kapstadt aber, die sie fast täglich passieren müssen, ist etwa jedes fünfte oder sechste Haus eine Trinkstube, ein gemeines Tanzlokal oder ein sonstiger Ort der Unsittlichkeit; jeden Abend sind diese Räume hell erleuchtet, die Besitzer suchen auf alle Weise die armen Schwarzen hereinzulocken, um ihnen ihr mühsam verdientes Geld abzunehmen, und die Kafirs wollen so gern auch ein wenig Freude von ihrem Leben haben! wenn keine andere Lustbarkeit ihnen

erreichbar ist, so sind sie nur zu schnell an den Besuch dieser elenden Wirtschaften gewöhnt und gehen mehr oder weniger moralisch zu Grunde. Andererseits kann man aber auch nicht von solchen heißblütigen, lebensfrohen Menschen verlangen, daß sie auf alle geselligen Zusammenkünfte, alle Lustbarkeit und allen Spaß verzichten sollen — sie können es gar nicht, und unseren Pfleglingen selbst zu bieten, was ihnen in unschuldiger und reiner Weise andere schädlichere Vergnügungen ersetzte, das war eben unser Zweck bei den Theeabenden, an welche wir alle jetzt noch gern zurückdenken. Solche Bestrebungen kosten ein gutes Teil Mühe, Zeit und Geld, aber ich fand niemals, daß diese vergeblich aufgewendet waren, sondern im Gegenteil, daß sie eine Frucht für das Höhere und Geistige trugen bei denjenigen, welche wir zu lehren und zu leiten berufen waren.





VII. Mein Lieblingsschüler.

Etwa acht Jahre ehe ich nach Süd-Afrika kam, war aus dem Lande der Nyambani an der Delagoa-Bai ein Trupp eingeborener junger Burschen aufgebrochen, um sich zu Schiff nach der Kapstadt zu begeben; denn so abgelegen diese Leute auch gelebt hatten, ganz unbekannt mit der Lehre, welche die Missionare an anderen Orten ausbreiteten und noch ganz unberührt von europäischer Civilisation, es waren doch hin und wieder Gerüchte zu ihnen gedrungen über die große Hauptstadt der Engländer mit ihren prachtvollen Häusern und allerlei Wunderwerken, und wie man daselbst jederzeit Arbeit finden und Geld erwerben könne. Zwar stammten die besagten Jünglinge fast alle, wie man sich bei uns ausdrücken würde, aus guter Familie; es fehlte in ihren Kraalen an nichts, was ihr Leben nach Kafir-Begriffen genußreich machen konnte, denn es war noch nie Mangel an Mais und braunem Korn gewesen, und die Herden ihrer Väter waren zahlreich, so daß ihnen mit der Zeit ein gutes Erbteil gewiß blieb. Da könnte man sich nun wundern, warum solche Leute, bei denen doch die Heimatliebe und der Familiensinn so stark entwickelt sind, sich zur Auswanderung an einen Ort entschlossen, wo sie weit entfernt von den Ihren in Dienstbarkeit und harter Arbeit unter Fremden leben mußten. Das hatte aber seine besondere Bewandtnis; Sihayi und Ntinge, die Anführer des Unternehmens, waren der erste der Bruder, der

andere der Neffe eines Nyambani-Häuptlings und hatten das Unglück gehabt, diesen auf irgend eine Weise während eines Kriegsrats oder einer Volksversammlung zu beleidigen. Dergleichen ist aber bei der absoluten Gewalt, welche ein solcher Inkoos über seine Unterthanen hat, eine sehr bedenkliche Sache; Sihayi und Ntinge fürchteten mit Recht, von der speerbewaffneten Leibwache des großen Mannes in ihren Kraalen aufgesucht und hingeschlachtet zu werden und wußten deshalb nichts Besseres zu thun, als gleich in der ersten Nacht nach jenem Vorfall flüchtig zu werden. Ihre schnellen Pferde brachten sie in wenigen Tagen bis zur Delagoa-Bai, aber auf dem Wege schon hatten sich noch einige andere zu ihnen gefunden, die auch aus diesem oder jenem Grunde Landesflüchtige waren. Einer von diesen, Masreni mit Namen, hatte kürzlich einen Totschlag begangen an dem Sohn einer Familie, mit dem die seine schon seit einer langen Reihe von Jahren auf Blutrache stand; in solchen Fällen geht das gegenseitige Morden bis in das Unendliche fort, da es einer Nyambani-Familie zur größten Schande gereichen würde, die Tötung eines Angehörigen nicht blutig zu ahnden, entweder an dem Mörder oder an einem Verwandten desselben. Weiber und Kinder werden davon jedoch nicht betroffen, und da Masreni im Augenblick der einzige waffenfähige Mann seines Hauses war, so durfte er mit gutem Gewissen sein Leben zu retten versuchen, da die Rache niemand statt seiner treffen konnte; sonst hätte er sich nach dem Ehrbegriff der Kafirs nicht aus dem Lande entfernen können. Noch ein paar junge Männer kamen den Flüchtigen nach, um sich ihnen anzuschließen, weil sie wegen irgend eines Vergehens für ihre Sicherheit besorgt waren, aber der, welcher der Liebling und besondere Schützling der Auswanderer wurde, war ein Knabe zwischen zehn und zwölf Jahren alt; er hieß Misek, war ein Verwandter von Ntinge und diesem überaus anhänglich. Als er zufällig einige Stunden nach dessen Flucht von derselben erfuhr, jagte er ihm sofort auf einem Pferde von der großen Herde, die er zu hüten hatte, nach und ritt Tag und Nacht, bis er seinen Vetter erreichte, den er dringend bat,

ihn mit sich zu nehmen wohin er ging. Da der Vater des Kleinen vor einiger Zeit gestorben war, hatte sich seine Mutter nach Kafirsitte zu ihrem ältesten Bruder begeben, für dessen Haushalt sie nun arbeitete, bis er sie wieder verheiraten würde; die Kinder aber werden in solchem Fall auf die Dauer von ihrem Onkel adoptiert, die Knaben müssen seine Herden besorgen und die Mädchen heiraten von ihrer neuen Heimat aus, wobei dann die Morgengabe, welche für sie bezahlt wird, zum Teil dem Adoptivvater zu gute kommt. Ob nun der kleine Misek wirklich, wie er behauptete, von seinem Pflegevater schlecht behandelt worden war, ob er sich sonst an dem neuen Wohnort nicht glücklich fühlte, oder ob hauptsächlich das Verlangen ihn trieb, auch etwas von den fremden Ländern zu sehen, wohin Ntinge sich wandte, — genug, da war er nun bei den Flüchtlingen und weigerte sich ganz entschieden, wieder umzukehren, also mußten sie ihn mitnehmen. Im Hafen von Delagoa angelangt, verkauften die jungen Leute ihre schönen Pferde und bekamen genug dafür, um sich notdürftig europäische Kleidung anzuschaffen und die Fahrt auf dem Dampfschiff bis zur Kapstadt zu bezahlen. Dort wurde es ihnen nicht schwer, sogleich Arbeit zu finden, zunächst beim Ausladen der Schiffe; nach einiger Zeit aber wurden sie dann durch einen Agenten, welcher Gartenarbeiter und Hofburschen für englische Herrschaften suchte, an verschiedenen Villen der Vorstädte bedienstet, kamen aber des Abends immer wieder zusammen in einer gemeinschaftlich gemieteten Hütte, wo sie die Nacht miteinander zubrachten, denn ein Kafir entschließt sich gewöhnlich erst nachdem er jahrelang unter Weißen gelebt hat, in deren Häusern zu schlafen; sein heidnischer Aberglaube, daß jeder Fremde, der ihm übel will, ihm einen nächtlichen Spuk auf den Hals schicken und ihn dadurch verzaubern könnte, macht, daß er sich nach Sonnenuntergang nur bei seinesgleichen wohl fühlt. Die Nyambani sind zumeist von sanftem, stillem Wesen, bescheiden und verständig in ihrem ganzen Auftreten, auch fleißig und geschickt bei der Arbeit; so waren alle diese Einwanderer wohl gelitten bei ihren Herrschaften und wurden bald ganz zu Hause

in der Kapstadt, wo auch einer nach dem andern sich allmählich anzueignen suchte, was an Schulunterricht und allgemeiner Bildung zu haben war. Aber was wurde aus dem kleinen Misek, von dem ich hier ganz besonders erzählen möchte? — Seine Brüder — so nennen sich alle Stammesgenossen, besonders Fremden gegenüber — waren sehr besorgt, daß es ihm gut gehen möchte, und hätten ihn am liebsten noch gar nicht in Dienst und Arbeit gehen lassen, nur daß der Kleine sich fürchtete und langweilte, wenn er den ganzen Tag über allein zu Haus sitzen mußte; auch bestand er darauf, sein eigenes Brot zu verdienen und nicht von den andern gefüttert zu werden. Aber was konnte solch ein Bübchen thun, das noch dazu besonders klein für sein Alter war und auch sehr bange vor den weißen Menschen? Endlich verschaffte ein anderer Nyambane, der schon längere Zeit bei einem Geschäftsmann der Vorstadt Rondebosch arbeitete, dem Kleinen ein Plätzchen auf demselben Hofe, und versprach den Verwandten, das Kind unter seine besondere Obhut zü nehmen. Miseks Herr hatte eine große Metzgerei, dazu etwas Viehhandel und Landwirtschaft, und allerlei Volk von roher Art stand in seinem Dienst, um das er sich sonst wenig kümmerte, wenn nur die Arbeit gethan wurde, die er verlangte; er selbst war ein rauher, harter Mann, der wenig Sinn für etwas anderes als Gelderwerb hatte, wie es ja unter den dortigen Kolonisten recht häufig der Fall ist. Seinen Kafirnamen gab natürlich Misek dem weißen Inkoos nicht an — das hätte ihm ja Unglück gebracht; wie üblich in solchen Fällen eignete er sich das erste englische Wort, das ihm beim Eintritt in den Hof ins Ohr fiel, als Namen an und hieß nun Barns (Scheunen). Barns wurde erst zu kleinen Diensten im Haus verwendet, lernte Gläser spülen und Lampen putzen, und als er ein wenig Englisch verstand, machte er Ausgänge und kleine Einkäufe und war bei allem so gehorsam, so still und so treu, daß die Leute nicht anders konnten, sie mußten ihn gern haben. Wenngleich in den Augen eines hartgesottenen Kolonisten ein Schwarzer wenig mehr wert ist als ein Stück Vieh, so erzählte mir doch sein

Herr noch viele Jahre später mit einer gewissen Rührung, was Barns für ein gutes Kind gewesen sei, zwar etwas langsam von Begriff, aber wenn er einmal eine Sache gelernt hatte, durchaus zuverlässig; ja, Barns hatte eigentlich nie einen Fehler begangen, für den Jungen war es schade, daß er ein Nigger war! Einmal — da war aber Barns schon größer und that Dienst im Pferdestall — hatte sein Herr während einer Arbeitspause ein Getümmel im Hofe bemerkt, wo all die farbigen Knechte sich auf einen Haufen zusammendrängten und durcheinander schrien, lachten und lärmten; weil es ihn nun wunder nahm, was da vorging, kam er herunter um nachzusehen. Da fand er Barns in der Mitte der Leute, die ihn festhielten, schlugen und auf jede Weise mißhandelten, denn sie hatten ihm schon lange vergeblich zugesprochen, starke Getränke zu trinken, wie *sie* thaten, er aber hatte noch nie einen Tropfen über die Lippen gebracht. Heute jedoch, da sein Beschützer, der andere Nyambane, nicht zu Haus war, wollte die rohe Schar sich den Spaß machen, ihm mit Gewalt den Branntwein einzugeben, bis er betrunken wäre. „Wir schlagen dich tot, wenn du nicht trinkst!“ schrien sie ihm zu, aber er antwortete ganz fest und ruhig: „Wenn ihr das thut, so kann ich mich nicht wehren, aber trinken will ich keinen Tropfen; ich sehe alle Tage, daß durch den Branntwein die Menschen dem Vieh gleich werden, und ich will ein ordentlicher Mensch bleiben.“ — Es versteht sich von selbst, daß der Dienstherr den armen Jungen von seinen Peinigern befreite und mit scharfen Drohungen die Wiederholung solcher Mißhandlungen verbot; als er mir, da Barns schon zum Jüngling herangewachsen war, diese Begebenheit erzählte, wurden dem grobkörnigen Manne die Augen feucht und er wiederholte mehrmals: „Sehen Sie, so etwas war mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen, und daß ein *Nigger* so fest im Guten sein kann — das hätte ich mir nie träumen lassen!“ — Barns selbst sagte mir noch in den letzten Tagen unseres Beisammenseins, er habe noch niemals eines von den starken Getränken der Weißen gekostet, worin er allerdings an einem

Orte, wie die Kapstadt ist, fast die alleinige Ausnahme unter allen Männern sein mochte.

Ich wußte aber noch gar nichts über Barns und dessen Charakter, als er, etwa zwanzig Jahre alt, sich eines Abends in unsrer Missionsschule für junge Männer vorstellte, welche schon vorher von einigen seiner Nyambani-Brüder besucht worden war. Der neue Ankömmling war sehr anständig gekleidet — natürlich auch stark parfümiert, wie das bei den Schwarzen, wenn sie feine europäische Toilette machen, fast allgemein ist — und sprach ziemlich geläufiges Englisch; übrigens kann ich nicht sagen, daß er damals einen besonders hoffnungsvollen Eindruck auf mich machte. Während sonst die Kafirs meist von hoher, schlanker Gestalt und lebhaftem Gesichtsausdruck sind, war Barns klein, untersetzt, übermäßig breitschultrig und etwas ungelenk in allen Bewegungen, wahrscheinlich von zu anstrengender Arbeit in früher Jugend. Auch war er so ungewöhnlich schüchtern und übertrieben bescheiden, daß fast kein Wort aus ihm herauszubringen war, und obgleich er durch einen Stammesgenossen in Rondebosch bereits in die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens eingeweiht war, schien ihm doch das Lernen sehr schwer zu fallen und er machte nur langsame Fortschritte. Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich mich eines Abends lange Zeit abmühte, um diesem neuen Schüler die ersten Begriffe von Zahlen beizubringen, wobei er mich mit offenem Munde und dem einfältigsten Ausdruck in seinem gutmütigen Gesicht anstarrte und immer wieder seine Finger hin und her abzählte. Daß zweimal zwei vier sein sollte, war ihm ein unerreichbares Problem, und er wiederholte stets: „Zweimal zwei kann doch nur zwei sein." — Sobald sein steifes Wesen etwas zugänglicher wurde und er Vertrauen zu mir zu fassen schien, reihte ich ihn auch in die Religionsklasse ein, welche ich in den Anfängen des Christentums unterrichtete, denn Barns war noch absolut unwissend in dieser Beziehung, da seine Dienstherrschaft sich nicht im geringsten ihrer Leute belehrend annahm. Aber hier war der junge Mensch plötzlich ein ganz anderer; er sah mich fort-

während mit strahlenden Augen an und schien mir jedes Wort vom Munde wegzunehmen, als ob vor seinem Geiste jetzt eine bisher ungeahnte Welt aufginge. Als ich einmal von den Eigenschaften Gottes sprach, kam ich besonders auf seine Allwissenheit und sagte: „Gott kennt jeden einzelnen Menschen und weiß alles, was er denkt, redet und thut; er kennt auch einen jeden von euch, und nichts aus eurem Leben ist ihm verborgen.“ Da rief der sonst so stille Barns in tiefer Bewegung aus: „Aber wie ist das möglich! es giebt so viele Menschen auf Erden, und wir Kafirs sind ganz fremd hierher gekommen und haben gar nichts von Gott gewußt, wie ist es möglich, daß er auch auf uns acht hat!“ Ich erwiderte ihm darauf, daß der große Gott ihn nicht nur kenne, sondern ihn auch liebe und ihn einst in seinem Licht und seiner Freude ewig bei sich haben wolle; da standen die Thränen dem guten Jüngling in den Augen und er sagte: „Das habe ich nicht gewußt, es hat's mir niemals jemand gesagt; ich hätte doch etwas für Gott thun müssen, für ihn arbeiten und ihm dienen, wenn er sich so meiner annimmt. Sagen Sie ihm, Inkosazana, es sei mir leid, daß ich noch gar nichts für ihn gethan hätte, aber ich hätte es nicht gewußt.“ Ich beruhigte Barns damit, daß er Gott noch werde mit allem Eifer dienen können und manches für sein Reich thun, wenn er nur erst ein Christ sei, und so lernte er mit großem Ernst und stiller Freude die göttlichen Wahrheiten weiter kennen, bis er in den eigentlichen Taufunterricht eintreten konnte. In allem, was die Religion betraf, war er stets unter den ersten und besten Schülern; auch mehrere der andern Nyambani, Ntinge, Masreni und Matole, bereiteten sich mit ihm zur Taufe vor, und alle diese Leute hatten kein geringes Opfer zu bringen, indem sie jeden Abend nach vollbrachter Arbeit mit einem Monatsbillet auf der Eisenbahn zu uns kamen und nach beendeter Schule wieder in ihre Vorstädte zurückfuhren, aber sie scheuten weder Mühe noch Kosten und niemals fehlte einer in seiner Klasse. Ein heiterer Zwischenfall war es, als eines Abends einer dieser jungen Männer sehr betrübt beim Eintritt in die Schule zu mir

herankam, um mir im Vertrauen mitzuteilen, er werde ganz irre an der christlichen Lehre; der Herr an der Eisenbahnstation sei doch auch ein Christ, er habe ihn schon öfters in unserer Kirche gesehen, und doch liebe er seinen Nächsten nicht wie sich selbst. Als ich mich nun erkundigte, woher Matole das wissen könne, kam die folgende Geschichte zum Vorschein: das Monatsbillet des guten Burschen war gestern abgelaufen, da er aber seinen Lohn noch nicht ausbezahlt bekommen hatte, konnte er sich an diesem Abend kein neues kaufen; an Wegbleiben von der Schule war ja nicht zu denken, also setzte sich der arme Junge, als er überflüssig leeren Raum in den Waggons bemerkte, einfach in den Zug, und als er beim Aussteigen sein Billet zeigen sollte, sagte er dem Beamten ganz treuherzig, er habe kein Geld gehabt, wolle aber ein anderes Mal bezahlen. Darauf habe ihn der Herr geschimpft und sogar recht arg geschimpft; „und ich hatte doch niemand den Platz weggenommen, der Herr hat so viele Wagen, ich habe ihm auch gesagt, daß ich in die Schule muß, und doch gönnte er mir das Plätzchen nicht; ist das christliche Nächstenliebe?“ — Natürlich lieh ich dem angehenden Christen das Geld für die sofortige Abzahlung der kleinen Schuld, sowie für die Anschaffung des neuen Monatsbillets, aber es kostete nicht geringe Mühe, die Entrüstung des Beamten vor Matole in ein milderes Licht zu stellen.

Als Barns mit seinen Gefährten schon ziemlich nahe vor der Taufe stand, begegnete ihm etwas, das jeder andere für ein großes Unglück gehalten hätte; er hatte sich nämlich in all den Jahren, seit er in die Kapstadt kam, ziemlich viel von seinem Lohn erspart und dies Geld nach Kafirsitte an einem stillen Plätzchen im Walde eingegraben. Nur einen Zeugen, den Nyambane, welcher mit ihm auf dem gleichen Hofe diente, hatte er jedesmal mitgenommen, wenn er seinem heimlichen Schatze eine neue Summe beifügte. Wir hatten indes schon öfters versucht, unsern Schülern die Vorteile eines Sparbuchs zu erklären, was aber diesen Naturkindern nur sehr allmählich einleuchtete; das schöne blanke Gold aus den Händen zu geben

und dafür nichts als ein papierenes Heftchen zu erhalten, schien doch zu bedenklich, und die Aussicht, einst durch das Vorzeigen dieses geheimnisvollen Büchleins ihr gutes Geld wieder zu bekommen, kam ihnen sehr zweifelhaft vor. Endlich jedoch gelangten einige unserer Leute zu dem großen Entschluß, ihr Geld der Sparkasse anzuvertrauen, und in einer stillen Mondnacht, kurze Zeit nachdem sein Zeuge die Kapstadt wieder verlassen hatte, ging auch der gute Barns in Begleitung des treuen Ninge an das bewußte Plätzchen, um seinen verborgenen Schatz für bessere Unterbringung zu heben. Aber siehe da, das Nest war leer! wahrscheinlich war der Mitbewußte zum Diebe an seinem Stammesbruder geworden; Barns erzählte mir am folgenden Abend den Vorfall, ehe er die Schule verließ, mit wenigen Worten, so ruhig und heiter, als ob das gar nichts zu bedeuten hätte. „Du armer Junge," sagte ich, „das thut mir gar zu leid für dich! es wird dir doch wohl recht schwer, so alles zu verlieren, was du dir diese Jahre verdient hast?" — „Der Mann hätte es mir freilich nicht stehlen sollen, denn wir sind Brüder," erwiderte er, „aber es macht mir doch nicht viel; Sie haben uns ja neulich erst erzählt, daß der Heiland sagt, es ist besser, Schätze im Himmel zu sammeln, als Schätze auf Erden." — Damit war die ganze Sache abgethan, aber wir empfanden von dem Tage an eine wahre Hochachtung vor diesem stillen, einfältigen Kafirjüngling.

Von vielen Worten war der gute Barns überhaupt niemals; was auf dem Wege vom Heidentum zum Christentum in seiner Seele vorging, davon erfuhren wir nur das allerwenigste. Gegen mich, seine Lehrerin, war er zwar allmählich soweit aufgetaut, daß er sich im Unterricht zu antworten getraute und hin und wieder eine Frage stellte, aber im übrigen ging er so stille bei uns aus und ein, daß man sein Kommen und Gehen kaum bemerkte. Doch das war natürlich kein Grund, seine Taufe aufzuschieben; er hatte ja einen guten Namen bei allen, denen er seit den letzten zehn Jahren bekannt war. Von der ersten Taufe in unserer Kafirmission habe ich in einem früheren Abschnitt erzählt und brauche daher hier nur

noch beizufügen, daß Barns einer von jenen sieben Erstlingen unserer Missionsarbeit war und in der Taufe den Namen Bernhard Misek erhielt. Ich erinnere mich noch, daß er wegen seiner kleinen Statur nicht wie die andern im Taufbrunnen niederknien konnte, sondern stehen bleiben mußte, während sein Haupt unter das Wasser getaucht wurde. — Ein paar Wochen nachher kam er eines Morgens zu mir, um mir zu sagen, daß er seine sehr einträgliche Stelle aufgegeben habe und gern in unsere Heimstätte für Kafirs ziehen möchte, denn er hatte gehört, daß wir uns nach einem passenden Menschen umsahen, um die Reinigung des Hauses und dergleichen Arbeiten zu besorgen. Dies erbot er sich zu thun, und zwar unentgeltlich; „Kleider habe ich genug," sagte er, „und einen ganzen Jahreslohn bekomme ich auch noch von meinem Herrn, damit reiche ich lange aus, wenn Sie mir nur das tägliche Brot geben können; dies Haus dient doch dem Reiche Gottes, und Gott zu dienen bin ich schuldig, seit ich ein Christ bin, da paßt dies gerade für mich." So richteten wir es denn nach seinem Wunsche ein, aber Bernhards Dienstherr, bei dem er über zehn Jahre gewesen war, ließ ihn sehr ungern ziehen; hart und gewaltthätig wie er war — der junge Mann sagte, sein Herr habe beim Abschied zum erstenmal freundlich mit ihm gesprochen — hatte er doch diesen treuen Burschen schätzen gelernt, und es war damals, daß er mir alles berichtete, was ich schon früher erwähnt habe. Also war nun Bernhard unser Diener im Kafir-Heim und erwies sich zwar ziemlich langsam bei der Arbeit und recht schwerfällig, wenn es etwas Neues oder Ungewohntes zu thun gab, aber er war überaus fleißig und so pünktlich und zuverlässig wie ein Uhrwerk. Bei den übrigen Bewohnern des Hauses war er sehr beliebt, und ich bemerkte, daß er immer mit freundlichem Humor unter ihnen verkehrte, jeden Streit vermied, aber zuweilen auch ganz fest und deutlich seine Meinung aussprach, wenn ihm etwas unrecht erschien, das einer that; doch je eine Botschaft für uns in das Haus eines Weißen zu tragen, das versetzte ihn in eine wahre Panik und er war nur schwer dazu zu bewegen. Es

mochten wohl ein paar Monate seit Bernhards Eintritt in unseren Dienst hingegangen sein, da nahm ich ihn eines Sonntags bei einem Besuch in einer kleinen Kolonie von Kafir-Arbeitern ganz in unserer Nähe mit; bei dieser Gelegenheit hatte ich ein Gespräch mit den Leuten über ihre Furcht vor den Geistern der Verstorbenen, von denen die Kafirs glauben, daß sie den Lebenden übel wollen und sie auf alle Weise erschrecken und beschädigen können, falls nicht der Zauberdoktor, welchen man dafür reich beschenkt, jene immer wieder beschwört und besänftigt. Einige der Männer zeigten mir dabei ihren Fetisch, den sie von dem sogenannten Kafir-Doktor zur Abwehr aller möglichen Angriffe der Geister erhalten hatten; solcher Fetisch wird etwa so angesehen, wie bei uns ein Amulett oder ein eingenähtes Stückchen Papier mit gewissen Worten darauf, welche in unserem Volke so häufig als Heilmittel oder Schutz gegen allerlei Übel am Halse getragen werden. Der Zauberer oder Doktor, welcher bei den Kafirs unserer Gegend verkehrte, trug stets ein paar Schnüre von der einen Achsel quer über die Brust herunterhängend, an welchen alle möglichen Tierzähne, Muscheln, Stückchen Holz und dergleichen festgeknüpft waren; wenn er diese Dinge längere Zeit bei sich getragen und verschiedene Ceremonien damit vorgenommen hatte, so waren sie „Fetisch“, wurden um teueres Geld von den Kafirs gekauft und sollten die Besitzer nun vor jeder Unbill behüten, welche sonst die bösen Geister ihnen hätten anthun können. Bei unserer Unterhaltung gab ein Wort das andere, und als ich mich darüber ausgesprochen hatte, was ich von diesen Dingen hielt, forderte ich Bernhard auf, nun auch einmal seinen Landsleuten zu sagen, was *er* jetzt als Christ über diese Geisterfurcht denke. Ich höre ihn noch, wie er, einige Schritte vortretend, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, mit einer lebendigen Beredsamkeit, die man dem stillen Menschen niemals zugetraut hätte, zu reden anhub von dem Vater und Schöpfer aller Geister, der sie alle aussendet und wieder zu sich ruft nach seinem Willen, und ohne dessen Zulassung durchaus gar nichts Macht hat, uns zu schaden. Er sagte auch, daß er einst wie seine Zuhörer

allerlei Geister gefürchtet oder verehrt und ihnen viele Opfer gebracht habe; nun aber habe er seine Seele und sein Leben dem Einen heiligen und liebevollen Geist hingegeben, den wir Gott nennen, darum sei ihm alle Furcht vergangen, und sein Glück und seinen Frieden könne niemand mehr stören. — Ja, der gute Bernhard erschien heut in einem ganz neuen Licht, und als wir nach seiner ergreifenden und wirklich schönen Ansprache auf dem Heimweg waren, kam es mir ich wußte kaum wie, daß ich ihn fragte, ob er nicht Lust hätte, einst ein umfundisi (Lehrer) seines Volkes zu werden und denen, die noch in der Finsternis säßen, das Licht des Glaubens zu bringen. „Das möchte ich freilich gern," erwiderte er, „ich will ja für den Herrn arbeiten; doch wenn es nur mit dem vielen Lernen gehen wird, Sie wissen, ich habe einen schwerfälligen Kopf."

Nun, unsere Herren Missionare gingen auf meinen Wunsch ein, den Versuch mit Bernhard zu machen, wenn auch mit einigem Kopfschütteln; denn alle meine Mitarbeiter hatten stets den Eindruck gehabt, daß der Jüngling, welchen ich jetzt als einen künftigen Missionskandidaten vorschlug, zwar ein recht harmloser guter Mensch wäre, aber dabei so unbegabt wie nur möglich; hatte doch fast noch niemand außer mir je ein Wort aus ihm herausbringen können. Aber lesen und schreiben hatte er ja schon notdürftig gelernt, bei seiner Prüfung vor der Taufe, wo ich ihm jedoch selbst in Gegenwart des Missionars alle Fragen stellen mußte, um seiner Schüchternheit zu Hülfe zu kommen, hatte er lauter richtige Antworten gegeben; es wußte niemand einen Tadel gegen ihn vorzubringen, — am Ende mußte ich ihn am besten kennen, und ging es nicht, so schadete es ja auch nichts, und man konnte es wieder aufgeben. Also wurden dem Bernhard seine Pflichten als Hausdiener abgenommen, und er begann als Tagschüler das sogenannte Kafir-Kolleg Zonnebloem zu besuchen, wo der Stiftung gemäß farbige und weiße Knaben und Jünglinge miteinander in allen Fächern des Wissens unterrichtet wurden; des Abends sollte er von mir in der Kunst des Lehrens unterwiesen und bei den

Anfängern darin geübt werden. Zu letzterem ließ er sich auch ganz gut an und durch seine Ruhe und Geduld, sowie seine Gewissenhaftigkeit in allen einmal begriffenen Pflichten wurde er mir ein wirklicher Gehülfe; aber seine Schulzeit war zunächst eine schwere Trübsal für ihn und für mich nicht minder, denn im ersten Halbjahr schien es mit dem Lernen im Kolleg absolut nicht zu gehen. Der arme Bernhard, seit früher Jugend durch seinen harten Herrn eingeschüchtert, hatte nun einmal eine unüberwindliche Angst vor allen weißen Männern, den Missionar, welcher unserer Arbeit vorstand, vielleicht ausgenommen; seine jetzigen Lehrer waren aber natürlich zumeist Europäer, und ihre feste Schulzucht schüchterte den armen Menschen, welcher an mein sanftes Regiment gewöhnt war, so sehr ein, daß er vollends wie geistig gelähmt erschien. Zufälligerweise saß er auch noch in der Klasse eines ziemlich cholerischen Engländers, welcher leicht die Geduld verlor und den neuen Schüler fast jeden Tag da behielt, um allein das nachzuholen, was er im Unterricht nicht zu bewältigen vermocht hatte. Ach, welch schwere Stunden hatten wir dann noch zu Haus miteinander, wenn ich versuchte, ihm bei seinen kleinen Rechenexempeln für den folgenden Tag zu helfen oder ihm die Komplikationen der englischen Sprachlehre zu erklären! Es war ihm ja alles so ganz neu, und es schien lange Zeit fast hoffnungslos, ihn z. B. über den Unterschied des Hauptworts und Zeitworts aufzuklären. Im Religionsunterricht dagegen, wie ich immer erfuhr, zeigte er sich stets lebendig und aufmerksam, in allen andern Fächern aber unter Null; und doch verlor er den Mut nicht und ging ohne Klage Tag für Tag seinen Schulweg. Fragte ich ihn einmal, wie es nun gehe, so war die Antwort: „Ich gewöhne mich jetzt und es geht schon etwas besser; nur sobald wir die Sprachlehre aufgeschlagen haben, giebt Mr. C. mir allerlei Tiernamen.“ — Mit der Zeit fingen trotz alledem Bernhards Lehrer an, ihn sehr gern zu haben und lobten bei jeder Gelegenheit sein immer gleiches gelassenes Wesen, seinen Gehorsam und seine Treue in allen Dingen, die, wie sie sagten, ein gutes Beispiel für alle andern Schüler des Kollegs seien,

aber von Fortschritten im Lernen wußten sie lange gar nichts zu sagen; wie war ich nur auf den Gedanken gekommen, eine Fortbildung dieses höchst einfältigen Jungen für möglich zu halten? — Ja, was Menschenkenntnis und richtiges Urteil betrifft, kam ich in jener Zeit durch meinen Bernhard in schrecklichen Mißkredit, und was mich zuweilen nicht wenig ärgerte, er konnte eben noch so lieb und unbefangen mit mir geplaudert haben, wenn dann eines der Häupter unserer Mission dazu kam, oder sonst jemand, vor dem ich gar zu gern etwas Staat gemacht hätte mit meinem ersten umfundisi in spe, gleich stand der arme Bernhard wieder wie ein Stock da, starrte mit offenem Munde in die leere Luft und konnte sich nur mühsam zu einem Ja oder Nein entschließen. Zwar kannte ich ihn zu gut, als daß ich je meine Hoffnungen für ihn aufgegeben hätte, und er war ja so gut, so ganz unserer Sache ergeben und blickte niemals weder rechts noch links nach einem andern Ziele, als dem einen, Gott zu dienen und für ihn zu arbeiten, soviel er nur wußte und konnte. Wie genügsam, mit wie wenigem zufrieden war er auch! eine Mark pro Tag war alles, was wir ihm während der fünf oder sechs Jahre, wo er das Kolleg besuchte, für seinen Unterhalt gewährten; aber er hatte immer genug und wehrte stets ab, wenn man ihm etwas von Kleidern anschaffen wollte, nie verlangte er auszugehen, begehrte niemals einen freien Tag, war immer derselbe in seinem heiteren und doch ernsten Wesen; und endlich, endlich machte er sich auch auf der Schule, und es ging ihm ein Licht auf über ein Fach des Wissens nach dem andern. Wie glücklich sah er nun aus, wenn er mir einen erhaltenen Preis brachte, und mit welch heller Freude erzählte er mir eines Tages, etwa vier Jahre nach seinem Eintritt in das Kolleg, daß er jetzt den Rechenunterricht für die jüngste Klasse übernommen habe! Auch eine entschiedene Gabe, andere zu beeinflussen, entwickelte sich immer stärker in ihm, so daß er mit großem Erfolg die zerstreut wohnenden Kafirs aufsuchte und manchen derselben bewog, sich zum christlichen Unterricht zu melden. Ganz langsam, ganz allmählich ging auch im Äußeren

eine Veränderung vor, und der linkische, einfältig aussehende Bernhard war wirklich zuletzt ein frischer, gewandter junger Mann geworden, der sich unbefangen zu benehmen und gut auszudrücken wußte, wo man, unter Weißen wie unter Farbigen, ihn auch hinstellte; daß er trotzdem äußerst bescheiden und kindlich blieb, machte ihn desto anziehender. In unserer Abendschule war er längst zum Leiter der zweiten Klasse und zum Religionslehrer der Nyambani-Schüler geworden, als endlich der Zeitpunkt herankam, wo er von uns scheiden mußte, um im Matabele-Land, da noch weder Civilisation noch Christentum eingezogen waren, seine Arbeit als Missionsgehülfe zu beginnen. Uns allen wurde es schwer, ihn gehen zu lassen, ihm selbst gar nicht; so fest und gleichmütig, wie er immer gewesen, machte er auch seine Vorbereitungen zur Reise, heiter und ruhig waren seine Abschiedsworte an die vielen Freunde und Kameraden, welche er zurückließ. Ob er sich nicht fürchte so weit fort zu gehen, nur von einem seiner Mitschüler begleitet? wurde er immer wieder gefragt. „Warum sollte ich mich fürchten?“ war stets seine Antwort, „ich habe ja Gott dienen wollen, weil er zuerst so viel für mich gethan hat; jetzt komme ich erst recht in die Arbeit, und das Matabeleland ist nicht ferner vom Himmel als die Kapstadt.“ Natürlich ermahnten wir Bernhard, recht oft zu schreiben, aber darauf ging er gar nicht ein; sich viel auszusprechen war ja nie seine Sache gewesen, und er meinte, er werde kaum Zeit zum Briefschreiben haben, und in der Ewigkeit könne man sich einst viel besser alles erzählen, was man in dieser Welt erlebt habe. Also nahm sein künftiger Vorgesetzter ihn mit sich fort; mir that das Herz weh und doch freute ich mich, daß alles so gut gegangen war, und einer der am Kolleg angestellten Herren sagte mir an demselben Tage: „Sehen Sie, Ihr häßliches junges Entlein ist doch noch ein Schwan geworden!“

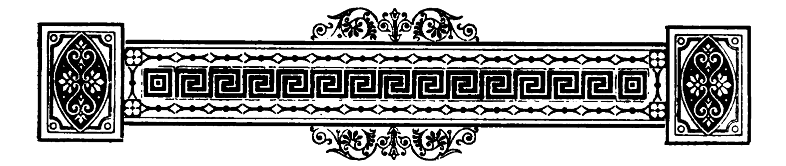
Bernhard schrieb wirklich *sehr* selten, und von seiner jetzigen Arbeit und deren Erfolg würden wir *gar nichts* erfahren haben, wenn nicht die gedruckten Missionsberichte aus Matabele-Land hin und wieder von dem jungen Bernhard

Misek erzählt hätten, von dessen unermüdlichem Eifer und dem Eingang, welchen er bei dem dortigen Volke fand; er ritt meist im Lande umher und hielt sich stets nur kurze Zeit an den verschiedenen Orten auf, wo er zuerst das Interesse für göttliche Dinge zu wecken und die grundlegenden Belehrungen zu erteilen hatte. Besonders gern schien er sich aller jungen Männer anzunehmen, welche, wie einst er selber, weiter lernen wollten, um nachher sich dem Dienste der Mission hinzugeben. Nach drei Jahren wurde ihm ein fester Wohnsitz angewiesen auf einer neubegründeten Station, er erhielt zugleich den vollen Gehalt eines Evangelisten und damit die Erlaubnis, sich zu verheiraten; diese lehnte er aber vorläufig ab, seine überaus reine, kindliche Seele war wohl noch nie von solchem Wunsche bewegt gewesen, er meinte auch, er könne weit wirksamer im Dienste des Herrn arbeiten, wenn er nicht durch die Fürsorge für eine eigene Familie in Anspruch genommen wäre. „Alles für Gott, der mich geliebt hat, ehe ich ihn noch kannte,“ schrieb er mir damals. — Etwa zwei Jahre später mußte aber die neue Mission wieder aufgehoben werden wegen der vielen Unruhen, welche im Lande ausbrachen, und die dabei Angestellten wurden an andere Plätze verteilt; da gerade zu dieser Zeit die englischen Missionare im Lande der Nyambani, wo sie bisher noch gar nicht gearbeitet hatten, Aussichten auf ein erfolgreiches Wirken wahrzunehmen glaubten, so wurde Bernhard mit dem Gefährten, der ihn schon von der Kapstadt hinausbegleitet hatte, dahin abgeordnet, um sich zunächst mit den an der nordwestlichen Grenze des Landes wohnenden Häuptlingen bekannt zu machen und dann Näheres darüber an seine Oberen zu berichten. Das war nun für Bernhard der Gipfelpunkt aller Glückseligkeit; denn dem eigenen Volke im engeren Sinne zu Licht und Heil zu verhelfen, danach hatte er sich von jeher besonders gesehnt, und war es nicht möglich, daß er unter diesen Umständen mit der Zeit sogar die eigenen Verwandten wiederfinden und zum christlichen Glauben bekehren konnte?! Ehe er nach seinem Geburtslande abging, kam uns noch einmal ein Bericht von dem bisherigen Vorgesetzten zu, welcher sich in

warmen Worten über den berufstreuen und glaubensstarken Evangelisten Misek aussprach; zugleich so einfach still und bescheiden und doch so männlich, fest und zielbewußt berechtige er zu großen Hoffnungen für seine Zukunft und für den Erfolg der Arbeit, welche er nun in der eigenen Sprache und unter den Leuten seiner eigenen Nationalität beginnen sollte, — aber dann kam das Ende! Bald nach Bernhards Ankunft in Nyambaneland erhielten wir durch dessen Begleiter die Nachricht von seinem Tode; er war durch seine eigenen Stammesgenossen, welche irgendwie die Botschaft, die er ihnen brachte, mißverstanden hatten, in wilder Aufregung getötet worden, während er eben die Worte des Lebens zu ihnen sprach. Gern hätten wir mehr erfahren und genau gewußt, wie und wo unser Bernhard im Dienste seines himmlischen Königs gefallen war, aber der Briefschreiber, welcher nur schwach in dieser Kunst bewandert war, hatte sich sehr kurz gefaßt. „Er wollte immer alles für Gott hingeben," so schloß der Brief, „nun hat er auch noch sein Blut und Leben hingegeben für den, welcher einst am Kreuze für ihn starb," das war alles; auch von Bernhards Freund hörte ich später niemals wieder etwas und muß annehmen, daß er ebenfalls von den Nyambani ermordet worden ist. — Eins aber weiß ich gewiß, daß mein einstiger Schüler Bernhard Misek, wenn er die Art seines Todes hätte voraussehen können, ganz zufrieden damit gewesen wäre; „alles für Gott", würde er gesagt haben, und sicher hat er den Speeren seiner feindlichen Brüder ebenso ruhig gegenüber gestanden, und ist ebenso unentwegt und ohne Zweifel bei dem geblieben, das in ihm lebte, wie er einst in seiner Kindheit im Bewußtsein seiner guten Sache den trunkenen Knechten gegenüber stand, die ihn totzuschlagen drohten, wenn er ihnen nicht nachgäbe. Ich bin auch fest überzeugt, daß der, welchem er mit solcher Hingebung gedient hatte, seit er zuerst seinen Namen hörte, ihn bei der Hand genommen hat im dunkeln Todesthal, und ich stelle mir oft vor, wie freudenvoll seine Seele geworden ist, als er das Angesicht seines Herrn erblickte. „Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein," sagt

der Heiland; sicherlich ruht auch dieser treue Diener jetzt in Frieden und das ewige Licht leuchtet ihm. Guter Bernhard, es weiß keins von uns, wo deine Gebeine liegen, ob die Hand deines Gefährten sie mit dem Wüstensande bedeckt hat oder ob ein paar mitleidige Stammesbrüder sie nach Landessitte durch Verbrennen geehrt haben; vielleicht ist auch dein toter Leib von den wilden Tieren zerrissen worden, und deine Glieder bleichen hier und dahin zerstreut unter der heißen Sonne Afrikas. Du hast keinen blumengeschmückten Grabhügel erhalten, und niemand kennt die Stätte, wo du gestorben bist; aber diese Blätter sind das Denkmal, welches ich dir setze, und du bist unvergessen bei allen, die dich gekannt haben. Du lieber Märtyrer Jesu Christi, habe ich dich einst gelehrt, so habe ich auch vieles von dir gelernt, — Gott gebe uns ein fröhliches Wiedersehen am Tage der Auferstehung!





VIII. Mohammedaner unter christlicher Regierung.

Während meines Aufenthalts in der Kapkolonie hatte ich auch viel Gelegenheit, die dortigen Bekenner des Islam, deren es etwa 15 000 in der Kapstadt und Umgegend gab, in näherem Verkehr zu beobachten. Es sind dies zunächst Malayen, deren Vorfahren von Portugiesen und Holländern als Sklaven in ihre südafrikanischen Besitzungen importiert wurden; die Eigentümer dieser Sklaven kümmerten sich aber nicht um deren Religion, so daß die Armen nicht nur bald alle ihre heidnischen Ceremonien und Gebetsformeln vergaßen, die sie im Heimatlande geübt hatten, sondern auch keinen besseren Ersatz dafür erhielten. Als daher die mohammedanischen Emissäre zuerst in diesen Kolonien umherreisten, um Propaganda für den Islam zu machen, fanden sie willige Schüler unter den malayischen Sklaven. Seit der Aufhebung der Sklaverei haben die Malayen sich dann sehr vermehrt und sich zu einem gewissen Wohlstand hinauf gearbeitet; sie sind alle Mohammedaner und gewinnen von Jahr zu Jahr viele von den Mischlingen, leider oft auch einige von den sogenannten Christen unter den Weißen für ihre Religion. Die Männer betreiben einige Handwerke und Handelszweige fast ausschließlich, ihre Frauen sind die Wäscherinnen der Kapstadt, so daß man dadurch viel mit ihnen zu thun hat; ihrem Glauben sind sie sehr anhänglich, und die englische Regierung gestattet ihnen vollkommene Religonsfreiheit.

Mir war es traurig interessant, dieses Volk in seiner festen Geschlossenheit und seinen religiösen Ceremonien wie ein seltsames Rätsel zwischen dem Heidentum und Christentum in Süd-Afrika von Jahr zu Jahr sich mehren zu sehen; die christlichen Missionen stehen ja bis jetzt ohnmächtig vor der eisernen Mauer des Mohammedanismus, welcher, aus einer Vermischung von gewissen Teilen des Judentums und Christentums mit den phantastisch verworrenen Lehren des falschen Propheten bestehend, in seinen Anhängern eine Hingabe und einen Eifer schafft, die uns beschämen müssen. Man kann schwer begreifen, wie gerade unter den heißblütigen, leichtlebigen und sorglosen Afrikanern eine Religion so große Fortschritte machen kann, welche so viel Selbstverleugnung, Aufopferung und Abtötung verlangt, wie der Mohammedanismus; ich kenne den Inhalt des Koran so ziemlich und habe den Vorwurf, daß dessen Lehren der Unsittlichkeit Raum geben, nirgends begründet gefunden. Freilich ist die Vielweiberei den Anhängern des Islam gestattet, aber das ist eben die Sitte aller orientalischen sowie auch der afrikanischen Völkerschaften; und die siebzig Houris, welche jedem Gläubigen im Paradiese versprochen sind, werden doch von den geistig höher stehenden Mohammedanern nur als Symbole und Bilder idealer Glückseligkeit aufgefaßt. Dagegen stelle man sich vor, wie schwer das Verbot des Koran, irgend welches gegorene Getränk zu genießen, in heißen Ländern zu halten ist, wo man oft kaum trinkbares Wasser haben kann; dann die strengen Fasten des Monats Ramadan, strenger als irgend eine andere Religion sie ihren Anhängern vorschreibt, und die fünfmaligen Gebete bei Tag und Nacht, zu denen wo möglich noch eine Wallfahrt nach Mekka kommen soll. Außerdem haben die Mohammedaner durch bedeutende Abgaben ihre gottesdienstlichen Bedürfnisse, wie den Bau ihrer Moscheen und den Unterhalt der Priester überall selbst zu bestreiten, und bei alledem steht der Erfolg der gesamten christlichen Missionen in Afrika statistisch weit hinter dem der mohammedanischen Missionen zurück. Tausende und aber Tausende strömen letzteren in jeder Gegend zu und

bleiben dann in glühender, fanatischer Begeisterung der neuangenommenen Religion zugethan, die ihnen so schwere Bürden auferlegt.

Die Mohammedaner erkennt man am Kap sogleich an ihrer Kleidung; die Männer, sonst in europäischem Anzug, tragen immer den roten Fez, die Priester oder Vorbeter (Imâms) bedecken stets ihr Haupt mit einem weißen Turban. Am Freitag, dem mohammedanischen Sabbath, sieht man Priester sowie Hadschis (die Gläubigen, welche die Wallfahrt nach Mekka gemacht und dort in alle Tiefen ihrer Religion eingeführt worden sind) in prachtvollen arabischen Kostümen durch die Straßen ziehen. Moscheen giebt es eine ganze Anzahl in der Kapstadt, besonders in den Gegenden, wo die Malayen hauptsächlich wohnen; diese Gebäude sind jedoch sehr einfach ausgestattet, denn eine Art von Kanzel für den Vorbeter, ein Gebetsteppich in der Mitte und eine Galerie mit Vorhang für die Frauen, das ist alles. Letztere besuchen nur selten den Gottsdienst und sind auch nicht verpflichtet, zu Hause zu beten, außer wenn sie in Mekka gewesen sind; der Mann verhilft seinem Weibe in den Himmel, wenn sie ihm nur treu und ergeben ist, daher sieht man in den Vorhallen der Moscheen unter den vielen gewichsten Männerstiefeln selten die türkischen Holzpantoffeln der Frauen stehen.[1]) Die Mädchen verbergen vom dreizehnten oder vierzehnten Jahre an ihr Haar sorgfältig unter einem seidenen Tuch von heller Farbe, welches das Gesicht eng umschließt und zu den großen, dunklen Augen und dem bräunlichen indischen Kolorit wunderhübsch kleidet; die älteren Frauen tragen außerdem ungeheuer weite, gesteifte schleppende Röcke, wahrscheinlich nach einer früheren Kleidertracht ihrer holländischen Herrinnen, während die jüngeren jetzt diese Röcke abgeschafft haben, um sich eine eigene Tracht zuzulegen in den blendendsten Farben, bei festlichem Putz mit Spitzen und Schmucksachen überladen. Die wohlhabenden Ma-

---

[1]) Die Mohammedaner legen ihre Fußbekleidung ab, sobald sie ihre Heiligtümer betreten.

layen wohnen gern in großen Häusern mit vielen Verwandten zusammen, so daß z. B. die verheirateten Geschwisterpaare jedes ein geräumiges Zimmer inne hat, während die Halle als gemeinsame Wohnstube dient; draußen auf der Freitreppe wimmelt es dann stets von Kindern mit hübschen, tief-brünetten Gesichtchen und glänzend schwarzem, glatt anliegendem Haar; und des Abends setzen ihre Mütter sich zu ihnen und beleben die Straße mit gellenden Stimmen durch ihre Unterhaltung im holländischen Idiom des Kaplandes. Von der Erlaubnis des Islam, mehrere Frauen zu haben, machen die Männer dort fast nie Gebrauch, weil, wie sie sagen, dies sich nicht wohl einrichten lasse in einem christlichen Lande; aber die Lehrer und Priester machen hiervon eine Ausnahme, und die übrigen Gläubigen werden durch öffentliche Harems für ihre Enthaltsamkeit entschädigt. Die Malayen arbeiten fleißig und leben sparsam, doch bei Festlichkeiten, wo sie sich aber nie mit Christen vermischen, sieht man sie mit Musik in großen Scharen im Lande herumfahren, und in reichen Häusern funkeln bei großen Gelegenheiten alle weiblichen Toiletten von Diamanten.

Wo wie im Kaplande die Bekenner der mohammedanischen Religion unter christlicher Regierung leben, gestaltet sich notwendigerweise nicht nur manches in ihrem bürgerlichen und häuslichen Leben anders als in den Ländern, wo der Islam zu Hause ist, auch der ganze Organismus ihrer Religionsgemeinschaft erleidet dadurch wesentliche Veränderungen. Wir wissen, daß Mohammed in den Reichen, welche er für seine Lehre gewonnen hatte, überall Kalifen einsetzte, die als seine Nachfolger in weltlichen und religiösen Angelegenheiten zugleich über die Gläubigen herrschen sollten (jetzt kennen wir die Kalifen unter dem Titel von Sultanen). Weil jedoch in der Kapkolonie die weltliche Obrigkeit eines andern Glaubens ist, leitet dort nach alttestamentlichem Vorgang ein Hoherpriester, den die Imâms alle drei Jahre neu wählen und salben, alles, was sich auf die Befolgung der Vorschriften des Islam bezieht, und, wie denn überhaupt Mohammed die hauptsächlichste Grundlage für seine Religionsstiftung im Judentum suchte, dessen

Überlieferungen daher allen Gläubigen besonders ehrwürdig sind, so hängen sich an dieses moderne Hohepriestertum manche altisraelitische Gebräuche und Ceremonien, welche der Mohammedanismus in seinen eigentlichen Heimatsländern, so viel ich weiß, nicht beibehalten hat. Überall wo in der Kapstadt und Umgegend Mohammedaner wohnen, sieht man als Haustiere schneeweiße Ziegen, welche zu den Opfern benutzt werden, die bei allen wichtigen Gelegenheiten gebracht werden müssen. Ist ein Kind geboren, so kommen nach acht Tagen die Priester, um die alttestamentliche Ceremonie des Entsündigens zu vollziehen; das Neugeborene wird auf den Sündenbock gelegt und dieser in Haus und Hof herumgeführt, wobei man betet, Gott wolle für die Sünden der Eltern das Blut des Opfers annehmen. Während dann das Tier im Hof geschlachtet wird und sein Blut in eine Grube fließt, tauft der Priester das Kind mit Wasser und giebt ihm einen Namen; im dreizehnten Jahr werden dann die Knaben nach dem Vorgange Ismaels durch die Beschneidung als Mitglieder der Gemeinde aufgenommen. Sowohl bei dieser Gelegenheit als auch bei einer Hochzeit, vor einer Pilgerfahrt und sonst jedem größeren Vorhaben werden solche Opfer von weißen Ziegen gebracht, und jedesmal wird danach das Fleisch des Opfertieres zerstückt und den Armen ausgeteilt, welche dafür der Familie einen Segen erbeten. Sehr viel halten die Mohammedaner auf das Gebet für die Toten, und ganz nach der Weise des jüdischen Kaddisch gehen an bestimmten Gedenktagen die Freunde des Verstorbenen zum Grab, um dies für ihn zu verrichten, worauf sie sich in einem ihrer Häuser zu einem Festmahl versammeln, bei welchem man besondere Arten von Backwerk zum Andenken an die Toten verzehrt; mir hat manchmal eine Mohammedanerin solche Totenkuchen zum Geschenk gemacht mit der Bitte, ich möchte ihren verstorbenen Angehörigen „Gutes wünschen“, was ich ja von ganzem Herzen thun konnte. Ihre Begräbnisse halten diese Leute nach der Weise des Orients, denn der Tote wird ohne Sarg, in leinene Binden gewickelt, auf einer Bahre getragen, über welcher auf Halbbogen eine farbige Decke hängt; auf dem Begräbnisplatze an-

gelangt, setzt man die Leiche halb aufgerichtet in das ausgemauerte Grab, dieses überdeckt man darauf mit Brettern, welche man mit Mörtel belegt und darüber den Hügel aufwirft. Alle Gräber der Mohammedaner sind an einer aufrechtstehenden Tafel kenntlich, die mit arabischen Sprüchen aus dem Koran beschrieben ist.

Sehr eigentümlich sind bei den Mohammedanern die Eheschließungen; zwar ließen wir uns nie darauf ein, auch auf ihre dringendsten Bitten, bei den üppigen Hochzeitsfesten der Wohlhabenden zu erscheinen, aber wenn ich gebeten wurde, zu den kleinen Leuten, die in unserm Distrikte wohnten, bei solchen Gelegenheiten ein wenig hereinzukommen und zu sagen: „Gott segne euch“, was für glückbringend gilt, so schlug ich dies nur selten ab, wenn meine Zeit es erlaubte. Drei Tage lang dauert die Hochzeit, und alle drei Tage geht der männliche Teil beider Familien mit dem Bräutigam zu den vorgeschriebenen Gebeten in die Moschee, worauf die Eheschließung vor dem Imâm erklärt und als gültig vollzogen betrachtet wird. Die Braut bleibt zu Hause und jeden Abend putzt sie sich nach Vermögen (eine silberne Krone mit Schleier gehört stets dazu) und empfängt Besuche auf einem erhöhten Sitz, von ihren Gespielinnen umgeben; das Haus ist dann durch viele Kerzen erleuchtet und mit bunten Vorhängen und künstlichen Blumen geschmückt. Der festliche Empfang beginnt jeden Abend, wenn die Männer aus der Moschee zurückkommen und dauert meist bis gegen Morgen; der glückwünschende Besucher tritt auf die beiden Brautleute zu, welche sich im Hauptzimmer aufhalten, und spricht den üblichen Gruß: „Friede sei mit euch,“ oder „Gott segne euer Haus“. Darauf muß man von der immer mit Süßigkeiten besetzten Tafel ein Stückchen nehmen und essen, auch eine kleine Tasse Kaffee trinken, welche von den älteren Frauen serviert wird, dann hat man dem Hause die gebührende Ehre angethan und kann sich wieder verabschieden. Da die Braut bei dem Eheschluß in der Moschee nie anwesend ist, verlangt die englische Regierung bei den Mohammedanern die

Civiltrauung, welche sonst nicht obligatorisch ist und von den Christen als „Malayenhochzeit“ verachtet wird.

Die Mohammedaner wissen zum Teil sehr wenig von den Lehren ihrer Religion; doch niemand trinkt starke Getränke oder würde sich erlauben, das strenge, meist jüdische Speisegesetz zu brechen, im Monat Ramadan fasten auch schwer Arbeitende so gewissenhaft, daß sie von Sonnenaufgang bis Untergang nicht einmal einen Tropfen Wasser genießen oder eine Pfeife rauchen, sie würden auch zu keiner Zeit von der Speise der Christen essen. Einige Gebete werden von allen Männern regelmäßig gesprochen, aber in die Moschee gehen sie in der Kapstadt nur ganz früh am Freitag, da dies später am Tage unter christlichen Arbeitgebern sich nicht machen läßt; seltsamerweise haben sie dann am Sonntag zuweilen besondere Religionsübungen. Der größte Moment im Leben eines Mohammedaners ist die Wallfahrt nach Mekka; am Kap der guten Hoffnung kenne ich manche, welche viele Jahre gearbeitet, gedarbt und gespart haben, um dies Ziel zu erreichen, und jedes Jahr gehen Wallfahrerschiffe mit großen Scharen von Passagieren nach Arabien ab. Ein Jahr müssen sie dort bleiben, und wenn sie alle heiligen Stätten besucht haben und um das Grab des Propheten gerutscht sind, auch einige arabische Gebete und Koransprüche gelernt haben, so kehren sie glückselig zurück, denn ihre und ihrer Familien Sünden sind dadurch getilgt. Kann jemand drei bis fünf Jahre bleiben, um von den Weisen weiter unterrichtet zu werden und noch viele besondere Andachten zu machen, so ist er nun ein Heiliger (Hadschi) und als Ratgeber und Fürsprecher bei Gott hoch angesehen. Die Begriffe, welche Ungelehrte und Frauen von der Lehre des Islam haben, sind sehr unbestimmt; „wir glauben all an einen Gott,“ haben sie mir oft gesagt, dennoch ist viel selbstgerechte Überhebung da und viel fanatischer Haß und Argwohn gegen die Bekenner anderer Religionen. Man benutzt die Malayen viel als Arbeiter, aber nur ungern als Hausdiener, denn als letztere können sie wohl eine Zeitlang sehr nützlich sein, werden sie aber irgendwie gereizt, so tritt zuweilen plötzlich Krankheit oder Tod der Herr-

schaft ein, deren Ursachen unerklärlich sind. Es ist überhaupt öffentliches Geheimnis, daß die sogenannten Malayen-Doktoren Liebestränke zu bereiten und feine Gifte zu mischen wissen, oder geheimnisvolle nächtliche Erscheinungen hervorbringen können, was sie zu unheimlichen Persönlichkeiten stempelt. Sie dienen ihren Glaubensgenossen in diesen Dingen gegen Bezahlung, und der Koran nennt es, wie wir wissen, verdienstlich, die Ungläubigen zu schädigen oder zu töten; freundlich aber fern ist daher die beste Maßregel diesem Volke gegenüber.

Unter den Priestern, Hadschis und Lehrern findet man nicht nur gelehrte, sondern auch edle und aufrichtig fromme Männer; der Hohepriester, ihr geistliches Haupt, ist meist eine wirklich hervorragende Persönlichkeit und seine Autorität gilt für göttlich. Aber auch viele von den Laien sind weit besser als ihre Religion, dienen ihrem Gott einfältigen Herzens so gut sie es verstehen und halten sich frei von den Irrtümern des unheimlich finstern Fanatismus, den der Koran lehrt. Manche Schulen, welche sie in den letzten Jahrzehnten in der Kapstadt errichtet haben, stehen hoch bei der englischen Schulinspektion. Die gut unterrichteten Bekenner des Islam halten gewissenhaft fünfmal täglich ihre Gebete; ich wohnte in der Nähe eines Hadschi und hörte oft durch die Stille der Nacht das dumpfe Klopfen, mit dem er umwohnende Freunde in sein Haus rief, um Gott mit ihm zu loben. — Gern gedenke ich auch deiner, du edler Imâm Abdul-Mahommed, und der Stunden, da du mir deine schönen Gebete, zum Teil aus den Psalmen entnommen, auf englisch vortrugst, immer bedauernd, daß wir nicht alle eins seien in der Anbetung Gottes! — Dieser gute Mann las mir auch auf meine Bitte manche Abschnitte des Koran vor, in welchem bekanntlich viele der Evangeliengeschichten, wenn auch in veränderter Form, enthalten sind; dabei versicherte er mich oft, er glaube auch an Jesus den großen Propheten, und liebe ihn wie wir es thun, aber wie schade, sagte er, daß der Glaube an Jesus so viele verhindert habe, den größten der Propheten, den Vollender der wahren Religion, zu erkennen. — Als ich ihm einst freundlich

andeutete, ob er sich nicht auch einmal mit der christlichen Lehre genauer bekannt machen wolle, es könne sich ja der große Prophet geirrt haben, — da wurden die sanften, dunklen Augen des guten Abdul plötzlich starr und ernst; er machte eine abwehrende Handbewegung, stand auf und legte seinen Koran beiseite. Nach einer Weile trat er wieder zu mir und sagte ruhig: „Davon kann nie die Rede sein, wir wissen was wir glauben, während die Christen in Parteien und Lehrmeinungen zerspalten sind, von denen die eine die andere verachtet und verlästert.“[1]) Dann begleitete er mich zur Thür, gab mir die Hand und sprach zuletzt noch: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen wehe gethan habe, ich halte Sie für aufrichtig, obgleich Sie die volle Wahrheit nicht sehen können, und ich bitte Gott, Ihnen einst irgendwie eine Thür zum Reich der Seligen aufzuthun.“

Ungefähr so wie diesen guten Priester fand ich alle gebildeten, frommen Mohammedaner gesinnt; sie dienen Gott treu und gewissenhaft, soweit sie Licht haben, aber für das Christentum sind sie ganz verschlossen; läßt Gott nicht vielleicht zur Strafe für unsern Mangel an Einigkeit eine falsche Religion seit zwölf Jahrhunderten so ungeheuerliche Macht und Ausdehnung gewinnen? — Außer dem Vorwurf der Uneinigkeit bringen sie auch den vor, daß es den Christen an der Lebensgerechtigkeit fehle, auf welche die Mohammedaner so stolz sind. Durch ihre Enthaltsamkeit von starken Getränken, auch in einem Lande, wo sonst die Trunksucht auf das schrecklichste herrscht, halten sie sich allerdings mehr als andere von groben Verbrechen frei, und dadurch kommen sie weit seltener mit den Gesetzen in Konflikt als die Christen, so daß der Kontrast demütigend genug für unsere Glaubensgenossen ist. Die Thatsache steht jedenfalls fest, daß auch unter christlicher Oberhoheit, wo doch keine Furcht vor Gefängnis und Todesstrafe am Über-

[1]) Mit der Glaubenseinigkeit der Mohammedaner ist es in der Kapkolonie besser bestellt als in ihren eigenen Ländern, wo sie mancherlei Sekten haben, welche sich bitter genug anfeinden.

tritt zum Christentum hindern kann, wie dies unter den Sultanen der Fall ist, die Mohammedaner sich unseren Missionen ganz unzugänglich zeigen. In der Kapstadt hat ein englischer Geistlicher, Dr. Arnold, der wie wenige dazu befähigt war, lange mit großer Treue unter ihnen gearbeitet, aber ohne merklichen Erfolg; sie haben mir manchmal mit Rührung und Dankbarkeit von dem guten Vater Arnold gesprochen und mir die Neuen Testamente gezeigt, die er ihnen geschenkt, aber mit wenigen Ausnahmen hat kein Mohammedaner deshalb seine Religion verlassen, und bei diesen Ausnahmen ist fast immer ein Nebengrund im Spiel gewesen. — Ich selbst habe einmal eine malayische Witwe mit ihren Kindern für die christliche Taufe vorbereitet, welche ihr eigener Schwager, das Haupt der Familie, in dessen Hause sie lebte, mich gebeten hatte zu unterrichten; denn Basirea hatte sich geweigert, wieder zu heiraten und somit die Vorschriften ihrer Religion verletzt. Daher suchte sie Schutz und Halt bei der christlichen Kirche, deren Lehre ihr durch eine Dienstherrschaft von früher her ziemlich bekannt war, und ihre Verwandten meinten nun, sie gehöre doch nicht mehr recht zu ihnen, *einen* Glauben müsse der Mensch haben, und bei Frauen sei es überhaupt nicht *so* wichtig, welchem sie anhangen (der Koran läßt es bekanntlich als offene Frage stehen, ob die Weiber unsterbliche Seelen haben oder nicht). Basireas noch minderjährige Kinder gingen natürlich mit der Mutter, obgleich zwei davon Knaben waren, und so konnte ich täglich ungehindert ins Haus kommen, um Mutter und Kinder zur Taufe vorzubereiten. Basirea *Hanna* wurde nachher eine gute treue Christin und erzog ihre jungen Leute dementsprechend; sie wohnte noch eine Weile bei ihren Verwandten, obgleich sie von ihrem Tauftage an abgesondert kochen und essen mußte, später aber verließ sie das Haus und zog in die Nähe unsrer Kapelle. — Fälle dieser Art hatten wir ab und zu, man kann dabei aber kaum von eigentlichen *Missionserfolgen* reden; — hoffen wir, daß Gott in künftigen Zeiten uns *Christen* eine neue Ausgießung des Geistes verleihen möge, nach welcher wir in der Kraft der Liebe vergessen werden, auf dem Wege

miteinander zu streiten, wer der Größte unter uns sei. Wenn wir dann nach dem Gebot unsers Herrn alle eins sind, wenn wir zugleich auch im Halten aller Gebote Gottes und Heiligkeit des Lebens denen voran leuchten, welche draußen sind, werden wir sicher mit Gottes Hülfe in dem Zeichen des Kreuzes siegen über diese befremdende Welt des Mohammedanismus. Im Islam ist Wahres und Falsches, Edles und Unheimliches seltsam vermischt, die Spur des Göttlichen aber findet man überall und diese muß immer unsere Herzen rühren, sei sie auch noch so überwuchert von Ungöttlichem. Der Mohammedaner beginnt jeden Brief oder sonstigen schriftlichen Erlaß mit den Worten: „Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen," und der, welchen sie so anrufen, wird ja in dieser Zeit der Unwissenheit alle, die aufrichtig ihn suchen, mit Gnade und Barmherzigkeit ansehen, bis in einer andern Welt ihre Augen sich dem Lichte aufthun, das ihnen hier ohne ihre Schuld — vielleicht durch unsre Verfehlungen — verdunkelt blieb.





IX. Afrikanische Kinder.

Ich habe immer ein Herz für die Kinderwelt gehabt, ob arm oder reich, vornehm oder gering, frühreif oder einfältig, und was die Kleinen Liebliches und Ursprüngliches an sich haben inmitten unserer überkultivierten europäischen Welt, das tritt noch viel lieblicher und ursprünglicher hervor an den Kindern der Naturvölker, welche, wie aus Gottes Hand hervorgewachsen, auf der verhältnismäßig noch unberührten Erde ihres Landes fast nur ihrem angeborenen Instinkt folgen und sich unter den Augen ihres Schöpfers in voller Freiheit entwickeln.

Es ist eigentümlich, daß unter den ganz einfachen natürlichen Verhältnissen, wie z. B. die eines mehr oder weniger nomadischen Kafirvolkes sind, die Kinder viel origineller, selbständiger und gereifter erscheinen, als unsere europäischen Kinder, während die erwachsenen weit kindlicher und auch natürlich weit unentwickelter sind als bei uns; denn in einem einfachen, freien Leben wie die Eingeborenen es führen, sehen, hören und erfahren die Kinder von früh auf alle Vorgänge der Welt, die sie umgiebt. Der Säugling, welcher beständig auf dem Rücken der Mutter hängt, lernt bald alles beobachten, mit dem diese selbst in Berührung kommt; die größeren Kinder aber laufen nebenher, so oft sie mit andern Frauen zu Festen und Volksversammlnngen ihres Stammes geht, und wenn die Männer mit Speer und Schild bewaffnet die vorderen Reihen einnehmen,

um mit ihren Nachbarn, die sich im Kreise um die Häuptlinge lagern, Rat zu pflegen und dann ein Festmahl zu halten, so sitzen hinter ihnen die Frauen, an welche rechts und links die Kindlein sich schmiegen und stundenlang still zuhörend, auf diese Weise schon früh in alle Interessen ihres Volkes eingeweiht werden. Sobald sie heranwachsen, nehmen sie auch thätigen Anteil an allem, was jetzt nur als Schauspiel an ihnen vorüberzieht, aber Neues erfahren sie dann kaum mehr.

Sie sind herzig, diese behenden, dunkelfarbigen Kafirkinderchen, wie sie in der Nähe der Kraals herumlaufen, ihre einzige Toilette in einer Schnur blauer Glasperlen bestehend, bis die Mädchen etwa im sechsten oder siebenten Jahre ein kurzes Röckchen bekommen aus zierlichen Fransen bestehend, welche die Mutter von den Fasern einer gewissen Grasart bereitet. Von diesem Alter an spielen Mädchen und Knaben immer getrennt, dem instinktiven Anstandsbegriff dieses Volkes gemäß, bei welchem selbst Eheleute nicht miteinander über Feld gehen, sondern auf Reisen und zu Festversammlungen Männer und Frauen in gesonderten Gruppen zu wandern pflegen. Es ist ein allerliebster Anblick, diese wohlgebildeten, munteren Kleinen wie Rehlein umherspringen zu sehen; Streiten oder Weinen hört man niemals dabei. Wenn man sich den Kleinen nähert, und sie sind an weiße Gesichter noch nicht gewöhnt, so stürzen sie mit Angstgeschrei davon; ich pflegte mich in solchen Fällen auf einen Stein oder Baumstamm niederzusetzen und einen Vorrat von Kuchen oder Süßigkeiten, welche ich bei meinen Besuchen stets bei mir führte, hervorzuholen, aber oft mußte ich lange mit ausgestreckter Hand ein Stückchen hinhalten, bis das mutigste Kind es wagte zu mir heranzutrippeln und vorsichtig das Geschenk anzunehmen, worauf es eilig wieder die Flucht ergriff. Sahen dann die andern, daß es ihm nichts gethan hatte, so kamen sie allmählich auch herbei, bis endlich alle Furcht vor dem weißen Ungeheuer verschwunden war, und die ganze kleine Schar zutraulich um mich herstand, mich mit ihren großen, glänzenden Augen betrachtend und in freundlichem Lächeln die weißen Zähnchen zeigend. Ist eine Missionsschule in der Nähe

des Kraals, so besuchen die Kinder sie meist sehr gern, wozu sie aber wenigstens mit einem Kittelchen bekleidet sein müssen; sie lernen leicht und sind schnell an die milde Schulordnung gewöhnt, nur kann man nicht erwarten, daß die lebhaften, kleinen Wesen still sitzen, wenn man sich nicht direkt mit ihnen beschäftigt. Wo die Verhältnisse es so fügen, daß man Kinder von europäischen Ansiedlern mit den Kindern der Eingeborenen zusammen in der Schule hat, sind meist die letzteren den ersteren voraus, bis etwa zum vierzehnten Lebensjahre; dann bleiben gewöhnlich die Farbigen zurück und werden von den Weißen überflügelt. Übrigens giebt es auch Ausnahmen von dieser Regel, wie die vielen tüchtigen, eingeborenen Lehrer und Missionare beweisen, welche man mit Erfolg weiter erzogen hat, meistenteils gilt aber was ich oben sagte, daß die Eingeborenen in der Kindheit reifer und in späteren Jahren kindlicher sind als unsere Leute. Es ist noch kein Jahrzehnt, seit Hunderte von eingeborenen Christen in Uganda als Märtyrer starben, und wen hätte nicht tiefe Rührung ergriffen über dem Bericht von den heldenmütigen Schulkindern, welche damals miteinander für ihren Glauben in den Tod gingen. Umringt von den Kriegern des heidnischen Häuptlings, die die blutigen Streitäxte und Speere gegen sie erhoben, und vor sich die noch zuckenden Leiber ihrer gemordeten Eltern, blieben die Kleinen doch alle ohne Ausnahme standhaft; „wir sind Christen, wir wollen nicht wieder Heiden werden," antworteten sie auf das Zureden des Häuptlings und stimmten den Gesang des christlichen Glaubensbekenntnisses an, während sie eins nach dem andern hingeschlachtet wurden. — Wo fände man in Europa unter Kindern von 10—14 Jahren solche Glaubenshelden, wie die kleinen Märtyrer von Uganda waren!

Du liebe Kinderwelt von Afrika, wie traulich blickst du mich im Spiegel der Erinnerung wieder an, indem ich von dir schreibe! Aber aus dem ganzen Meer von kleinen, braunen Gesichtern treten zwei mir besonders klar hervor — Malesani und Nonkagumpi — denn sie waren ungewöhnliche Kinder, auch in ihrem eigenen Lande ungewöhnlich begabte und reife Kinder, deren Charakter und Lebensentwicklung man immer

bewundern muß, wenn man ihnen einmal nahe stand. Malesani war ein Knabe und Nonkagumpi ein Mädchen, ersterer war ein Sohn des Basuto-Stammes und letztere eine Amaxositochter; sie kannten einander niemals, aber sie hatten etwas Gleichartiges in der Weise, wie sie früh schon ihre Lebenswege wählten und ihrer Umgebung gewissermaßen vorauseilten. Ich erzähle die Lebensgeschichten dieser beiden, eine nach der andern; das Weibliche soll den Vortritt haben.

Maria Nonkagumpi.

Maria war der christliche Name, der ihr bei der Taufe zugelegt wurde, denn als Kind hieß sie nur Nonkagumpi, und so haben wir sie später auch immer gerufen; ich lernte sie zuerst in einer elenden Spelunke des ärmsten Viertels der Kapstadt kennen. Die beiden Brüder des Kindes waren als Kriegsgefangene hergebracht worden und mußten eine Reihe von Jahren in dem Stadtgebiet leben; da sie ihre Eltern früh verloren, hatten sie ihre beiden verwaisten Schwestern mit hergenommen, und nicht nur die ganze Familie wohnte in einem Raum beisammen, es hatten sich auch noch andere gefangene Kafirkrieger zu ihnen gesellt, und da die Männer sich bald alle dem Trunke ergaben (leider gewöhnlich die erste Folge der Berührung mit europäischer Civilisation), so war es ein wüstes, wildes Leben in der ärmlichen Hütte. Die erwachsene Schwester war auch unter diesen Verhältnissen tief gesunken, aber die kleinste, als ich sie zuerst kennen lernte etwa zwölf Jahre alt, ein herziges Kind, fiel mir in dieser rohen Umgebung gleich als etwas gar nicht dahin Gehöriges auf; so unschuldig rein und sanft war der Ausdruck ihres Gesichts, und rührend erschien es, wie freundlich und schonend alle mit ihr umgingen, und wie die verwahrloste, ältere Schwester immer schützend zwischen der Kleinen und den Männern auf dem Boden saß, wenn diese betrunken waren. Nichts befand sich in dem öden Raum als einige an der Wand hängende Geräte, ein paar Kochgeschirre und mehrere wollene Decken statt der Lagerstätten; ich kam mehrmals hin, aber fand immer den gleichen Zustand, die

Männer entweder im trunkenen Schlaf oder lärmend und singend, wenn nicht abwesend bei ihrer Arbeit, Masonke mit Kochen oder Flicken beschäftigt, und das einzige Reine und Schöne in der Familie die kleine Nonkagumpi, welche immer zutraulicher gegen mich wurde. Einmal als ich die beiden Schwestern allein traf, fragte ich die ältere, ob es nicht schade sei, daß ein so liebes Mädchen wie ihre kleine Schwester in dieser Umgebung aufwachsen müsse? — „Freilich ist es schade," erwiderte sie, „ich weiß, wir leben hier nicht wie es recht ist, und in unserem Lande waren wir anders; diese Verbannung in die fremde Stadt und das starke Getränk, welches unsere Brüder lieben gelernt haben, sind schuld an allem. Alle Kriegsgefangenen sind immer voll Zorn und Ärger, weil sie nicht nach Haus dürfen, darum ist ihnen alles gleichgültig und sie halten kein Gesetz und keine Sitte mehr; ich bin auch nicht mehr weiß im Herzen und habe mich nicht gehalten, wie ein rechtes Kafirmädchen soll, und am meisten kränkt es mich, daß Nonkagumpi hier so viel Schlechtes sehen muß, denn unsere Eltern haben uns das Kind anbefohlen als sie starben, und wir lieben es wie sonst nichts auf der Welt."

Ich schlug darauf der armen Masonke vor, die Kleine in ein mir befreundetes Haus zu bringen, wo sie allerlei Gutes lernen könne, und sie meinte, es wäre ihr recht, wenn nur Nonkagumpi gut behandelt würde und jede Woche einmal ihre Geschwister besuchen dürfe. Dies konnte ich ihr versichern und daher war bald die Sache so weit gediehen, daß ich das Kind in das hübsche Häuschen eines jungen, englischen Ehepaares bringen konnte, wo die Hausfrau sich ein kleines, eingeborenes Mädchen gewünscht hatte, um ihr zur Hand zu gehen. Als ich die Kleine hinführte, kam die ältere Schwester mit, um selbst die neue Heimat ihres Lieblings zu sehen. Die Zufriedenheit war allseitig; Nonkagumpi mit scharlachrotem Kopftuch, in Hemdchen und buntem, aus einer Decke zusammengesteckten Rock, mit mehreren Schnüren von Glasperlen um den Hals, sah höchst malerisch aus „schwarz aber lieblich" und gewann sofort durch ihr sanftes, kindliches Wesen die volle Gunst der neuen

Beschützer, auch machte die feine, englische Frau großen Eindruck auf Masonke. Alles gestaltete sich auf das beste, das Mädchen war glücklich in dem friedlichen Heim, wo sie ausgezeichnet versorgt wurde, und ihre Anstelligkeit im Haushalt machte sie sehr beliebt bei ihrer Herrin. Bald erhielt sie auch eine mehr civilisierte Kleidung und besuchte regelmäßig meine Sonntagsschule, denn sie hatte in den Jahren, die sie in der Kapstadt zubrachte, geläufig Englisch gelernt und verwandte kein Auge von mir, während ich unterrichtete. Nach einigen Monaten sagte sie mir in ihrer sanften Weise, sie verstehe jetzt, was es mit dem Christentum sei, und sie wünsche, eine Christin zu werden; das Leben in einem europäischen Hause, sowie der Sonntagsunterricht hatten gleicherweise auf das begabte und empfängliche Gemüt des Kindes tiefen Eindruck gemacht, und natürlich hatte ich meine Freude daran.

Als wir im besten Zuge waren mit Lehren und Lernen, denn Nonkagumpi hatte nun auch bei ihrer Herrin Unterricht im Lesen und Schreiben und entwickelte sich innerlich und äußerlich immer lieblicher — da drohte ein böser Sturm ihr aufblühendes, geistiges Leben wieder zu zerstören. Ihren Brüdern wurde die Freilassung angekündigt, deshalb wollten sie ihre Schwestern mit in die alte Heimat nehmen; Nonkagumpi aber erklärte, daß sie noch einige Jahre bei uns bleiben und erst eine Christin werden möchte. Dies war ihren heidnischen Verwandten so unbegreiflich, daß sie uns beschuldigten, dem Kinde einen Zaubertrank eingegeben zu haben, besonders da wir die kleine Nonkagumpi, welche uns lieb geworden war, nicht so rasch gegen ihren Willen den wilden Brüdern wieder ausliefern wollten. Ihre Herrin brachte sie eilig bei Nacht und Nebel in das englische Schwesternhaus, wo sie besser geborgen war als in der kleinen Villa, aber ihre Verwandten erfuhren leider bald wo sie war, und eines Morgens erschien ein lärmender Haufe halb betrunkener Kafirs an der Thür, um die Herausgabe des Mädchens zu verlangen. Man war nun wirklich in Verlegenheit, was zu thun sei, denn die jetzt dreizehnjährige Nonkagumpi blieb in ihrem kindlichen Sinn ganz klar und fest

bei dem einmal gefaßten Entschluß; sie wußte, daß in ihrer Heimat sie nie wieder von den Dingen hören würde, die ihr jetzt so am Herzen lagen, sie würde dort bald einem Heiden zur Frau gegeben werden, „und dann kann ich nie wieder mit den Christen Gott loben und lernen, wie ich ihm gefallen und in den Himmel kommen soll,“ sagte sie, „und der Heiland ist doch der Höchste und muß mehr gelten als meine Geschwister.“ Dabei blieb sie, obgleich sie bitterlich weinte, als sie draußen die Stimme ihres ältesten Bruders hörte, der rauh und heftig nach ihr rief. Man verwies ihn endlich an den Magistrat, dem wir die Sache vorgelegt hatten, und welcher alle Teile auf einen der nächsten Tage vorlud; auf unsere Anfrage aber, ob er Nonkagumpi in ihrem Vorhaben schützen könne, hatte der wohlwollende Beamte uns erwidert, daß die Sache nicht so leicht sei, denn nach dem Brauch der Kafirs habe der älteste Bruder die Rechte eines Vaters und damit volle Gewalt über minderjährige Geschwister, die englische Regierung jedoch erkenne in ihren Gesetzen solche Sitten der ihr untergebenen Eingeborenen an. Andererseits war das Mädchen als Glied einer kriegsgefangenen Familie mehrere Jahre gewissermaßen unter Vormundschaft des Magistrats der Kapstadt gewesen und hatte somit auch ein Recht auf dessen besonderen Schutz; er konnte uns daher zwar nichts zusichern, aber wollte beide Teile sich aussprechen lassen und dann sehen, was sich machen ließe. Also erschien an dem bestimmten Tage in dem großen Gerichtssaal zuerst Nonkagumpi, von einigen ihrer christlichen Freunde und Gönner begleitet; wir letzteren mußten uns aber an das untere Ende des Saales zurückziehen, weil das Kind als ganz unbeeinflußt dastehen sollte. Sie sah so klein und verlassen aus, als sie ganz allein auf einer Seite vor dem erhöhten Sitz des Magistrats stand und nun auf der anderen Seite ihre Geschwister, von einer Schar heidnischer Kafirs begleitet, eintraten! Der älteste Bruder nahm zuerst das Wort und verlangte, daß Nonkagumpi ihm zurückgegeben werde, da er mit den Seinigen in seine Heimat abreisen wolle, worauf der Magistrat das Mädchen fragte, ob sie willig sei, mit ihren Verwandten zu gehen; aber

sie antwortete, sie wünsche noch einige Jahre in der Kapstadt zu bleiben. Ihr Bruder erhob dagegen lauten Protest: „Wir lieben Nonkagumpi, wie kein anderes Kind geliebt wird, wir haben sie immer gut behandelt, sie ist nie geschlagen worden, sie hat das Beste, was wir hatten, zu essen bekommen; Nonkagumpi, unser Liebling, was hat man dir gethan, daß du dich an die weißen Menschen hängen willst und deine Blutsverwandten verachtest! Wir sterben vor Kummer, wenn du nicht mit uns ziehst; gehe doch mit in unsere Heimat, ich will dir alle Schmucksachen kaufen, die du haben willst, du brauchst niemals Wasser zu holen oder auf dem Felde zu arbeiten, du sollst wie eine Herrin gehalten werden!“ — Der Magistrat aber unterbrach ihn, indem er Nonkagumpi fragte, ob ihre Angehörigen wirklich immer gut gegen sie gewesen wären; „Ja gewiß, sie haben mir niemals etwas zu Leide gethan, und mein Herz ist voll Liebe für sie.“ — „Warum aber willst du lieber hier bleiben, als mit ihnen nach Hause ziehen?“ — Die Kleine bedeckte einige Minuten ihr Gesicht mit den Händen und weinte, dann sah sie wieder auf und war gefaßt; „ich möchte gern hier noch mehr lernen, ich will eine Christin werden,“ sagte sie. „Du wirst aber dann deine Verwandten vielleicht nie wieder sehen, und kannst du ganz allein unter Fremden glücklich und zufrieden sein, da du doch sagst, du liebst die Deinen so sehr?“ — Es war tiefe Stille im Gerichtssaal, als jetzt das kleine Mädchen leise aber deutlich antwortete: „Ja, denn Gott kommt zuerst.“ — Der Magistrat wendete sich nun wieder an den Bruder des Kindes; „in welchem Grade der Verwandtschaft stehst du eigentlich zu diesem Mädchen hier?“ — „Ich bin ihr Vater.“ — „Nicht ihr Bruder?“ — „Nein, ich bin ihr Vater.“ — Offenbar dachte der Kafir, damit seine Sache besser durchzuführen, und doch verdarb er sie gerade damit, denn die Autorität des ältesten Bruders hätte von der Obrigkeit anerkannt werden müssen; nun aber sah sich der Magistrat unter denen um, welche der Verhandlung zuhörten, und fragte, ob etwa Zeugen vorhanden wären, denen die Familien-Verhältnisse der vorgeladenen Parteien bekannt seien. Es waren auch wirklich einige christliche

Kafirs anwesend, die aus derselben Gegend stammten, einer von ihnen sogar ein entfernter Verwandter der Familie, und dieser trat vor und erklärte, Marinyana, welcher sich für Nonkagumpis Vater ausgäbe, sei nicht ihr Vater, sondern ihr Bruder. — Damit war die Sache entschieden, denn der Magistrat wies jetzt die Klage des Bruders gegen uns ab mit dem Bedeuten, wer falsche Angaben vor Gericht mache, um dessen Anliegen brauche er sich nicht anzunehmen; Nonkagumpi habe also die Freiheit, ihren Aufenthalt selbst zu wählen, wenn sie sich bis zu ihrer Volljährigkeit im siebzehnten Jahre unter die Vormundschaft des englischen Schwesternhauses stellen wolle, und dieses sich verpflichte, das Kind gut zu erziehen und zu versorgen. Ein heftiger Ausbruch von seiten der Brüder veranlaßte deren Hinausweisung, die Formalitäten wegen Übernahme der Vormundschaft wurden schnell erledigt und es blieb nur noch übrig, Nonkagumpi sicher in das Schwesternhaus zurückzubringen; es war uns freilich erst bange, wie wir durch den Haufen der wild aufgeregten Kafirs bis an den bereitstehenden Wagen kommen sollten, und derselbe mußte dicht an das Thor des Gerichtsgebäudes fahren, während die Polizeibediensteten sich zu beiden Seiten aufstellten, daß wir so rasch als möglich einsteigen und davonfahren konnten. Einige Tage blieb die junge Heldin dieser Geschichte sehr niedergeschlagen, und ihre Thränen flossen oft, denn die Natur wollte ihr Recht haben; zudem mußte man sie fast wie eine Gefangene halten, da ihre wilden Verwandten und deren Freunde von früh bis spät das Haus umlagerten, und wo möglich doch ein heftiger Auftritt vermieden werden sollte. Endlich, durch das Zureden der Kafirs, die sich zu unserer Mission hielten, ergaben sie sich in ihr Schicksal und reisten ab; dadurch wurde auch Nonkagumpis weiterer Lebensweg erleichtert, denn sie fühlte immer klarer, daß sie recht gewählt hatte, und schloß sich mit rührender Innigkeit an ihre christlichen Freunde an. Zu jener Zeit eröffnete die englische Mission in der Nähe der Kapstadt ein Institut für Kafirtöchter, wohin christliche, wohlhabendere Eltern dieses Volkes gleich eine Anzahl von Mädchen, zum Teil aus weiter Ferne, schickten;

auch einige Waisen wurden dem Hause von Missionsgeistlichen zugesandt. Die Schülerinnen sollten mehrere Jahre in diesem Institut bleiben und sowohl guten Unterricht empfangen, als auch in Haushaltungsarbeiten unterwiesen werden; dort trat auch Nonkagumpi ein und wurde eine Zierde der Anstalt. Nach einem Jahre schon ward sie getauft, und ich bin gewiß, sie hat es nie bereut, daß sie um des Glaubens willen Vaterland und Familie aufgab; an Liebe fehlt es ihr jedenfalls nicht, denn sie war unser aller vielgeliebtes Kind. So oft ich Nonkagumpi bei einem Ausgang begegnete, lief sie sogleich an meine Seite, um ein Stück Weges mit mir zu gehen, war ich ja doch die Erste unter den Weißen und Christen, die sich ihrer angenommen hatte, und das vergaß sie nie; aber sie besuchte auch öfters ihre frühere Herrschaft, um von all dem Guten, das ihr jetzt geworden war, zu erzählen. Nonkagumpi wuchs auf zu einer frommen und klugen Jungfrau, und die europäische Bildung, die sie so empfing, stand ihr wohl an, denn es vereinigte sich in ihr weit harmonischer, als es gewöhnlich der Fall ist, die sanfte Kindlichkeit und Anmut einer Kafirtochter mit dem Anstande eines wohlerzogenen, europäischen Mädchens. Die meisten unserer Kafirschülerinnen kehrten, wenn ihre Erziehung vollendet war, zu ihren Eltern zurück, wo sie dann sogleich die Männer heirateten, denen sie häufig schon als Kinder verlobt worden waren; bei verwaisten Mädchen wurde aber vorausgesetzt, daß die Schule auch für ihre Verheiratung sorgen werde, denn in dienende Stellung gehen Kafirtöchter fast niemals. Hatten sich dann passende Männer für sie gefunden, so wurden die Hochzeiten mit großer Festlichkeit begangen, wobei alle Institutstöchter, gewöhnlich zwischen zwölf und fünfzehn an der Zahl, als Brautjungfern fungierten. — Als die liebliche Nonkagumpi erwachsen war, ging unsere besondere Sorge dahin, daß sie einem ihrer würdigen Bewerber die Hand reichen sollte, und es traf sich so, daß wirklich der beste unserer jungen Männer das beste unserer Mädchen zur Lebensgefährtin gewann; ja es war ein allgemeiner Freudentag, als Lewis Soha und Maria Nonkagumpi ein Paar wurden und ihre eigene Heimat in einem netten, kleinen

Häuschen, aus zwei Zimmern und einer winzigen Küche bestehend, gründeten. Soha, ebenfalls aus dem Amaxosi-Stamm, war ein tüchtiger, verständiger junger Mensch, den wir schon lange kannten und schätzten; da er als Arbeiter in einem großen Handlungshause ein gutes Einkommen hatte, richtete er das neue Heim ganz nett ein, und die herzige, junge Frau hielt alles so sauber, daß sich manche europäische Arbeiterfrau ein Beispiel an dieser Haushaltung hätte nehmen können. Es war wirklich wie eine Hütte Gottes unter den Menschen, so voll Liebe und Glück und Zufriedenheit; Nonkagumpis einzige Klage war, daß sie nicht genug zu thun habe, denn Soha war natürlich den ganzen Tag abwesend, und sie hatte, wie in heißen Ländern üblich, die einzige eigentliche Mahlzeit erst gegen Abend zu bereiten, weshalb sie am liebsten als Aushülfe auf einige Stunden täglich in eines unserer Häuser gekommen wäre, wenn nicht ihr Mann, der alten Kafirsitte getreu, sich dieser Idee widersetzt hätte. Es gilt nämlich unter diesem Volke für die größte Schande eines Mannes, seine Frau bei Fremden arbeiten zu lassen, als ob sie von ihm nicht mit Nahrung und Kleidung gehörig versorgt würde. So saß denn die liebe Nonkagumpi oft vor ihrer Thür und empfing Besuche von Freundinnen; manchmal suchte sie auch das Institut heim, wo sie mit den andern Mädchen sang und spielte wie vordem, als sie selbst noch eine Schülerin war. Mit der Zeit kam ihr aber die Arbeit von selbst, denn als ich vor meiner Abreise von Süd-Afrika das letzte Mal zu Sohas Haus kam, trat mir die junge Frau in der Thür entgegen, und ich möchte sie zu guterletzt noch einmal beschreiben, wie sie an jenem Tage aussah. Ich hatte immer meine Freude daran, daß die jungen Christenfrauen von den Kafir-Stämmen, die bei uns erzogen worden waren, nur selten, dem Beispiele der andern farbigen Weiber und Mädchen folgend, die europäischen Moden nachahmten und wo möglich an Eleganz die weißen Damen zu übertreffen suchten. Ganz ohne unser Zuthun und nur ihrem natürlichen Takte gemäß hatten sie sich eine eigene Tracht zugelegt, welche gewissermaßen europäisch und ebenso anständig als kleidsam, von allen festgehalten wurde.

Der sonntägliche Putz bestand aus einem farbigen Rock mit schneeweißer Bluse, blauer Halskette von Glasperlen und schwarzseidenem Kopftuch mit buntem Rande, welches sie in eigentümlich zierlicher Weise, wie eben nur Kafirfrauen es können, im Nacken zusammenknüpften. In diesem Sonntagsstaat war es, daß ich Nonkagumpi das letzte Mal sah, und auf dem Arm hielt sie ihr erstes Kindlein, ein nettes Bübchen in einem weißen Tragekleid, aus dem die dunkelbraunen Fäustchen und das runde dunkle Gesichtchen gar zu drollig heraussahen; ich hatte den kleinen Frederick Itawampi schon öfters gesehen, aber heute wollte die glückliche Mutter ihn ihrer früheren Herrin vorstellen. Wir setzten uns jedoch nun vor ihrem Hause nieder zum letzten Lebewohl, und Nonkagumpi legte mir das Kind nochmals auf den Schoß, indem sie sagte: „Wir werden sicher noch Freude an ihm erleben, denn man kann jetzt schon sehen, wie lieb und wie klug er ist!" — „Es ist mir eine große Freude," erwiderte ich, „daß ich dich so glücklich zurücklasse; nicht wahr, Gott ist dir ein gütiger Vater gewesen und hat dir tausendfach wiedergegeben, was du für ihn verlassen hast?" — Sie lehnte sich an mich und sah mich glückselig an; „ich bin wie mit Segen überschüttet worden," sagte sie, „so daß ich es kaum begreifen kann, Lewis und ich haben für diese Welt nichts mehr zu erbitten, als daß wir ihm recht dankbar sein möchten. Grüßen Sie doch in Europa alle Christenmädchen und Frauen von mir; es muß doch wunderschön in einem Lande sein, wo alle Menschen Christen sind."

Also sind die Leserinnen dieser Blätter auch gegrüßt von meiner lieben Amaxositochter Maria Nonkagumpi; und nun folgt die Geschichte von

Clovis Malefani.

Ich brachte fast ein Jahr auf einer kleinen englischen Missionsstation im Oranje-Freistaat, hart an der Grenze von Basutoland zu, um einen abwesenden Missionar zu vertreten, so gut es ging. Wir hatten dort viele Eingeborene um uns her, welche als Arbeiter und Dienstboten in dem halb holländi-

schen, halb englischen Städtchen Verdienst suchten; zu unserer Kirche und Schule, die beide in demselben Gebäude gehalten wurden, kamen aber auch Erwachsene und Kinder aus den nächsten Dörfern von Basutoland. Die Schulkapelle war ein sehr primitiver Bau, von rohen Steinen und Lehm aufgeführt, mit sehr kleinen Fensterchen und einem hohen, spitzen Dach mit Rohr und Gras bedeckt, und doch war sie inwendig so schön; der Altarraum lieblich geschmückt und mit roten Vorhängen versehen, welche ihn während der Schulzeit verhüllten, alle Wände mit prächtigen, bunten biblischen Bildern dekoriert. Dazu umwanden wir Sonntags die Stützpfeiler des Daches mit den blühenden Ranken der wilden Passionsblume und steckten über jedes Bild einen Strauß von Rosen und weißen Chrysanthemum oder was sonst die Jahreszeit bot; so müsse es wohl im Himmel aussehen, sagten die umwohnenden Heiden, wenn sie an der offenen Thür dem prachtvollen Gesang der englischen Liturgie, wie sie eben nur afrikanische Stimmen so schön ausführen können, zuhörten. — Ja, und wochentags hielten wir Schule in unserer Kapelle für etwa fünfzig muntere Basutokinder; ein eingeborener Katechist war der ständige Lehrer, aber ich übernahm die englischen Lesestunden und half sonst, wo es not that. Eine Klasse von acht bis zehnjährigen Kleinen machte mir damals außerordentliche Freude, und unter diesen wurde Clovis Malefani mein besonderer Liebling, denn er war der begabteste, lebhafteste und lustigste von allen. Wenn sie so im Kreis um mich her standen, um ihr Lesestück durchzugehen, hüpfte Malefani unaufhörlich von einem Fuß auf den andern, lachte seine Gefährten an und unterhielt sie mit den drolligsten Winken und Zeichen; aber sobald die Reihe an ihn kam und ich seinen Namen rief, stand er stramm wie ein Soldat und sein schelmisches Gesichtchen nahm plötzlich einen so übertrieben ernsten Ausdruck an, daß man sich fast des Lachens nicht erwehren konnte. Dieser Knabe hatte ein überaus glückliches Leben, da sein Vater einer der edelsten und gebildetsten Eingeborenen war, die ich je gekannt habe; von Herzen fromm und sehr begabt, genoß er allgemeines Vertrauen, er war auf der Schule der französisch-protestantischen

Mission von Basutoland erzogen worden (daher auch der französische Taufname seines Söhnchens), und bekleidete jetzt die Stelle eines vereidigten Dolmetschers bei dem Magistrat unseres Städtchens. Dieser Mann lebte deshalb ganz in der Nähe mit seiner ihm gleichgearteten Frau und zwei Kindern, und die beiden ovalen Basutohütten, welche seine Wohnung bildeten, waren höchst sauber und halb europäisch eingerichtet, aber seine Ländereien und Herden hatte Ariel Malefani jenseits der Grenze unter der Obhut von Freunden; er selbst ging fast jeden Nachmittag dorthin. Als einziger Sohn des wohlhabenden Vaters, welcher dies Kind wie seinen Augapfel liebte, hatte der Kleine alles, was er sich nur wünschen konnte; die prächtigsten Ponies besaß er zur Auswahl, und ich sehe ihn noch, wie er nach dem Schluß der Schule, welche übrigens nur drei oder vier Stunden dauerte, sein draußen weidendes Pferdchen suchte und im vollen Lauf mit einem Sprung sich hinaufschwang, zugleich ihm die Halfter überwerfend, denn Sattel und Steigbügel braucht ein Basutoknabe nicht; dann ging es in gestrecktem Galopp eine Stunde weit hinaus auf seines Vaters Gut. Bei alledem war Malefani ein nachdenkliches Kind; er bat schon sehr früh, in den Kirchenchor aufgenommen zu werden und sang da so andächtig und ernst wie nur einer das Lob Gottes mit seinem süßen, glockenhellen Stimmchen. — Einmal in der Schule sah ich eine kleine, schwarze Schlange aus der Tasche seines Jäckchens herauszüngeln, in demselben Augenblick fiel sie auch schon auf den Boden und die Kinder stoben kreischend auseinander; das Tier wurde gleich getötet, aber ich sagte dem Knaben, er dürfe solche Streiche in der Schule nicht wieder machen. Darauf sah er mich frisch und fröhlich an: „ich habe heute früh vor der Schule ein Grasbündel auf dem Kopf nach Hause getragen“, antwortete er, „da muß die Schlange heraus und mir in die Tasche gefallen sein, ohne daß ich es merkte. Ich weiß, daß es unrecht ist, in die Schule Dinge mitzubringen, die nicht hingehören, und Sie wissen doch, ich würde nichts thun von dem ich weiß, daß es unrecht ist.“ — Ja das wußte ich, du lieber kleiner Malefani, deine Lustigkeit und Zappeligkeit konntest du nicht lassen, die gehörten

zu deiner Natur, aber sonst hatte man nie über dich zu klagen! Eines Sonntags bald danach besuchte mich der Knabe und teilte mir mit, er habe sich entschlossen, ein Moruti[1]) (Missionar) zu werden, da er immer höre, es gäbe zu wenige, um die Heiden im Christentum zu unterrichten; er habe seinen Vater schon gebeten, ihn bald auf das Zonnebloem-Kolleg bei der Kapstadt zu schicken. — „Aber, liebes Kind,“ sagte ich, „deine Eltern werden dich dazu nicht hergeben, denn du bist der einzige Sohn; du würdest es auch nicht aushalten können, so weit entfernt von hier zu wohnen. Denke nur, du müßtest viele Jahre im Kolleg bleiben, und die Kapstadt ist sechs oder sieben Tagereisen weit von hier.“ — „Das weiß ich alles,“ erwiderte der kleine Mann, „aber es sind mehr Lehrer nötig, und wenn ich einmal andere unterrichten will, so muß ich selbst etwas aushalten können.“ — Wir Erwachsene besprachen danach Malefanis Wunsch untereinander und keins von uns dachte, daß derselbe sich je erfüllen würde; indessen ging mein Jahr in der Basuto-Mission zu Ende, ich kehrte in die Kapstadt zurück, und man kann sich denken, daß mir der Abschied von meinen herzigen Schulkindern recht schwer wurde. Etwa sechs Monate später hörte ich, daß Clovis Malefani kaum elfjährig als Schüler in das Kolleg zu Zonnebloem eingetreten sei; der Direktor erzählte mir auch, der Vater des Knaben habe ihn selbst gebracht, indem er mit bewegter Stimme sagte, der Abschied breche ihm fast das Herz, aber das Kind habe sich schon so ernstlich für seinen künftigen Beruf entschieden, daß er, der Vater, glauben müsse, es sei Gottes Wille, daß er seinen einzigen, seinen Isaak, so jung schon zum Dienst des Herrn opfere. — Sobald es mir möglich war, besuchte ich meinen ehemaligen Schüler in Zonnebloem, und auf meine Frage, wie man mit ihm zufrieden sei, erwiderten mir die Lehrer mit großem Lobe seines Fleißes und Gehorsams: „Malefani ist uns nur fast zu still und ernst für sein Alter,“ sagten sie, „man merkt kaum, daß er da ist.“ Das arme Kind hatte wohl Heimweh! Als er gerufen wurde, um mich zu be-

---

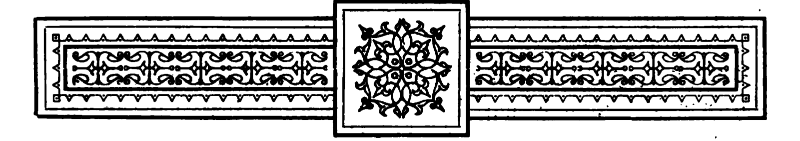
[1]) Ist auf Sesoto, was Umfundisi auf Xosa ist.

grüßen, fand ich, daß er gewachsen war und weniger kindlich aussah als früher, doch strahlte sein Gesicht einen Augenblick im sonnigsten Lächeln, als er mich erblickte; wir gingen im Garten umher, so daß ich ungestört mit ihm sprechen konnte, und da bemerkte ich bald, daß aus dem lustigsten aller Basutokinder in der kurzen Zeit ein sehr gesetzter kleiner Kollegschüler geworden war. Auf meine Fragen, wie ihm das neue Leben gefalle und ob er oft nach Haus schreibe, kam ein feuchter Glanz in Malefanis Augen, aber er kämpfte mannhaft gegen seine Thränen, und ich blickte zur Seite, bis er sich wieder ganz gefaßt hatte. „Ein Jahr ist bald herum," sprach er dann, „und ich werde schon aushalten; ich kann hier viel lernen, und sie sind alle gut gegen mich. Wenn ich ein rechter Lehrer meines Volkes werden will, kann ich nicht immer zu Hause sein, und nächstes Jahr darf ich in den Ferien zu meinen Eltern reisen." — Nicht lange darauf erfuhr ich, daß Malefani an einem bösen Fieber erkrankt war; man schickte mir öfters Nachrichten von ihm, aber sie lauteten schlechter und schlechter, und als ich nach acht Tagen hinausging, um selbst nach ihm zu sehen, kam mir mit traurigem Gesicht ein erwachsener Basutoschüler entgegen, ein braver, junger Mann, der den armen Kleinen mit großer Liebe in seiner Krankheit gepflegt hatte, und erzählte mir mit tiefem Schmerz, Malefani sei gestorben. Während seiner Krankheit hatte er meist bewußtlos gelegen, und schon am Anfang derselben, als man ihn damit tröstete, er werde hoffentlich doch bald wieder gesund sein, hatte er geantwortet: „Nein, ich werde nicht wieder gesund, ich will Gott bitten, daß er andere Lehrer nach Basutoland schickt." In der letzten Nacht aus tiefer Betäubung erwachend, hatte er mit lauter Stimme gesagt: „Sie rufen mich, ich muß gehen;" und als die, welche bei ihm waren, versicherten, es habe ihn niemand gerufen, hatte er geantwortet: „Hört Ihr es nicht? es sind die Engel, die mich rufen; sie rufen immer wieder, Clovis Malefani, komm nach Hause! ich komme, ich komme!" — Dann war er ruhig eingeschlafen. — Ich ging in das Sterbezimmer, um noch einmal das Angesicht meines lieben, kleinen Schülers zu sehen; es trug jetzt wieder

ganz den glückseligen Ausdruck wie vordem, da er in seiner Heimat lebte. Der Knabe hatte sich Gott geopfert und war nun von allem Heimweh genesen und aller Arbeit in dieser Welt enthoben.

Drei Wochen dauerte es, bis der arme, tiefgebeugte Vater auf die erhaltene Todesnachricht nach Zonnebloem kommen konnte, um das Grab seines geliebten Sohnes zu besuchen. Wir begleiteten ihn hinaus auf den Friedhof, und ich bewunderte die männliche Fassung, mit welcher der gute Mann sein Schicksal trug; aber als seine stattliche Gestalt mit gesenktem Haupt an dem Grabhügel seines Kindes stand, sah ich im hellen Sonnenlicht, daß in der kurzen Zeit sein wolliges Haar angefangen hatte zu ergrauen. „Meine Tochter wird in diesem Jahr heiraten," sagte er uns, „dann ist mein Haus kinderlos, aber Gottes Wille geschehe; ich wußte nichts Besseres für meinen Clovis zu thun, als ihn zum Dienst des Herrn hinzugeben, und er ist wohl aufgehoben!" — Da ruht nun der kleine Malefani im Frieden, Mimosen und Eukalyptus beschatten sein Grab, die Vögel zwitschern ihm in den Zweigen ihre Schlummerlieder, seine Seele aber ist wohlgeborgen in den Händen des ewigen Vaters.





X. Die alte Dina.

Als ich zuerst von der alten Dina hörte, geschah es, daß mir zugleich einer unserer Missionare den Auftrag gab, sie aufzusuchen und mich ihrer ernstlich anzunehmen, da sie sich kürzlich ihm auf der Straße vorgestellt habe mit der Bitte, ihr irgend welchen Unterricht in der christlichen Glaubenslehre zukommen zu lassen. Sie sei eine dicke alte Frau, sagte er mir, von ziemlich dunkler Hautfarbe und mit einem lahmen Fuß, habe ihm übrigens einen sehr freundlichen Eindruck gemacht und wohne ihrer Angabe nach in einer Straße des höheren Teiles unserer Vorstadt bei einer andern alten Frau Namens Rosa Samuels, und sie selbst heiße Dina, Morris Dina nennten die Leute sie; nach diesen Notizen werde ich wohl imstande sein, sie zu finden und könne dann selbst beurteilen, was man für sie thun solle. — Gut, ich machte mich also bald möglichst auf den Weg, um der besagten alten Dina auf die Spur zu kommen, und das war gar nicht eine so leichte Sache in jenen Außenteilen der Vorstadt, wo weder die erst kürzlich aus dem Boden gewachsenen Straßen einen Namen hatten, noch deren Häuschen und Hütten eine Nummer trugen, und noch dazu die farbige Bewohnerschaft, welche zum Teil erst neuerdings zugezogen war, fortwährend das gemietete Obdach wechselte. Bald ging ich bergauf und bald wieder etwas bergab auf holperigen steinigen Wegen, zwischen tiefen Löchern und ärmlichen Baustellen hindurch, hier in eine enge Gasse, wo zwischen Haufen von Gemüseabfällen und weggeworfenen Knochen sich Scharen

von farbigen Kinderchen aller Schattierungen spielend im Staube herumwälzten, und auf den Thürschwellen ihre Mütter die Kleinsten säugten oder sich laut und lachend miteinander unterhielten, hier und da auch sich ausschimpften. Dann wieder an einigen netter gebauten steinernen Häuschen vorüber, welche offenbar den Anfang zu einer geordneteren Straße für etwas besser situierte Leute bilden sollten, wo es aber fast lebensgefährlich zu gehen war, weil der Boden tief hinunter für die Anlage eines treppenartigen Aufstiegs abgestochen wurde, und dann noch einmal in eine dichtbevölkerte Sackgasse hinein, die von großen und kleinen Farbigen der ärmsten Klasse wimmelte — natürlich war ich überall sofort der Gegenstand des wärmsten Interesses, und um mich her rief und fragte alles durcheinander, versteht sich im breitesten Kapholländisch, was doch die „Missis“ hier suchen möge und zu wem sie wolle. Also, da ich nach längerem Umhergehen durchaus keine einzige alte Frau wahrnehmen konnte, die irgendwie der Beschreibung von unserer Dina entsprochen hätte, blieb ich endlich an einer Stelle stehen, wo zwei Wege sich kreuzten, und redete in meinem besten Holländisch eine ziemlich nett aussehende junge Frau darauf an, ob sie mir nicht sagen könne, wo die alte Dina, Morris Dina, zu finden sei; aber ehe sie noch antworten konnte, hatten sich schon mehrere ihrer Nachbarinnen um uns versammelt, eine ganze Schar von Kindern war auch herzugelaufen, und mit unbeschreiblicher Zungenfertigkeit bemühten sich alle zugleich, teils auf Holländisch teils auf Nigger-Englisch, mir hilfreich zu sein. „Ach, Missis will Dina besuchen, das ist doch wohl die Dina da oben mit den kleinen Zwillingsbabies? die hat aber schon so viele Geschenke bekommen von einer andern Missis! Oder soll es vielleicht die Dina vom Hottentottpeter sein? doch die haben sie gestern ins Spital gebracht, weil sie das Fieber hat; die Missis muß wissen, ihr Mann hat sie schlecht behandelt, hat ihr niemals Geld gegeben, daß sie sich Kaffee kaufen konnte!“ — „Nein, nein, ich weiß wohin die Missis will, sie will zu der alten Frau, die drüben auf dem Felde wohnt und die voriges Jahr den Arm gebrochen hatte. Ach, das ist so eine gute alte

Frau — man hat zwar einmal gesagt, sie stiehlt Hühner, aber das ist gar nicht wahr; es giebt überall schlechte Leute. Ich kenne die alte Klaartje schon lange, aber daß sie Dina genannt wird, habe ich nicht gewußt.“ — „Seid doch still, zu der Klaartje will die Missis gewiß nicht, sicherlich sucht sie die Martha hier nebenan, der ihr Mann vorige Woche gestorben ist, Abram hieß er; ach Missis, das war ein Unglück! Abram hat früher in den Diamantfeldern gearbeitet und wie lustig ist er immer gewesen und hat so hübsche Lieder singen können!“ — folgt jetzt die ganze Lebensgeschichte des verstorbenen Abram und verschiedener Familienglieder desselben, bis ich endlich mit großer Mühe mir wieder Gehör zu verschaffen suche. „Aber lieben Leute, ich habe jetzt nicht Zeit, das alles anzuhören,“ sage ich, „will nicht eins von euch so gut sein, mir zu sagen, wo die alte lahme Dina wohnt, welche Morris Dina genannt wird?“ — Indessen ist die ganze Bevölkerung der nächsten Umgegend zusammengeströmt und umgiebt mich in dichtem Gedränge, dazu denke man sich die glühenden Pfeile, welche eine erbarmungslose Sonne auf den völlig schattenlosen Ort herabsendet, nebst den unbeschreiblichen Gerüchen, die die ganze Luft erfüllen, denn an sanitären Vorkehrungen fehlte es in der neu angebauten Gegend noch gänzlich, und auf dem nächsten freien Platze schmort eine tote Katze oder sonst etwas dergleichen in der heißen Mittagsglut; aber ich muß mich mit Geduld wappnen, denn es hat noch gute Weile bis ich weiterkomme. „Morris? Wir wissen wirklich nicht, ob hier eine Person wohnt, die so heißt; aber du, Annie, sollte die Missis nicht vielleicht die Dina meinen, die voriges Jahr drunten bei Daniels Großmutter gewohnt hat? Sie war doch etwas verwandt mit euch, ja aber eigentlich hat sie wohl nicht Dina geheißen, sondern Philippa; ja Tante Lippa haben wir sie immer gerufen. Die ist leider fortgezogen, weit weg in eine andere Stadt, ich habe nur den Namen vergessen; ach, ach, und jetzt ist die gute Missis ganz umsonst durch all den Staub und Schmutz hier heraufgekommen!“ — „Ich will mit der Missis gehen und ihr die alte Frau suchen helfen, denn ich kann mir ganz gut denken, wen sie meint; aber sie

muß nur bitte erst zu mir hereinkommen und warten, bis ich das Essen für meinen alten Mann fertig mache, nachher gehe ich gleich mit." — „Jetzt haben wir's aber, drunten dicht an der großen Straße wohnt eine Person, die wird immer von den weißen Leuten besucht, und es kann vielleicht sein, daß sie Dina heißt; alt ist sie eigentlich nicht, aber ihren Vater haben sie den wilden Hendrik genannt. O, und was hat sie einmal einen schönen Rock geschenkt bekommen, blau und weißgestreift! Sie hat ihn in die Kirche anziehen sollen, aber, Missis, sie hält solche Sachen gar nicht in Ehren, der Rock hat gleich so schmutzig ausgesehen! Wenn ich der Missis meinen besten Sonntagsrock zeigen dürfte, der hat erst meiner Schwester gehört, und die hat ihn einmal von ihrer alten Missis abgelegt bekommen;" — jetzt muß ich die genaue Beschreibung nebst Biographie des besagten Rockes vernehmen, worauf eine große Anzahl anwesender Weiber mir ihre verschiedenen Bedürfnisse an abgelegten Kleidern vortragen; sie überschreien immer eine die andere, halten mir ihre zum Teil recht zerlumpte Nachkommenschaft vor die Augen und versichern mich, ich sehe so lieb und gut aus, daß es gar nicht anders sein kann, ich werde ihnen bald allerlei Schönes für sie und die Kinder mitbringen. Übrigens tragen sie ihre Bitten durchaus nicht in dem kläglichen Tone vor, wie wir ihn von unsern europäischen Armen gewöhnt sind; nein, all das vielstimmige Schnattern und Schwatzen hat einen überaus heiteren Grundton, und herzliches Gelächter schallt beständig dazwischen. Eine halbe Stunde mag über all dem Fragen und Reden hingegangen sein, und ich verzweifele schon daran, meinen Zweck überhaupt zu erreichen, als mein Blick auf einen kleinen etwa zwölfjährigen Schlingel fällt, der sich breitspurig mit den Händen in den Hosentaschen gerade vor mich hin postiert hat und mich mit auffallend pfiffigem Gesichtsausdruck anschaut. Er ist fast schwarz von Farbe, ein gut Teil dunkler als die Dunkelfarbigsten des Kapvolks ringsumher, und seine Toilette ist sehr mangelhaft, da er außer der äußerst defekten Hose, die er mit beiden Händen festhalten muß, damit sie nicht abrutscht, (denn Hosenträger scheint er nicht zu besitzen) nur

noch schwache Überbleibsel eines gestreiften Hemdes anhat und in seinem schmutzigen Wollhaar ein paar Strohhalme stecken. Aber er hat sehr muntere Augen, die mich zu einem letzten Versuch aufzufordern scheinen; „Junge", sage ich zu ihm, „ihr Kinder lauft doch hier überall herum, kennst du nicht vielleicht die alte Dina, die ich suche?" Er nickt vergnügt mit dem Kopfe; „is ziy bain vet?" fragt er, indem er mit beiden Händen einen möglichst weiten Kreis um seine eigne kleine Person beschreibt und dadurch die haltlosen Unaussprechlichen in die größte Gefahr bringt. „Ja ja!" — „Het ziy naaldwerk?" — „Das kann wohl sein." Jetzt macht der kleine Schwarze einen Luftsprung und thut mit gellender Stimme der ganzen Versammlung kund, es sei „ou Naaldjes Dina," die ich aufsuchen will, und die wohne ja drunten bei der alten „Groentjes Rosie;" allgemeine Ausrufe der Verwunderung! Ja, wenn die Missis doch gleich gesagt hätte, daß sie zur Naaldjes Dina wolle, da hätte ihr hier die Lizzie auch den Weg sagen können und die Lekker Sannie auch, und da die alte Sara, die war ja eine ganz gute Freundin von der Naaldjes Dina! Ach ach, und daß der kleine schwarze Jantje so gefährlich klug war, um darauf zu kommen, und noch dazu war er nur ein Mozambiquer! — So schwirrt es wieder durcheinander, während niemand daran denkt, mir so viel Platz zu machen, daß ich weitergehen kann; also habe ich noch Zeit hier zu erwähnen, daß in der Kapstadt und Umgegend der Volksmund einen jeden als Mozambiquer bezeichnet, der auffallend dunkel von Farbe ist, und zwar wird das Wort stets mit verächtlicher Betonung ausgesprochen, denn neben der höchsten Aristokratie der weißen Farbe machen sich dort noch viele Rangstufen geltend: gelblich, bräunlich, braun, brauner, am braunsten, (das Haar variiert demgemäß auch vom allerschlichtesten bis zum dickwolligen Filz) und die hellere Hautfarbe sieht stets mit einer gewissen Vornehmheit auf die dunklere herab. Was nun gar schwärzlich braun gefärbt ist, woher es auch stammen mag, wird als „Mozambiquer" der untersten Kaste zugezählt, und wir haben es mehr als einmal erlebt, daß eine farbige Mutter, wenn sie ihr Kind in unsere Missionsvolksschule brachte, es sich aus-

drücklich erbat, daß ihr Sprößling nicht neben ein „Mozambiquertje" gesetzt würde; ja, die kleinen Kapkinder, Hottentotten, Mischlinge u. s. w. aller möglichen Schattierungen weigerten sich manchesmal, die Mozambiquer an ihrem Spiel teilnehmen zu lassen. Dies aber nur nebenbei, denn jetzt endlich weicht die Menge der schwatzenden Weiber zurück und Jantje rennt mir, seine Hose sorgfältig festhaltend, voraus, natürlich von einem Dutzend anderer Jungen begleitet, die es sich alle nicht nehmen lassen wollen, die Missis bis zu „ou Dina's" Thür zu bringen. Es geht wieder über eine Menge Steingeröll hinweg und an einigen Löchern vorbei, aber bergab und rückwärts, wieder *unserem* Teile der Vorstadt zu, und wäre der kleine Mozambiquer mit den deutschen Klassikern bekannt gewesen, so hätte er jetzt deklamieren können:

„Willst du in die Ferne schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!"

denn als wir in einer mir nicht unbekannten, ganz netten reinlichen Straße stehen, aus der man gerade auf den weiten Platz herabsieht, in dessen Mitte sich unsere Missionskapelle befindet, deutet mein Führer auf das allerkleinste der vielen kleinen Häuser und schreit in triumphierendem Tone: „Daar sit ou Naaldjes Dina!" was all die Jungen im Chor wiederholen. Richtig, auf der Schwelle des winzigen Häuschens erblickte ich ein kleines rundes Weiblein, fast so breit als lang, wie denn überhaupt die Farbigen des Kaplands auch bei der geringsten Nahrung im Alter oft sehr fettleibig werden; ich lohnte also den pfiffigen Jantje mit einigen Kupfermünzen ab, worauf er und seine Kameraden mit großem Juchhei fortstürzten, wahrscheinlich zu dem dunkeln kleinen Laden droben an der Ecke, in welchem ich beim Vorübergehen einen alten Malayen sehr klebrige Süßigkeiten hatte feilhalten sehen.

So konnte ich nun ruhig hinzutreten, um meine Bekanntschaft mit der lieben alten Dina anzuknüpfen, welche nachher manches Jahr hindurch ein treues Glied unserer Kirchengemeinschaft gewesen ist und mir ganz besonders nahe stand, da ich in mehr als einer Beziehung für sie zu sorgen hatte. Gleich beim

ersten Anblick fiel mir der freundliche friedliche Ausdruck ihres Gesichtes auf, als sie mich begrüßte und dann in einer ihr ganz eigentümlichen, bescheidenen und anständigen Weise mich in das einzige Stübchen führte, wo die alte ehemalige Grünzeughändlerin Rosa Samuels, der dasselbe gehörte, sie aus Mitleid bei sich aufgenommen hatte. Sehr reinlich sah es drin aus, aber so ärmlich als möglich, auch Dinas Kleidung entsprach dieser Beschreibung, und als ich sie nun aufforderte mir zu sagen, warum und inwieweit sie nach einem christlichen Unterrichte verlange, da schaute sie mich wieder so kindlich mit ihren strahlenden Augen an und sagte: „Ach Missis, ich habe sonst fast niemand auf der Welt, darum möchte ich mich gern mit dem lieben Gott vereinigen und möchte ihn bitten, daß er mich aufnimmt. Ich weiß aber eigentlich noch gar nichts von ihm, nur daß er gut ist; wenn die Missis mich nur etwas belehren wollte!“ — Es ergab sich denn ganz von selbst, daß ich mich ein wenig nach Dinas Vergangenheit und jetziger Lebenslage erkundigte, und was sie mir darauf erzählte, will ich hier niederschreiben. Ihre Eltern waren Sklaven gewesen und dies wurde natürlich auch ihr eignes Los; o, mit welcher demütigen Beschämung teilte sie mir das mit, gerade als ob dadurch jetzt noch eine Schmach an ihr hafte, welche sie weit unter alle freigeborene Menschen erniedrigte, so lange auch nun schon die Sklaverei in Süd-Afrika abgeschafft war! Über harte Behandlung, die sie damals erlitten, wußte Dina jedoch nichts zu klagen, nur daß sie als Kind mehrmals aus einer Hand in die andere verkauft worden und dadurch bald jede Spur von ihren Angehörigen aus ihrem Gedächtnis entschwunden war. Einmal war sie von einer guten Herrin weiß angekleidet und in eine Kirche geführt worden, wo man Wasser über ihren Kopf goß und dabei wunderschöner Gesang erscholl, aber bald darauf starb diese Herrin, und Dina kam auf eine Farm weit draußen im Lande, da gab es gar keine Kirchen. Sie wurde immer mehr an die Arbeit gestellt, je größer sie ward, und irgendwelchen Unterricht empfing sie niemals, doch sagte man ihr, sie sei als Kind getauft worden, jedenfalls damals, als sie das weiße

Kleid anhatte. Als Dina ganz erwachsen war, kaufte ein englischer Ansiedler mit Namen Morris sie als Hausklavin, und da er seine Frau verlor, nahm er an ihrer Statt das farbige Mädchen, welches ihm nach und nach eine Anzahl Kinder gebar; eigentlich verheiratet wurde sie nicht mit ihm, aber er behandelte sie niemals schlecht, im Gegenteil, die alte Dina versicherte mich, er hätte ihr nie ein böses Wort gegeben, und als die Freilassung der Sklaven proklamiert wurde, blieb sie eben auf der Farm bei dem Manne, der der Vater ihrer Kinder war, und diente ihm weiter und arbeitete für ihn treulich, wie sie vorher gethan. „Ich wußte ja nicht, daß dies unrecht war, Missis," sagte sie, „denn damals that man überall so; er war doch ein weißer Mann und daß er sich hätte mit mir trauen lassen können, fiel ihm gar nicht ein, aber lieb gehabt habe ich ihn, denn er hat mich immer gut versorgt und ich that gern meine Schuldigkeit in seinem Dienste." — Dinas Kinder starben alle früh bis auf das Jüngste, ein Mädchen von so heller Farbe, daß die Mutter sich vor Stolz und Freude darüber kaum zu lassen wußte; sah man der Kleinen es doch fast nicht an, daß sie ihr Kind sei, und der weiße Mann, Floras Vater, hatte sie so gern und that sie auch sobald sie groß genug war, in die nächste Stadt, damit sie in eine Schule gehen konnte und bezahlte viel Geld, um sie etwas Rechtes lernen zu lassen. Dann endlich wurde Morris kränklich und verkaufte seine Farm, um nach der Kapstadt zu ziehen, wo die Tochter einen Bäcker, auch einen weißen Mann, heiratete; die treue Dina blieb natürlich bei ihrem Herrn, der sie in seiner Art zum Weibe genommen hatte, und pflegte ihn durch manches schwere Krankheitsjahr, wo sie zu Zeiten Tag und Nacht nicht aus den Kleidern kam. Als er zuletzt starb, wurde leider kein Anspruch an die Hinterlassenschaft von seiten Dinas und ihrer Tochter anerkannt, denn es meldeten sich Verwandte des Verstorbenen, die alles an sich nahmen, was er zurückließ, und jene beiden hatten ja kein Recht vor dem Gesetz. — So versank nun die alte Dina in die tiefste Armut, fand hier und da bei mitleidigen Menschen einen Unterschlupf und verdiente mühsam einige Pfennige durch grobe

Flickarbeit, das einzige, was sie noch zu thun vermochte. Warum ihre Tochter ihr nicht beistände? fragte ich, worauf die alte Frau erwiderte, sie könne nicht wie sie wolle, ihr Mann sei doch ein Weißer, und die farbige Schwiegermutter sei ihm deshalb nicht recht; das könne sie ihm gar nicht verdenken. Ach, später erfuhr ich durch Rosa Samuels, daß auch Dinas Tochter, die in ziemlich guter Lage war, sich ihrer guten alten Mutter schäme, einfach weil sie eine dunkle Haut hatte, und sich durchaus gar nicht um sie kümmere; aber Dina wollte das niemals zugeben und ihr meist so ruhiges Gemüt geriet in heftige Aufregung, sobald jemand nur ein Wort gegen ihre Tochter sagte. Nein nein, ihre Flora hatte das beste Herz von der Welt und würde der alten Mutter alles zu Liebe thun, aber mußte nicht eine Frau ihrem Manne gehorchen? der Mann wollte es eben nicht leiden, daß sie die schwarze Mutter besuchte oder ihr Almosen gab, wie durfte man darum der armen Flora Böses nachsagen! Die großen Enkelkinder — „o Missis, solch schöne junge Leute sind es, noch hellfarbiger als meine Flora, und ein Mädchen ganz weiß wie sein Vater — die dürfen auch nicht zu mir; und sie mögen vielleicht auch nicht, daß die Leute wissen sollen, sie haben so eine schwarze Großmutter, aber die Kleinen springen manchmal zu mir herein, wenn sie in die Schule gehen, und sie sind so lieb mit mir! Die erzählen mir dann auch immer, wie gut es den andern geht, und das ist meine größte Freude. Sehen Sie, Missis, solange die Kinder noch klein sind, wissen sie nicht recht, was es für ein Unterschied ist zwischen den Farbigen und den Weißen, und ihr Vater erfährt es ja gar nicht, daß sie zu mir kommen.“ So war die alte Dina immer ärmer und einsamer geworden, bis sie endlich hier in die Nähe unserer Missionskapelle zog und von ihrer Hauswirtin zuweilen mit in den Gottesdienst genommen wurde; wenn sie auch nicht viel von dem verstand, was dabei vorging, denn sie war ganz unwissend, so ging ihr doch das Herz auf bei den feierlichen Gesängen und Gebeten der Gemeinde, welche, aus allen Farben und Nationalitäten gemischt, einem jeden Raum gab und ein jedes willkommen hieß. „Gotteshaus“ wurde das

Kirchlein von allen genannt, so mußten wohl die Leute, die dort ein und aus gingen, Gotteskinder und miteinander eine große Familie sein, dachte die alte Dina, und bald stieg der Wunsch in ihr auf, hier auch heimisch zu werden, da sie doch sonst auf Erden niemand mehr angehörte und nirgend ein Recht mehr hatte; so war es denn gekommen, daß sie einen unserer Geistlichen auf der Straße anredete. — Es wollen mir noch heute die Augen feucht werden, so oft ich an die Einfalt und Demut dieser alten guten Seele denke, welche von da an meine Schülerin wurde; an solche wie sie hat sicherlich der Heiland besonders gedacht, als er sagte, daß wir werden müssen wie die Kinder, um in das Himmelreich einzugehen. Ein Trost war es, daß Dina ganz gut Englisch sprach und verstand, und auch dadurch wurde mir der Unterricht erleichtert, daß die alte Rosa wenigstens etwas mehr vom Christentum wußte als Dina und es gern übernahm, ihr stundenlang den Glauben, das Vaterunser und die zehn Gebote vorzusagen, bis sie endlich den Wortlaut so ziemlich inne hatte. Freilich, auch beim besten Willen und bei guter Begabung — denn unsere alte Dina war durchaus nicht dumm — kann ein Mensch, der erst mit siebzig Jahren zu lernen anfängt, nicht mehr viel in sich aufnehmen, und man mußte deshalb den Unterricht auf die einfachsten Elementarlehren beschränken. Getauft war sie ja und zur Vorbereitung auf ein öffentliches Bekenntnis bei der nächsten Konfirmation wurde die Kenntnis der hauptsächlichsten biblischen Geschichten und das Erlernen und Verstehen jener drei Hauptstücke so wie einiger kurzen Gebetssprüche für genügend erachtet; aber was kostete es uns schon beiderseitig für Mühe, nur dieses Ziel zu erreichen! Wie oft, ach wie sehr oft mußte ich beim Abhören sagen: „O Dina, das ist ja nicht das erste Gebot, (oder was sie etwa sonst unrichtig beantwortet hatte) worauf dann ihr herziges Gesicht mich immer so bittend ansah, wenn sie im demütigsten Tone erwiderte: „Ich hoffe, der liebe Gott nimmt es nicht übel, Missis, ich lerne gar zu schwer!“ Nein sicherlich, nahm Gott der alten Dina ihren Mangel an religiösem Wissen niemals übel, sondern hatte seine Freude an ihr, denn

ein offeneres Herz und einen treueren Willen als sie hat wohl niemand je zu seiner Konfirmation mitgebracht. Was war es für eine frohe Stunde, als meine alte Schülerin endlich für reif erklärt wurde, feierlich in unsere Gemeinde aufgenommen zu werden, und wie ernstlich bereitete sie sich in ihrer einfachen Weise darauf vor! Ich sehe sie noch vor mir in dem nagelneuen schwarzen Kleide, das wir ihr dazu angeschafft hatten, mit großer weißer Schürze und feinem weißen Kopftuch, (so erschien sie seitdem sonntäglich in der Kirche) wie sie mit freudestrahlendem Gesichte ihren Platz vor dem Altare einnahm und so gut sie vermochte der ganzen Feier folgte. „Gott sei Dank, jetzt hat er mich aufgenommen," rief sie nach dem Gottesdienste draußen immer wieder allen denen zu, die sie beglückwünschten, und ich bin fest überzeugt, daß von da bis zu ihrem Tode ihr Leben ein weit glücklicheres wurde, als es je zuvor gewesen, denn es war, als wäre sie nach langer mühseliger Wanderung endlich nach Haus gekommen. Weil von der Wohnung der Groentjes Rosa der Weg bis zu uns für Dinas lahmen Fuß ein zu unebener war, so mieteten wir sie jetzt bei einer braven farbigen Familie gerade gegenüber unserer Missionskirche ein und möblierten das kleine Stübchen, welches sie zu eigen bekam, mit Bett, Schrank, Tisch und Stuhl aus, was für sie, die nie vorher selbst etwas besessen hatte, unerhörter Reichtum war. Sie erhielt auch ihre regelmäßigen Lieferungen an Brot, Kaffee und Zucker, bekam wöchentlich einige Mittagsmahlzeiten ins Haus geschickt und außerdem so viel Kundschaft für Flickarbeit, sowie kleine Beschäftigungen bei der Reinigung unserer Kapelle 2c., daß sie ihre sonstigen bescheidenen Bedürfnisse decken konnte, was sie alles mit fröhlichem Kindersinn annahm als ganz natürliche Folge davon, „daß der liebe Gott sie aufgenommen hatte."

Unsere gute alte Dina gelangte begreiflicherweise nie so weit, daß sie beim Gottesdienste die Predigt hätte recht verstehen können, wie es denn in Missionen wohl bei allen der Fall ist, welche sich erst in späteren Jahren der christlichen Kirche anschließen, und doch war es ihr ein Ehrenpunkt, recht oft zur Predigt zu kommen. Es giebt ja nun ganz verschiedene Meinungen darüber und hat

solche von Anfang der Christenheit her gegeben, ob es ratsam sei, das Gotteshaus mit Bildern zu schmücken oder nicht; aber in dem Falle solcher alten Dinas — und es giebt deren genug — muß man die Frage jedenfalls bejahen, denn wie sollten sie während einer ihnen zum Teil unverständlichen Predigt sonst die Zeit in würdiger Weise hinbringen? Da unsere St. Philippskapelle reich mit Bildern geschmückt war, so pflegte ich meiner guten Alten stets ihren Platz vor irgend einem derselben anzuweisen, indem ich ihr zuflüsterte: „Sehen Sie, dies stellt die Kreuzigung Christi dar, oder die Himmelfahrt unseres Herrn," oder was es sonst war, und dann schaute sie aufmerksam die ganze Zeit das Bild an und machte ihre besondere Andacht darüber. Außerdem aber liebte sie es sehr in die Kinderlehre zu gehen, wo sie sich regelmäßig mitten unter die Kleinsten setzte und ihre Freude daran hatte, daß sie hier alles verstehen, mit antworten und dadurch weiterlernen konnte; die Kinderchen wurden es auch bald ganz gewohnt, daß dies alte Kind, welches an Herz und Gemüt ihnen so sehr glich, allsonntäglich in ihrer Klasse saß, als ob es so sein müßte. Doch die Hauptsache war es von Anfang für Dina geworden, jeden Sonntag am heiligen Abendmahle teilzunehmen, welches bei uns immer schon früh um 7 Uhr gefeiert wurde. Unmittelbar nach der Konfirmation hatte ich sie in der einfachsten Weise darüber zu belehren gesucht und war selbst erstaunt, als sie ihr neues Vorrecht, zum Tische des Herrn zu kommen gleich so hochschätzte, wie kaum ein anderes von den farbigen Christen that. Zufällig hörte ich einmal, daß jemand sie fragte, warum sie denn auch jeden Sonntag kommuniziere, das thue man doch sonst nicht, und da gab sie ganz einfältig die rührende Antwort: „Meine Missis hat mir gesagt, dabei kommt der Heiland zu uns und ruft die armen Menschen, um sie zu speisen und zu segnen; warum sollte ich arme Dina da nicht immer kommen, wenn er so gut ist und auch an mich denkt?"

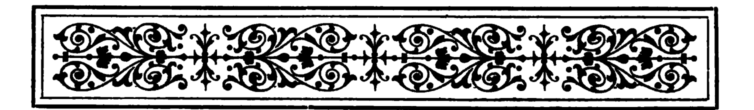
An geselligen Vergnügungen war natürlich das Leben der alten Frau nicht reich, einen Tag im Jahr ausgenommen, wenn das Fest der Sklaven-Emanzipation gefeiert wurde; da ist es seit lange her in der Kapstadt Sitte gewesen, daß diejenigen,

welche selbst noch Sklaven waren, vorher bei allen Gönnern der Farbigen umhergehen, um Gaben für die festliche Begehung des Tages einzusammeln, und wie gern reichte man ihnen dazu, was sie bedurften! Dann luden diese ehemaligen Sklaven ihre Freundschaft und Verwandtschaft auf einen schönen waldigen Platz am Tafelberge ein, und freuten sich vom Morgen bis zum Abend unter Musik und Gesang mit Essen, Trinken und allerlei Kurzweil des Glückes, daß ihr Joch zerbrochen wurde und sie nun freie Menschen waren. Sage man noch so viel, daß manche von ihnen es als Sklaven besser hatten als nach der Freilassung, das mag hier und da in einiger Beziehung wahr sein, aber doch war gewiß keins unter jenen Freigelassenen, das auch bei der Zusicherung des besten äußeren Wohllebens je wieder das Eigentumsrecht an sich selber und die Selbstbestimmung über sein Leben darangegeben hätte. Man muß nur einmal ein solches Jahresfest draußen in Afrika mitgemacht und die Jubellieder, die dabei erschallen, mit angehört haben, dann lernt man mit den Freigelassenen empfinden und kann unter keinen Umständen der Berechtigung, Sklaven zu halten, das Wort reden. — Ja, und einen großen geselligen Freudentag machte unsere Dina außerdem einmal mit, wenn auch nur durch ein Mißverständnis; es war an einem Sonntag nach der Predigt angekündigt worden, daß unser Bischof alle die, welche an dem Werke der Mission mitarbeiteten, (church workers) auf einen bestimmten Tag an einen benachbarten Ort einlud, wo man miteinander sich durch besondere Andachten und Vorträge erbauen und dazwischen gemeinschaftliche Mahlzeiten halten und kirchliche Angelegenheiten besprechen sollte, wie dies von Zeit zu Zeit geschah. Als demgemäß wir alle, d. h. die Geistlichen, die Lehrer und Lehrerinnen der Mission, auf diese Einladung hin uns pünktlich frühmorgens vor dem ersten Gottesdienste in dem bezeichneten Hause jenes Ortes versammelten, erschien plötzlich auch die gute Dina in ihrem netten Sonntagsanzug und erwiderte mit tiefem Knix einem der Herren, der sie etwas verwundert fragte, was sie hier suche: „Bitte, es wurde gesagt, daß alle „church workers“ hier zu erscheinen haben, und ich arbeite ja

auch für die Kirche, denn ich putze jede Woche die Leuchter.“ Natürlich war niemand so unfreundlich, sie über ihren Irrtum aufzuklären, sie wurde lächelnd willkommen geheißen und brachte den ganzen Tag als unseresgleichen in unserem Kreise zu, verstand jedenfalls das wenigste von dem was vorging, aber strahlte vor Freude nicht nur während der ganzen Zusammenkunft, sondern auch später noch, so oft sie davon erzählte, wie die „church workers“, zu denen sie ja auch gehöre, damals einen so schönen Tag miteinander gefeiert hätten. — Sollte die liebe Dina in der besseren Welt, wo sie nun schon lange weilt, vielleicht es wissen, daß ich hier unten im treuen Andenken an sie diese Aufzeichnungen niederschreibe, so bin ich gewiß, daß sie sich gar nicht beleidigt fühlt, wenn ich jetzt zum Schluß auch einer Schwachheit Erwähnung thue, welche eigentlich ganz notwendig ist zur Vervollständigung ihrer Lebensgeschichte. Ach, trotz all der Vortrefflichkeit unserer Dina war es doch keine Sinekure, die Fürsorge für ihr zeitliches Wohlergehen auszuüben, denn von Sparsamkeit, Einteilung oder auch nur irgend einem Gedanken für den morgenden Tog war gar keine Spur bei ihr zu finden, und sie schien in ganz besonderem Maße von der kindlichen Sorglosigkeit und gutmütigen Verschwendungssucht beseelt, die wir mehr oder weniger bei allen Afrikanern, am meisten aber bei denen finden, welche in der Sklaverei aufgewachsen und dadurch nie an eigene Verantwortung für ihr Fortkommen gewöhnt waren. Hatte Dina irgend ein Garderobestück über den notwendigsten Bedarf hinaus, so verschenkte sie es in der ersten großmütigen Aufwallung an eine arme Nachbarin; ein neues Stück Stoff, welcher Art es auch war, das sie hätte für sich selbst verarbeiten sollen, schickte sie regelmäßig einer ihrer Enkeltöchter — die Mädchen mußten doch auch sehen, wie die Großmutter an sie dächte und ihnen Gutes thun möchte! und kamen die Kleinen zu ihr auf Besuch, so hinkte sie mit dem bißchen Geld, was sie gerade zu Haus hatte, zum nächsten Kramladen und verthat alles in Orangen und Zuckerwerk, um den Kinderchen eine Freude zu machen; oder wenn sie gar kein Geld hatte, so teilte sie ihnen ihr Brot oder was

sie sonst eben besaß, aus, so viel nur die Händchen zu fassen vermochten. Dann geschah es, o wie oft, daß Dinas Hausfrau sich an mich wendete mit der Mitteilung, die arme alte Frau habe wieder einmal alles weggegeben und seit gestern nichts zu essen gehabt, oder es fehle ihr sonst an diesem und jenem. Vorstellungen und Ermahnungen versuchte ich vergeblich, sie war schon zu alt, um in dieser Beziehung ganz neue Begriffe und Lebensregeln in sich aufzunehmen; was ich auch sagte, sie sah mich demütig abbittend, wie ein Kind, das man gescholten hat, an und erwiderte: „Liebe Missis, seien Sie nur nicht böse, das Herz ist mir übergelaufen, ich konnte wirklich nicht anders," und böse wurde ich ihr auch niemals, es war eben so ihre Natur, und ärgerte man sich auch ein wenig darüber, so rührte einen doch jedesmal wieder die einfältige, unweltliche Selbstlosigkeit, in welcher sie sich durch böse und gute Tage immer gleich blieb. Ich mußte mich endlich darein schicken, ihr unsere Wohlthaten nur gewissermaßen brockenweise zukommen zu lassen und immerfort wieder nachzusehen, ob sie alles habe was sie brauche. Wie die Vögel unter dem Himmel, wie die Kindlein im Elternhause verließ sie sich dann von einem Tag zum andern nicht nur auf den lieben Gott, der sie „aufgenommen" hatte, sondern auch auf uns Menschen, welche ihr zur Seite standen, that was sie konnte und verschenkte was sie hatte; wie sollte es gehen, wenn alle Menschen so wären! Aber zur alten Dina schien dies zu gehören, und ich hätte sie mir auch eigentlich gar nicht anders denken können; ihr liebes freundliches Bild steht darum doch ungetrübt im Gedächtnis aller derer, welche sie gekannt haben; die gute alte Naaldjes Dina!





XI. Ein kriegsgefangener König.

Es war an einem schönen Oktober-Nachmittag im Jahre 1886, und die Sonne der südlichen Halbkugel begann wieder das von der Regenzeit her noch feuchte Erdreich mit ihrer steigenden Hitze gänzlich auszutrocknen, als ich an einer Bahnstation nicht weit von der Kapstadt ausstieg, um in der Nähe einen Besuch zu machen. Eine halbe Stunde hatte ich zu gehen an Maisfeldern und Viehweiden vorüber, und mein Begleiter war ein schlanker junger Kafir aus einem Kolleg für Eingeborene, welcher die Stelle eines Dolmetschers in der Stadt inne hatte; in meiner Tasche aber hatte ich eine Beglaubigung vom Magistrat, die mir Einlaß verschaffen sollte auf dem stattlichen Gehöfte, dem wir zuschritten.

Wozu denn diese Umstände? Es war eine sehr wichtige Persönlichkeit, welcher mein Besuch galt, Langalibaleele der Fingokönig, der kriegerische Held, welcher viele Jahre den Engländern unendliche Mühe gemacht hatte, denn immer wieder war er in die von ihnen besetzten Grenzländer eingefallen und hatte mit seinen tapferen Kriegern gar manche blutige Schlacht geliefert. Er wollte keine europäische Oberhoheit anerkennen und keinerlei Vertrag schließen, und so groß war sein Ansehen, daß auch kein benachbarter Häuptling das Geringste von seiner Unabhängigkeit darangeben wollte, solange der große Langalibaleele kriegsgerüstet blieb. Als man daher endlich bei einem Gefechte der Person des Königs habhaft wurde, brachte man

ihn als Kriegsgefangenen in die Kapstadt und hielt ihn dann auf einem kleinen Landsitze interniert, wo er nun schon fünfzehn Jahre lebte. Fünfzehn lange Jahre, wie schwer mußten sie dem tapferen Vorkämpfer der afrikanischen Freiheit geworden sein! und doch hatte er bis ins hohe Alter es standhaft verschmäht, durch irgend ein Versprechen oder einen Vertrag seinen Grundsätzen untreu zu werden, um sich die Freiheit zu erkaufen. — Jetzt standen wir an dem weit geöffneten Thore, welches in einen großen, von Spalieren und Hecken umgebenen Hofraum führte; der Platz war von schönen großen Bäumen beschattet, und indem wir ihn durchschritten, näherten wir uns zwei Gebäuden von der Bauart der besseren südafrikanischen Farmhäuser, deren eins mir mein Führer als das Wohnhaus des gefangenen Königs bezeichnete; das andere aber, in das wir zunächst eintraten, war die Wohnung des englischen Beamten, der den Gefangenen überwachte.

Nachdem ich meine Papiere vorgezeigt hatte, war es mir erwünscht, von dem wohlwollenden Custos einige vorläufige Mitteilungen zu erhalten; es freute mich besonders, noch im einzelnen zu erfahren, was ich im ganzen schon vorher wußte, wie ehrenhaft und rücksichtsvoll der alte Fingo-König von den Engländern behandelt wurde. Der Custos erzählte mir, daß er die ganze Verantwortung für Langalibaleeles aus etwa zwölf Personen bestehenden Haushalt habe, und daß nach dem Befehle des Gouverneurs jeder Wunsch des Königs erfüllt werde; sein Amt sei ihm leicht gemacht durch die würdevolle Geduld des alten Mannes und das friedliche, freundliche Wesen seiner Frauen und übrigen Hausgenossen. Auf mein Verlangen gab er mir auch einige Regeln der Etikette an, welche die Besucher des Königs zu beobachten hatten.

Als ich mich danach anschickte das Haus des Beamten zu verlassen, trafen wir vor der Thür seine kleinen Töchter beim Spiele, und unter ihnen war ein wunderliebliches, dunkelbraunes Mädchen von fünf Jahren, barfuß aber sonst europäisch gekleidet und das reinste Englisch sprechend. Sie lief fröhlich lachend dem Herrn entgegen, der sie mir als Namangalise, die

jüngste Tochter des Königs, vorstellte, die in der Gefangenschaft geboren, jetzt als liebe Spielgefährtin der englischen Kinder heranwuchs. Nun aber zu seiner Majestät; der König, offenbar schon von meiner Ankunft unterrichtet, stand mich erwartend unter der Veranda seines Hauses, fast sieben Fuß hoch, eine wahre Hünengestalt. Mir war es fast leid, ihn in einem sehr anständigen, europäischen Anzuge zu sehen; wie prächtig mußte er sich ausnehmen mit der roten Schulterdecke eines Fingo-Königs und im vollen Kriegsschmucke! Mein Dolmetscher, selbst ein Fingo, welcher schon früher hier einen Besuch gemacht hatte, nannte mich dem Gefangenen als „eine weiße Herrin, eine Mutter unter den Kafirs, welche Liebe und Teilnahme für alle traurigen Menschen habe;“ gefiele es dem Könige, den Besuch anzunehmen? — Langalibaleele antwortete, er habe schon von mir gehört und freue sich, mich zu sehen; er könne mich zwar nicht empfangen, wie er bei sich zu Hause thun würde, denn er sei ein Gefangener, aber ich möge in sein Haus eintreten. Der vorderste Raum des Farmhauses, wie gewöhnlich halb Küche halb Wohnzimmer, diente zugleich als Salon; vor dem lustig brennenden Herdfeuer nahm der König auf einem europäischen Stuhle Platz und lud mich ein, mich auf einen andern Stuhl zu seiner Rechten zu setzen. Tala, der Dolmetscher, nahm seinen Sitz auf einem niedrigen Schemel etwas entfernt, und dann erschien der ganze Haushalt des Königs: sein Ratgeber — Premier-Minister, wie wir sagen würden, — der die fünfzehn Jahre treu bei ihm ausgehalten hatte, ein soeben zum Besuche angelangter Freund aus dem Fingoland, mehrere erwachsene Söhne und ein auffallend schöner Knabe, gleichfalls hier geboren; zuletzt traten drei Frauen ein, alle in der ruhigen, anmutigen Haltung und mit dem sanften Gesichtsausdruck, der dem weiblichen Geschlechte der südafrikanischen Rassen eigen ist. Eine war bedeutend älter als die anderen und führte als Inkosikaasi eine Art von Aufsicht im Hause; die jüngste, die Mutter der kleinen Namangalise, war ebenso hübsch als das Kind. Ihre für Europäer gänzlich unaussprechbaren Namen wurden mir genannt, ich habe sie aber

nie behalten können, so oft ich auch später noch meinen Besuch wiederholte; alle drei waren halb europäisch, in verschiedenfarbig geblümten Zitz sehr reinlich gekleidet und trugen Schnüre bunter Glasperlen um den Hals, aber den Kopf unbedeckt, was bei den Fingos nur die Frauen und Töchter aus dem Königshause thun dürfen. Diese Damen setzten sich zur Linken des Königs auf Matten, die den Fußboden bedeckten, nieder, so daß die jüngste, welche nach Fingo-Brauch als Mutter des letztgeborenen Kindes die Favoritin war, neben dem König zu sitzen kam.

Als wir so Platz genommen hatten, blieb alles in tiefem Schweigen und blickte mich an, denn die Kosten der Unterhaltung hat zuerst der Besucher zu tragen; ich fing damit an, mich zu entschuldigen, daß ich nicht wie üblich ein Geschenk mitgebracht hätte, ich hätte mich erst erkundigen wollen, was dem König angenehm sein würde. Er antwortete darauf nach einigem Überlegen, er habe alles was er bedürfe, nur einen einzigen Wunsch könne er mir mitteilen; er hätte so gern ein scharlachrotes Flanellhemd! — Bei meinem nächsten Besuch brachte ich natürlich dieses Kleidungsstück, nach seinem riesigen Maße angefertigt, mit, und es wurde huldvoll angenommen; der König trug es aber nie, sondern hob es sorgfältig auf, um, wie er sagte, seine Unterthanen damit in Erstaunen zu setzen, falls er je seine Freiheit wiedererlangen würde. Ich muß hier auch erwähnen, daß mir bei jedem Besuche für das Geschenk, welches ich mitbrachte, von den Frauen ein Gegengeschenk überreicht wurde, sei es ein sehr geschmackvoll gewundener Strauß von wilden Blumen, ein selbstgefertigtes Binsenkörbchen oder dergleichen. Nach meiner Eingangsrede brachte eine der Frauen, welche überhaupt viel ab und zu gingen, ein großes Blechgefäß mit Kafirbier, das aus einer Art Getreide — wie braune Hirse — bereitet wird; die Favoritin trank zuerst und reichte dann das Gefäß dem Könige, der einen herzhaften Zug that und es mir dann übergab. Ich entschuldigte mich aber höflich, indem ich sagte, daß weiße Frauen so starke Getränke nicht gewöhnt seien, und das Bier ging dann im Kreise herum, bis

der letzte Tropfen ausgetrunken war. Darauf entfernten sich die Söhne, welche die Kühe ihres Vaters zu hüten und zu melken hatten, und es kam eine lebhafte Unterhaltung in Gang, indem wir uns gegenseitig fragten und antworteten; jedoch die Frauen sprachen nach afrikanischer Sitte nicht in Gegenwart der Männer, wenn sie nicht direkt angeredet wurden.

Langalibaleele bewahrte die ganze Zeit eine sehr würdevolle Haltung; er blieb ernst und schweigsam, aber was er sagte, war immer verständig und gemäßigt, und der Premierminister wie der besuchende Freund zeigten sich als lebhafte kluge Männer. Gespräche über den politischen Zustand von Fingo-Land mußten vermieden werden, wir kamen also zunächst auf die jetzigen Verhältnisse des Königs zu sprechen; er hatte in nichts über die Behandlung, welche er erfuhr, zu klagen und erkannte an, wie edel und freundlich man mit ihm verfuhr, auch erzählte er mir, daß sogar wöchentlich zweimal ein englischer Arzt ihn besuche, um nach seinem Befinden zu fragen. „Aber nichts kann mir die Freiheit ersetzen," sagte er, „und ich sehne mich Tag und Nacht nach meinem Lande und Volke zurück. Fünfzehn Jahre habe ich niemals diesen Hof und Garten verlassen; das Thor steht offen, aber ich gehe nie hinaus." — „Doch Sie dürfen spazieren gehen, wenn Sie wollen," erwiderte ich, „und Sie könnten auch mit Ihrem Custos in der Gegend umherreiten; wäre es nicht für ihre Gesundheit besser, wenn Sie von dieser Freiheit Gebrauch machten?" Er sah mich darauf mit ernstem Blick an und sagte: „Ich bin ein Gefangener, und ein gefangener König zeigt sich nicht den Blicken der Neugierigen im feindlichen Lande." Indes kam die Kleine hereingelaufen und lehnte sich an ihres Vaters Knie, der sie freundlich liebkoste. „Dies Kind wird nie richtig die Sprache der Fingos lernen, die Sprache ihres Volkes," sagte er, „sie hat Sprache und Sitten angenommen von den Engländern, den Holländern und den Amaxosi, die hier im Orte wohnen; vielleicht schicke ich sie bald nach Hause, sonst wird sie nie ein wirkliches Fingo-Mädchen." — „Wie viele Kinder haben Sie eigentlich?" fragte ich jetzt. „Etwa hundert im ganzen," er-

widerte er (hundert ist im Munde eines Kafirs nicht wörtlich zu nehmen). „Mehr Söhne oder mehr Töchter?“ fragte ich weiter. „Natürlich hundert Söhne,“ rief der König, „wer spricht von Töchtern! können sie fechten, wenn ein Feind uns angreift?“ Dennoch schien die kleine Namangalise ein bevorzugter Liebling des Königs zu sein.

Da ich bemerkte, daß der alte Mann als Zeichen seiner königlichen Würde außerordentlich lange Fingernägel trug, so daß er nur mit besonderer Vorsicht irgend welche Gegenstände anrühren konnte, so erkundigte ich mich ehrerbietigst, wie es ihm möglich gewesen sei, mit diesen königlichen Händen Speer und Keule zu führen; da richtete der alte Löwe sich hoch auf: „Ich habe nie selbst gekämpft, ich habe zu Pferd gesessen und das Zeichen zum Angriff gegeben, — dann bin ich in die Schlacht geritten, und meine Waffenträger zu beiden Seiten haben mich mit ihren Schilden gedeckt und in meinem Namen Speere geworfen.“

Als wir uns so schon längere Zeit unterhalten hatten, bot sich eine Gelegenheit, bei welcher Langalibaleele einigen Scharfsinn aufwenden mußte, um weder die Ordnung seines Hauses noch die Höflichkeit gegen mich zu verletzen; die Frauen, welche sich indes sehr viel herum bewegt, hatten jetzt ein Mahl bereit, und ich merkte, daß sie den Hausherrn fragten, wo und wann ich bedient werden sollte. Bei den Kafirs essen nämlich nirgends die Weiber zugleich mit den Männern, sondern erst nachher, und dies schien doch dem König für eine weiße Dame nicht passend zu sein, weshalb er nach einigem Nachdenken seine besonderen Anordnungen traf. Die Frauen baten mich darauf, ihnen in ein anderes Zimmer zu folgen, wo sie mir eine Tasse Thee mit gebratenem Fleisch und Brot auf einem blank gescheuerten Tische vorsetzten, während in dem ersten Gemache die Männer speisten. Die drei Königsgemahlinnen blieben auch bei mir, setzten sich auf den Boden nieder und unterhielten mich in gebrochenem Englisch; ach, wie tauten sie jetzt auf! Des Plauderns, Lachens und Erzählens war kein Ende, und ich erfuhr von ihnen, daß Langalibaleele fünfzig Frauen hatte,

(die Inkosikaasi hob fünfmal beide Hände empor und bewegte die Finger, um mir diese Zahl klar zu machen) aber hier konnte er nur drei haben; er hatte schon mehrmals mit ihnen gewechselt, seit er gefangen war. Auch von seinen Söhnen ließ er bald diese, bald jene zu sich kommen; die schöne, junge Frau war schon als Kind mit ihm verlobt und als sie erwachsen war, ihm hierher nachgeschickt worden, hier wurde auch die Vermählung gefeiert. „Eine große Hochzeit hatte ich freilich nicht,“ lachte sie, „aber ich bin zufrieden; der König ist ein guter Mann und er ist sehr freundlich gegen uns alle.“ — Ich bewunderte darauf die künstliche Frisur der Frauen, deren Wollhaar nicht wie bei andern Afrikanerinnen als eine filzige Masse den Kopf bedeckte, sondern in ganz kleine Locken, wie Raupen, ausgezogen war. Sogar das Köpfchen des kleinen fünfjährigen Mädchens war schon in dieser Weise geschmückt; dies war das Zeichen der königlichen Würde bei dem weiblichen Geschlecht, und es kostete jedenfalls viel Mühe, sich so zu frisieren. Meine Wirtinnen sagten mir wenigstens, sie müßten alle Tage ihr Haar erst waschen, dann trocknen und mit Öl einreiben, worauf mit einem kleinen Elfenbeinstabe alle diese Löckchen gedreht würden, was mehrere Stunden in Anspruch nähme. Als ich die Fingofrauen fragte, ob sie sich hier unter uns glücklich fühlten, bejahten sie fröhlich; die Wunder der europäischen Kultur, welche sie bei ihren häufigen Besuchen in der Kapstadt in Begleitung des Premierministers oder der Söhne des Königs kennen lernten, schien ihnen viel Vergnügen zu machen.

Endlich war mein Mahl beendet, und sie zeigten mir jetzt ihre Zimmer, welche nach unsern Begriffen sehr einfach, nach denen dieser Afrikanerinnen aber prächtig ausgestattet waren; auf den europäischen Betten lagen überall die geschnitzten hölzernen Kopfkissen der Fingos. Auch ihre Truhen öffneten sie, um mir ihre Vorräte an europäischer Kleidung zu zeigen; der englische Master, so erzählten sie, gab ihnen so viel wie sie verlangten und ließ sie die Muster der Stoffe selbst aussuchen. Er wünschte, daß sie sich schön kleideten, damit die Besucher

sähen, der König und sein Haus würden gut versorgt; aber sie — ja, sie waren schlau und packten alle ihre schönsten Kleider ein für die Rückkehr nach Fingo-Land, und hier trugen sie die schlechtesten! — Ich bat die Frauen dann, mir auch ihren heimatlichen Putz zu zeigen, aber unendliches Gelächter war die Antwort; „nein, nein, das geht nicht, die Dame würde über uns lachen und die Sachen häßlich finden!“

Als wir zum König zurückgerufen wurden, schlug die ausgelassene Heiterkeit meiner Wirtinnen plötzlich wieder in das stille sanfte Wesen um, das in Gegenwart von Männern bei den Frauen der Kafirs Regel ist; aber nun kam der Hauptmoment meines Besuches, denn ich fragte den König, ob es ihm gefalle, daß ich ihm etwas von Gott sage und wie wir Weiße ihn erkennen und anbeten. Er erwiderte, er habe das von mir erwartet und er höre gern von diesen Dingen reden; er wisse noch wenig davon, denn in seinem Lande kenne man Gott nicht, und hier habe ihm nur gelegentlich ein Besucher etwas von ihm erzählt. „Aber,“ fuhr er fort, „es schickt sich nicht, daß wir hier in diesem Raume, wo wir gegessen und getrunken haben, von so großen und wichtigen Dingen sagen hören; der englische Herr überläßt mir immer sein Schreibzimmer, um besondere Angelegenheiten zu besprechen.“ — Da der Custos auch heute sofort auf diesen Gedanken einging, begaben wir uns alle in das besagte Zimmer des Nachbarhauses, wo wir in der vorherigen Ordnung Platz nahmen, die ganze Familie auf dem Boden sitzend und nur der König und ich auf Stühlen, obgleich deren genug für alle vorhanden gewesen wären. Was ich nun an jenem Tage sowie auch bei späteren Gelegenheiten zu Langalibaleele und seinem Hausstande von göttlichen Dingen redete, war sehr einfach, ohne viele menschliche Zusätze und irgend welches Drängen und Zureden; ich habe überhaupt immer gemeint, ein Missionar solle weiter nichts thun, als den Namen Gottes bekannt machen, seine großen Thaten verkündigen und ihm selbst das Weitere überlassen. Aber die Augenblicke, die ich jetzt und nachher in dieser Weise mit der kriegsgefangenen Königsfamilie zubrachte, sind mir eine liebe Erinnerung ge-

blieben. Die jüngeren Leute hörten mit offenbarer Aufmerksamkeit zu und fragten und antworteten zuweilen in sehr intelligenter Weise; Langalibaleele selbst war wohl schon zu alt und durch seinen langen Kummer zu sehr abgestumpft, um noch ganz neue Gedanken in sich aufnehmen zu können, aber er lauschte immer geduldig in schweigender Ehrerbietung auf das, was ich vorbrachte und neigte tief sein ergrauendes Haupt, wenn ich zum Schlusse ein kurzes Gebet sprach. — An jenem ersten Nachmittag fragte er mich, als ich geendet hatte, wie doch Gott, wenn er so gut und allmächtig sei, das große Unrecht zulassen könne, daß er, der König, so lange von seinen Feinden gefangen gehalten werde; er habe doch nichts gethan, als für die Freiheit seines Landes zu kämpfen. Ach, du armer alter Fingokönig, wie viele haben schon vor dir so gefragt und wie viele werden noch nach dir dieses Warum aussprechen! doch erklärte ich ihm, daß jeder Mensch seinen freien Willen habe, Gutes oder Böses zu thun, andern wohlzuthun oder Übles zu erweisen; daß aber Gott erzürnt sei über das Böse, welches geschehe und Mitleid habe mit denen, die darunter leiden. — „Kann denn Gott mir jetzt nicht aus diesem Leiden helfen?“ — „Ja gewiß, er kann, und ich hoffe, er *wird* Ihnen noch helfen, daß Sie frei werden. Ich will von heute an ihn bitten, daß er das Herz der englischen Königin für Ihre Freilassung stimme; bitten auch Sie Gott darum.“ — Er antwortete mir darauf, er sei nicht gewohnt, mit Gott zu reden, er wolle sich lieber dabei auf mich verlassen; aber er wolle an alles denken, was ich gesagt habe und auf Gottes Hülfe warten und hoffen.

Als ich mich später mit meinem Dolmetscher zur Heimkehr anschickte, begleiteten mich die drei Frauen Hand in Hand bis in die Nähe der Bahnstation; auf dem Rückwege wollten sie noch zum See hinunter, um Binsen zu schneiden, welche sie zum Korbflechten brauchten. Die Einwohner kauften gern ihre Körbchen, so sagten sie, und es wäre so angenehm, etwas Geld zu haben, um in der Kapstadt in einen der schönen großen Läden zu gehen und selbst etwas kaufen zu können, Schmucksachen oder Süßigkeiten oder was sonst ihr Herz begehrte. Als

wir schon im Eisenbahnzuge saßen, hörten wir noch von fern ihre fröhlich plaudernden Stimmen, denn sie schienen auf dem schwesterlich freundlichsten Fuße miteinander zu stehen; der Custos hatte uns auch erzählt, er habe noch nie einen Streit zwischen Langalibaleeles Weibern erlebt.

Während der nächsten sechs oder sieben Monate wiederholte ich meine Besuche bei dem interessanten Kriegsgefangenen, und er schien mich immer gern zu sehen, obgleich seine ernste Zurückhaltung sich niemals änderte. Mit seinen Hausgenossen wurde ich immer besser bekannt; die Kleine wollte stets auf meinem Schoße sitzen, und der alte König sagte mir einmal die Artigkeit, ich müsse ein sehr gutes — sehr „weißes", sagte er — Herz haben, sonst würde das Kind nicht zu mir gehen; Namangalise sei so klug, daß sie sofort jemandes Charakter erkenne. Inwieweit die Kuchen und Bonbons, welche ich dem Kinde jedesmal mitbrachte, dessen Gabe der Menschenkenntnis erweckten, lasse ich dahingestellt.

Über die Möglichkeit der Freilassung des Königs sprachen wir noch zuweilen, indem ich ihn immer wieder auf den allmächtigen Helfer verwies, und in mir wurde diese Hoffnung mit der Zeit immer gewisser, da das Jubiläum der Königin von England sich nahte, zu welchem — wie das Gerücht besagte — die meisten politischen Gefangenen in Freiheit gesetzt werden sollten. Langalibaleele war ja nun zu alt, um ein Heer in die Schlacht führen zu können, sein Nachfolger in der Regierung hatte längst die englische Oberhoheit anerkannt, und die übrigen Fingo-Häuptlinge hatten sich in Frieden mit den Verhältnissen auseinander gesetzt, deshalb konnte man für Langalibaleele auf Hülfe hoffen, und wie freute ich mich darauf, den tapferen, alten Helden wieder in der Freiheit zu sehen! — Ein sehr merkwürdiger Zwischenfall ist mir noch aus dieser Zeit erinnerlich; im Februar 1887 (zu dieser Jahreszeit sind meist die Trockenheit und Hitze am Kap überaus lästig) sagte mir einst der König, er sei ein berühmter Regenmacher, und es sei ihm nie mißlungen, wenn er zum Heile seines Landes und

Volkes die Regenwolken heraufbeschworen habe; er glaubte offenbar selber ganz fest an seine Kunst. Aber als ich darauf sagte: „Wenn Sie das können, so bitte ich Sie, heute ein wenig Regen für uns zu machen, denn unsere Gärten verdorren und wir sind alle fast krank vor Hitze,“ erwiderte er schnell: „Nein, das werde ich nicht thun; einem Lande, in dem man ungerechterweise gefangen gehalten wird, wendet man einen solchen Segen nicht zu.“ Als aber im Mai die Regenzeit mit schweren Güssen eingetreten war, hatte man Langalibaleele schon seine bevorstehende Freilassung angekündigt, und er schickte seinen Rat zu mir mit der Botschaft, jetzt könne ich sehen, welchen herrlichen Regen er gemacht habe, sobald er die Mitteilung des Gouverneurs erhalten.

Es war allgemeine Freude unter uns, die wir so herzliche Teilnahme für den alten König hatten, und wievielmehr noch in seinem eigenen Hause! Da ich Langalibaleele das letztemal besuchte, erschien er mir noch einen halben Fuß größer als gewöhnlich, und obgleich er seine ruhige Würde auch jetzt nicht verleugnete, so leuchtete doch das helle Glück aus seinen Augen. Beim Abschied sagte er mir: „Ich verdanke meine Freilassung Ihren Gebeten; Sie haben den allmächtigen Gott, der alle Dinge regiert, für mich angerufen, und er hat das Herz der Königin von England bewegt, ich werde deshalb in Fingo-Land allen meinen Leuten befehlen, daß sie von jetzt an in jeder Not Gott um Hülfe bitten sollen.“ Bald nach dem Jubiläum las man in den südafrikanischen Zeitungen, wie König Langalibaleele mit seinem Gefolge auf einem englischen Dampfer mit Ehrengeleite nach seiner Heimat abgereist war. Obgleich die politischen Verhältnisse in Fingo-Land nun bleiben mußten, wie sie diese fünfzehn Jahre gewesen waren, so erhielt er doch als Eigentum ein Landgebiet so groß wie ein kleines deutsches Fürstentum, wo er seine große Familie, seine alten Freunde und Diener um sich haben und in Frieden und Wohlstand seine Tage beschließen konnte. Zwei Jahre später wurde die Nachricht bekannt ge-

macht, daß der alte Fingoheld zu seinen Vätern versammelt worden sei, und bald darauf ließen mir die drei Frauen, welche ich kannte, auch der alte Rat und die Söhne des Königs, die bei ihm gewesen waren als ich ihn besuchte, sagen, daß sie sich vor kurzem für einige Zeit auf eine Missionsstation in ihrer Nähe begeben hätten, um sich dort zur christlichen Taufe vorzubereiten.





XII. Half cast.

In allen Hafenstädten von Süd-Afrika kommt natürlich eine unendliche Zahl verschiedener Nationalitäten zusammen, welche man zum Teil erst nach längerem Dortsein voneinander unterscheiden kann, und das Summen der vielen Dialekte, welche einem ins Ohr fallen, wenn man durch die Straßen geht, erinnert an die Geschichte von der babylonischen Sprachenverwirrung. In der Kapstadt, wo sich die Dampfer verschiedener Weltteile kreuzen, tritt dies vielleicht am allermeisten hervor; gar nicht zu reden von den Europäern aus aller Herren Ländern, die um jedes möglichen Zweckes willen für längere oder kürzere Zeit sich dort aufhalten, — fast aus allen Weltteilen sind Repräsentanten dort zu finden, von jeder denkbaren Hautfarbe, Sprache und Eigentümlichkeit. Außer dem stereotypen „cape boy" *) mit mehr oder weniger gefärbter Haut und schwarzen krausen Haaren sieht man bei jeder öffentlichen Arbeit die langen, schlanken Gestalten mit den eigentümlichen Gesichtszügen der Kafirs, welche sich außerdem durch ihre volltönende Sprache mit gelegentlichen Schnalzlauten kennzeichnen; die zahlreiche Be-

[1]) Die „cape boys", welche jetzt sozusagen ein ganz besonderes Volk bilden, stammen ursprünglich ja auch aus der Vermischung der ersten Ansiedler mit den Eingebornen, haben sich aber schon seit langer Zeit nur in der eigenen Rasse vermehrt, so daß dadurch nun ihr Typus als ein eigener feststeht.

völkerung der Malayen, die Männer mit roter Kopfbedeckung und die Frauen in auffallender, bunter Tracht, holländisch oder englisch sprechend, aber entschieden die indische Abstammung in den großen, dunklen Augen und feingeschnittenen Zügen verratend, dazwischen ein amerikanischer Neger oder ein gelblicher Hottentott mit wolligem Haar, — alles wogt durcheinander, jeden Augenblick ein anderes Bild! Überdies begegnen uns Koolies, kleine zierliche Männer, auch aus Indien stammend, aber durchaus nicht mit den Malayen zu verwechseln, in langen, grauen Gehröcken mit weißen Pluderhosen und goldgestickten Käppchen auf dem Kopfe, welche mit Seidenstoffen, Stickereien und anderen indischen Waren, die sie in viereckigen Päcken auf dem Rücken tragen, als Händler an allen besseren Häusern anklopfen. Kafirfrauen, in scharlachrote Decken drapiert und von halbnackten Kinderchen begleitet, treffen wir mehr in den Vororten, und in großen Bündeln auf dem Kopfe schleppen sie ihr ganzes Hab und Gut mit sich herum, wenn sie ihren Männern nachziehen, welche an irgend einem Platze der Stadt eine neue Beschäftigung angenommen haben. Am Markt, wo sich Menschen, Karren und Vieh zu gewissen Stunden schrecklich durcheinander drängen, stehen öfters auch tiefschwarze Suahelis aus Sansibar mit weißen Kaftanen bekleidet, welche, wahrscheinlich nach Westindien gehend, die paar Tage während der Dampfer bei der Bai rastet, sich den fremden Ort auch etwas ansehen wollen. Arabische Handelsleute sind ebenfalls dort zu finden, die für ihre wundervollen Pferde einen Käufer suchen, welcher sie dann wieder den Großen des Landes anbietet; zuweilen begegnet uns dort auch einmal mit einer Straußenherde, die eben verhandelt worden ist, ein Treiber von uns gänzlich unbekannter Rasse, welcher vorsichtig, ganz vorsichtig, denn seine Pfleglinge haben ein kitzliches Temperament, diese Riesenvögel zur Stadt hinausdirigiert, um sie nach der ihnen bestimmten Farm zu bringen. Ist es gerade Freitag, so kommen vielleicht auch in den Straßen, welche zu den verschiedenen Gebetshäusern der Mohammedaner führen, deren Priester und Hadschis an uns vorüber in weißen Turbanen und prachtvollen orientalischen

Gewändern; auch kann man je nach der Jahreszeit unterwegs allerlei Konzerte hören, welche emancipierte Sklaven aus Süd-Amerika, ursprünglich ja auch von afrikanischer Abstammung, zum Besten einer ihrer Schulen oder Wohlthätigkeitsanstalten geben: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“ — Aber ein großes Kontingent der ständigen Einwohnerschaft von Süd-Afrika, wie von allen südlichen Weltteilen, obgleich es in keine der vorgenannten Kategorien gehört, können wir doch auch nicht übersehen, denn ihre Zahl ist Legion, wo immer die Europäer sich in fremden Ländern niedergelassen haben. Ich meine die Mischlinge, welche aus den neueren Verbindungen von Farbigen und Weißen geboren werden und welche man in Indien Eurasier, in Amerika aber Mulatten, Mestizen oder Quadronen nennt; in Afrika jedoch gebraucht man für alle diese Leute die englische Benennung „half cast“ und auf holländisch „halw zwart“, und diese Worte werden fast immer mit Geringschätzung ausgesprochen.

Wo eine neue Kolonisation beginnt, gehen natürlich die Männer voraus, und wollen sie Frauen haben, so müssen sie dieselben unter den Eingeborenen suchen; die Kinder, welche infolge davon geboren werden, sind dann Mischlinge ersten Grades, und verheiraten sich diese später wieder mit Weißen oder auch mit Schwarzen, je nachdem die Verhältnisse es mit sich bringen, so entstehen dadurch im Laufe der Zeit unendliche Variationen, nicht nur von Hautfarbe, Haar und Gesichtszügen, sondern auch von Charakter und Gemütsanlage. Durch ein seltsames Naturspiel sind zuweilen die Kinder desselben Elternpaares eines von dunkler, das andere von heller Farbe, oder in einer Familie, welche schon durch mehrere Generationen nur noch Ehen mit Weißen geschlossen hat, erscheint plötzlich wieder ein Kleines, das eine bedenkliche Ähnlichkeit mit dem schwarzen Urgroßvater an sich trägt, und das arme Kind wird dann bemitleidet und fühlt sich zurückgesetzt wegen seines Kolorits, zu dem es doch im dunklen Welt-

teil ein volles Recht hätte. Es ist aber nun einmal so, die Weißen sind jetzt die Herren des Landes und sind außerdem die Reichen und die Gebildeten, während die Farbigen die Untergebenen, die Arbeiter und zum großen Teil auch die Besitzlosen sind, und die Kolonisten nehmen allermeist gar kein philanthropisches oder kulturgeschichtliches Interesse an den Eingeborenen, sondern betrachten sie als eine untergeordnete Rasse, welche nur zu ihrem Dienst und Nutzen vorhanden ist und mit der sie gesellschaftlich nichts zu thun haben können. Seltsam, daß diese Verachtung der Farbigen in Afrika eher zunimmt als abnimmt; in den englischen Kolonien sollen zwar vor dem Gesetz alle gleich sein, aber im Leben bleiben sie geschieden, und zeigt sich auch nur noch eine schwache Spur von „Niggerblut“ an einem Mischling, vierter oder fünfter Generation vielleicht, so wird er nur in den seltensten Fällen in das Haus eines Weißen zu Tisch eingeladen werden oder mit einer besseren europäischen Familie auf dem Fuße des Besuchs und Gegenbesuchs stehen, die Häuser der Missionare natürlich ausgenommen. Er gehört weder zu den Schwarzen noch zu den Weißen, mit ersteren will er keine Gemeinschaft haben, und die letzteren wollen ihn nicht als ihresgleichen anerkennen.

Es werden auch in jetziger Zeit, wo man meinen sollte, es gäbe fast genug weiße Mädchen in Süd-Afrika, noch recht häufig gemischte Ehen dort geschlossen; zwar daß ein farbiger Mann eine weiße Frau heiratet, kommt äußerst selten vor, aber Ehen zwischen weißen Männern und farbigen Frauen sind in großer Anzahl zu finden. Entweder sind die Einnahmen des Mannes nicht groß genug, um den Ansprüchen einer Frau von europäischer Abkunft zu genügen, denn eine solche kann oder will in dem südlichen Klima meist nicht tüchtig arbeiten und zieht es vor, sogar die leichte Hausarbeit durch „Niggers“ thun zu lassen; oder er ist in guten Verhältnissen, findet es aber bequemer, mit einer Person verheiratet zu sein, welche sein Haus gut in Ordnung hält und ihm, wenn er sie freundlich behandelt, dankbar und zugethan ist, aber ihm für seine geselligen Beziehungen außer dem Hause völlige Freiheit läßt.

Solche Ehen sind dann in ihrer Art oft gar nicht unglücklich, denn die Frau setzt ihre Ehre darein, ihrem Eheherrn, den sie als hoch über sich stehend betrachtet, in aller Treue zu dienen und ganz seinem Hause und seinen Kindern zu leben; mit ihm auszugehen oder von seinen Bekannten Besuche zu erwarten, fällt ihr gar nicht ein, und kommt einer seiner Freunde zu Gast, so bleibt sie draußen in der Küche. Ist es wirklich eine rechtmäßig geschlossene Ehe — was freilich nicht immer der Fall ist — so hört man nicht allzu oft davon, daß dieselbe wieder aufgelöst wird, und Mann und Frau sind recht häufig bis an ihr Ende miteinander zufrieden, aber die armen Kinder! in ihnen streitet sich das gemischte Blut ihr Leben lang, und sie wissen nicht, wie und wo sie in der Welt ihren Platz finden sollen.

Vor längeren Jahren kam ein englischer Earl nach der Kapstadt und ließ sich in der schönen Villa eines Vorortes nieder; er war Witwer, wie ich glaube kinderlos, konnte das Klima seines Vaterlandes nicht mehr vertragen und wollte nun im Süden seiner Gesundheit leben. Da er sich aber zu einsam fühlte, jedoch die Last eines standesgemäßen Haushalts und geselliger Verpflichtungen sich nicht aufbürden wollte, ließ er sich mit einer Madagassin, welche seinen Haushalt versah, trauen, und sie gebar ihm in den nächsten Jahren drei Kinder. Lady S., so hieß sie ja nun, wohnte in einem hübschen kleinen Gartenhause, hielt zwei Dienstboten und eine farbige Lehrerin für ihre Kinder, fuhr täglich spazieren und hatte die Fülle von allem, was sie sich je hätte wünschen können; sie war auch eine Person von sehr anständigem Benehmen und freundlichem Charakter, die bei jeder Wohlthätigkeitssammlung mit Erfolg angegangen wurde, und war, soviel man wußte, in ihrer Art glücklich, aber ihr Mann hatte für sich noch ein anderes Haus, fünf Minuten von dem ihren entfernt, wo er Besuche empfing und kleine Herrengesellschaften gab; zu seiner schwarzen Frau ging er täglich und sorgte auf das treulichste für sie, auch indem er bedeutende Summen zum einstigen Erbteil der Kinder zurücklegte. Als nun der alte Earl starb, waren die Kinder noch

minderjährig, und es gab einen langen Prozeß, bei dem die scharfsinnigsten Advokaten zweier Weltteile darüber stritten, ob der entschieden farbige Sohn des Verstorbenen — alle Kinder glichen mehr der Mutter als dem Vater — die englischen Titel und Besitztümer erben könnte. Durch den Einfluß der vornehmen Familie, welche durchaus keinen „Nigger“ in ihrer hocharistokratischen Mitte dulden wollte, wurde endlich die Frage gegen den jungen Mann entschieden, was gewiß auch für sein Wohl das Beste war. Mit dem beträchtlichen Vermögen, das ihm zufiel, studiert er jetzt, nachdem er ein Kolleg in der Kapstadt absolviert hat, in Amerika die medizinischen Wissenschaften und wird dort, wo schon mancher schwarze Doktor praktiziert, auch wohl seinen Lebensweg finden; die Mädchen aber sind im Begriff, trotz ihres Titels achtbare Farmer zu heiraten, denen ihre Mitgift zu gute kommen wird. Hier lagen keine unübersteiglichen Schwierigkeiten vor, weil eben überall durch Geld alle Verhältnisse leichter geordnet werden, aber für die mittellosen Mischlinge ist es nicht so leicht; zwar wenn ihre Haut noch ziemlich dunkel ist, nun, dann gehen sie eben mit der Menge der anderen Farbigen, dienen und arbeiten wie diese und berühmen sich höchstens gelegentlich des stolzen Bewußtseins, daß sie einen Weißen zum Vater oder Großvater gehabt haben. Je heller sie aber sind, vielleicht bis zu dem Grade, daß ein Ausländer ihnen kaum ihre afrikanische Abstammung noch ansehen könnte, — desto peinlicher wird ihre Lage. Mischlinge von Europäern und Afrikanern zweiten oder dritten Grades sind oft sehr begabte Leute, zum Teil auch überaus wohlgestaltet; besonders unter den Mädchen findet man viele auffallende Schönheiten, dem italienischen Typus ähnlich. Was soll nun aus solchen jungen Leuten werden, wenn sie herangewachsen und ohne Vermögen sind? Der weiße Elternteil hat in vielen Fällen solchen Kindern eine gute Erziehung geben lassen, und diese fühlen sich dadurch desto mehr über den „Niggers“ stehend und wollen in keiner Weise als verwandt mit diesen angesehen werden; deshalb können sie sich auch nicht entschließen, Dienstleute und

Mägde zu werden, denn die Weißen thun das auch nicht, und sie **sind** ja beinahe weiß. Doch ist der junge Mann noch so gut ausgebildet und hat etwa die erste Nummer bei der Maturitätsprüfung bekommen, — die Universität der Kapstadt läßt ihn nicht als Student zu, Beamter darf er auch nicht werden, nicht einmal eine Stellung als Lehrer steht für ihn offen, außer an den Missionsschulen für farbige Kinder, wo natürlich der Gehalt niemals bedeutend sein kann; auch kein Geschäft würde einen Kommis anstellen, dessen Haut noch die leiseste Spur von Farbe zeigt, denn thäte man es, so würde ein großer Teil der Kunden wegbleiben. Ausgenommen solche Anstellung bei den Missionen, für welche denn doch nicht jeder Gabe oder Neigung hat, haben die Mischlinge keinen Anspruch auf einen Beruf mit geistiger Arbeit. Im Fuhrwesen, als Briefträger, als Kellner und als Handwerker findet man sie häufig, aber auch da werden sie bei gleicher Leistung stets geringer bezahlt als die Weißen und erringen keine Selbständigkeit, da unter Tausenden von afrikanischer Abstammung nicht einer geschäftliche Talente hat. Was Wunder, daß es unter diesen Leuten viele Unzufriedene, mit sich und allen bestehenden Verhältnissen Zerfallene giebt, die sich durch ein zügelloses Leben gewissermaßen an der Mitwelt rächen, welche sie so ungerechterweise entgelten läßt, was doch nicht ihre Schuld ist! Davon wissen die Gerichtshöfe und Strafanstalten der Kolonien zu sagen; auch manche Existenz, die unter anderen Umständen eine reiche Zukunft hätte und gedeihliche Frucht für sich und andere ausreifen würde, hat schon, von Schwermut umnachtet, durch Selbstmord geendet — er war eben nur ein Mischling. — Das weibliche Geschlecht ist aber noch viel schlimmer daran als das männliche; denn mögen die half cast-Mädchen in einem der Klosterpensionate oder Schwesternhäuser, wo man sie nicht als Halbfarbige zurückweist, noch so fein erzogen worden sein, mögen sie an Liebreiz und Anmut alle Töchter der Europäer übertreffen und mag ihr Ruf noch so tadellos sein; wenn sie auch nur noch durch eine leise Spur die Tropfen farbigen Blutes verraten, die in ihren Adern rollen, wenn nur die Haut ein wenig

zu brünett ist, und die Halbmonde an den Nägeln bläulich sind statt weiß, und die Wimpern und Augenbrauen etwas tiefer schwarz als bei Europäerinnen — so haben sie gar kein Recht an den Umgang derer, die von reiner Rasse sind. Die armen Kinder pudern sich so viel sie können, kleiden sich so elegant als möglich, es hilft alles nichts, denn die gute Gesellschaft nimmt sie nicht auf. Freilich, die Männerwelt bewundert diese südlichen Schönheiten nur allzusehr, und zu leichtfertigem Umgang sind sie den Herren stets willkommen; so gehen sie zu Tausenden ins Verderben, füllen die schlechten Häuser der Kolonie und werden von gewissenlosen Agenten in die Weltstädte von Europa verhandelt, während doch manche eines besseren Loses würdig gewesen wäre. Eine gute Heirat zu machen ist für diese beinahe weißen Mädchen auch nicht leicht, denn sie wollen von dem Mann als ebenbürtig angesehen werden, und das thut nur selten ein Ehemann von europäischer Abkunft; die allermeisten unter ihnen würden aber lieber sterben, als einem Manne von dunklerer Färbung angehören, und sie finden nicht immer jemand genau von ihrem Grade, der auch von gleicher Bildung ist und ihnen ein passendes Lebenslos bieten kann. So kommt es, daß man selbst in Süd-Afrika, wo doch immerhin noch eine gewisse Überzahl an Männern ist, häufig solche Mädchen mit den letzten Spuren farbigen Blutes findet, welche, in großer Zurückgezogenheit ein ehrenhaftes und anständiges Leben führend, es vorziehen, unverheiratet zu bleiben. Als Missions-Schullehrerinnen, als Näherinnen oder Putzmacherinnen, Haushälterinnen &c. bringen sie sich durch wie sie können, wenn sie kein Vermögen haben; aber ich glaube, es ist keine, welche nicht mit tiefer Bitterkeit das Drückende ihrer Lebensstellung empfindet.

Ausnahmen von der Regel giebt es natürlich auch, wo durch besondere Charakterstärke und geistige Bedeutung ein Mischlings-Mädchen sich über ihre Verhältnisse zu erheben fähig ist. Ich stand eine Reihe von Jahren in sehr freundlichem Umgang mit Miß Adeline Mackerill (so will ich sie nennen), welche hiervon ein interessantes Beispiel darstellt; ihre Mutter,

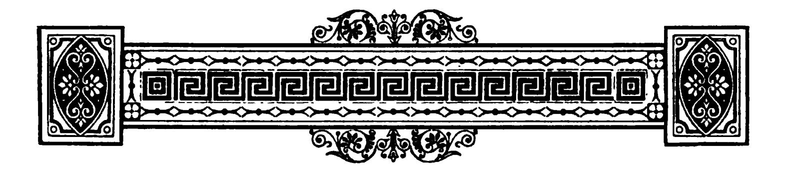
die Tochter einer schottischen Kolonistenfamilie, hatte leichtsinnigerweise gegen den Willen ihrer Eltern einen einigermaßen gebildeten Farbigen geheiratet, der sie aber bald darauf verließ und irgendwo zu Grunde ging. Nach der Geburt ihres Kindes, welches natürlich von bräunlicher Farbe war, raffte die Mutter sich auf und fing mit einem älteren, unverheirateten Bruder zusammen ein kleines Kramgeschäft an, wo sie sich durch Fleiß und Sparsamkeit nicht nur ehrlich durchbrachte, sondern auch mit der Zeit etwas Vermögen erwarb. Ihre Tochter, welche sehr hübsch und begabt war, suchte sie auf das allerbeste zu erziehen, und nachdem dieselbe in der Schule der weißen Nonnen, wo alle Arten von Schülerinnen Zutritt hatten, aus der obersten Klasse entlassen war, überließ sie dieselbe für ein Jahr einer englischen Dame, die zu einer Reise nach Europa eine Gesellschafterin brauchte. Auf diese Weise sah Adeline ein gutes Stück von der Welt, hielt sich längere Zeit in London, Paris und Berlin auf und war, als sie mit achtzehn Jahren zu ihrer Mutter zurückkehrte, jedenfalls feiner im Benehmen und geistig gebildeter, als die meisten jungen Damen der Kapstadt; doch konnte jetzt nichts weiter ihr Leben ausfüllen, als die Arbeit in dem Geschäft ihrer Mutter und der Umgang mit den wenigen Bekannten derselben, die sich nicht wegen jener unglücklichen Heirat von ihr zurückgezogen hatten. Nach ein paar Jahren aber starben die beiden Geschwister, und Miß Mackerill stand nun ganz allein mit einer viel jüngeren verwaisten Cousine, einem Waisenkinde, das schon seit längerer Zeit im Hause angenommen gewesen war. An Heiratsanträgen, auch von Europäern, fehlte es ihr nicht, da ihre Persönlichkeit, noch dazu mit ihrem Besitztum, überaus anziehend war, aber sie wies alle zurück; „einen ungebildeten Mann könnte ich nicht heiraten,“ sagte sie öfters, „und ein gebildeter könnte mich bei seinen Verwandten und Freunden nicht einführen, aber wenn ich nicht als seinesgleichen mit meinem Manne leben soll, so bleibe ich lieber allein.“ — Ich glaube, alle, welche Miß Mackerill in den nächsten zehn Jahren kannten, würden mit mir übereinstimmen, daß sie zu den ausgezeichnetsten

Personen ihres Geschlechts gehörte; frisch, fromm, fröhlich und immer zufrieden stand sie von früh bis spät in ihrem Laden und verkehrte taktvoll und freundlich mit den allerverschiedensten Menschen, wobei sie trotz ihrer Jugend und Schönheit ihre Würde doch so zu wahren wußte, daß niemand ihr nur mit einem Wort zu nahe zu kommen wagte. Ihren kleinen Haushalt besorgte sie nebenbei ohne alle fremde Hülfe, vermehrte ihr Vermögen, erzog ihre weiße Pflegeschwester ganz vortrefflich und stand in großer Achtung und tadellosem Ruf im ganzen Distrikt. Gar oft habe ich sie im Laden besucht und mich auf ein Plauderstündchen zu ihr gesetzt, wenn eben nicht viel Kundschaft hereinkam, denn es war eine wirkliche Freude, wie geistvoll und verständig sie sich über jedes Thema unterhalten konnte, — aber außer in die Kirche kam sie wenig hinaus; sie brauchte die Menschen nicht, um glücklich zu sein und hätte um die Welt nicht den Umgang derer suchen mögen, welche sie nicht suchten. Als Adeline Mackerill gegen Ende der Zwanziger war, kam endlich doch der Rechte; es war ein Eisenbahnbeamter, der schon seit längerer Zeit am Kap angestellt war, aber keins von seinen englischen Verwandten dort hatte, welcher eine tiefe Zuneigung zu Miß Mackerill faßte und endlich ihr Jawort erhielt, jedoch unter einer für die Braut sehr charakteristischen Bedingung. Sie verlangte, daß ihr Zukünftiger sich demnächst in eine andere Stadt versetzen ließe und höchstens zweimal im Jahr auf Besuch in die Kapstadt käme, es thue nicht gut und verursache allerlei Gerede, wenn er zu viel bei ihr aus und ein ginge, und so müßten sie drei Jahre lang Brautleute bleiben. Gefalle ihm in dieser Zeit irgend ein weißes Mädchen besser als sie, so brauche er nicht wiederzukommen, bleibe er aber die drei Jahre hindurch treu und beständig und bewähre sich auch sonst in jeder Beziehung wie sie es wünsche, so wolle sie einwilligen, seine Frau zu werden. Nun, der Eisenbahnbeamte war ein guter, braver Mann und liebte Adeline Mackerill wirklich sehr, hielt seine Probezeit aus und heiratete seine schwererrungene Braut, als sie schon über dreißig Jahre alt war. Da sie natürlich darauf mit ihm an seinen neuen Wohn-

ort zog, sahen wir nichts mehr von ihr, aber sicherlich ist dies ein Fall unter Tausenden, wo eine Ehe zwischen einem Weißen und einer „half cast“ alles ist, was die Ehe sein sollte.

Ach, aber wie viele Hunderte armer Mischlings-Mädchen sind nicht wie Miß Mackerill, kommen über ihrer Doppelexistenz in Zwiespalt mit sich selbst, mit Gott und mit der Welt und enden in Sünde und Schande, in bitterer Verlassenheit oder in Irrsinn, — wer in jenen Ländern gelebt und so vieles davon gesehen hat, dem möchte das Herz brechen, wenn er daran zurückdenkt. Wann wird die Zeit kommen, wo die höhere Gesellschaft der Kolonien gerecht genug wird, um die Klasse bei der Hand zu nehmen, zu heben und anzuerkennen, welche sie doch zum Teil selbst ins Leben gerufen hat! und indessen kann man nur sagen, Gott helfe den Armen, die unter einem Vorurteil und einer Mißachtung, an denen sie doch keine Schuld tragen, so viel leiden müssen und geistig erdrückt werden. Er allein sieht in die Tiefen des menschlichen Herzens und kennt die Versuchungen, welche durch die Verwicklungen entstehen, die wir Europäer mit unsern Kulturverhältnissen in andere Weltteile bringen, und er ist mild und barmherzig, ein Vater der Unterdrückten, aber auch ein Rächer über die, welche sie irre führen.





XIII. Deutsche Trappisten in Südafrika.

Es begab sich eines Tages, daß ich von einer Reise aus Basutoland in der Hafenstadt Durban (Port Natal) eintraf, um von dort mit Bekannten, die mit einem Küstendampfer vom Norden her zu derselben Zeit dort eintreffen sollten, zur See nach der Kapstadt zurück zu fahren. Wie denn aber dem Reisenden in jenen Ländern allerlei Unvorhergesehenes zustößt, so fand ich statt meiner Freunde einen Brief vor, des Inhalts, daß sie erst mit dem nächsten Dampfer, acht Tage später eintreffen könnten; die Gründe gehören nicht hierher. Nun war ich aber in einiger Verlegenheit, wie ich diese acht Tage des Wartens zubringen sollte, denn der Gasthof, in dem ich abgestiegen, war ebenso kostspielig als primitiv, und die Gesellschaft schien mir dort so außerordentlich gemischt, selbst für Südafrika, daß es für eine Dame nicht ratsam war, sich länger als notwendig daselbst aufzuhalten. Als ich aber, in dem Kaffeezimmer eine Erfrischung einnehmend, zu einem achtbaren, älteren Herrn, der sich mir als englischer Regierungsbeamter vorgestellt hatte, von meiner Ratlosigkeit sprach, rief er sofort: „Warum statten Sie nicht der Trappistenansiedelung in Marianhill einen Besuch ab? In zwei Stunden können Sie gut hinkommen, und die Missionsschwestern werden Sie sicher gern gastlich aufnehmen!“ — Das war mir ein neuer Gedanke; ich hatte schon häufig gelesen und gehört von den vielen Ansiedlungen, welche die deutschen Trappisten seit etwa zehn Jahren

in Südafrika gegründet hatten, es ist auch von jeher mein Grundsatz gewesen, wo immer möglich anzusehen und zu beobachten, was andere thun, besonders in meinem eignen Berufsfach, denn etwas lernt man immer dabei: entweder wie man es machen soll, oder wie man es nicht machen soll. Als ich mich nun bei meinem Ratgeber des näheren erkundigte, erzählte er mir, daß er selbst schon in amtlichen Geschäften vielfach mit diesen Trappisten in Berührung gekommen sei und dieselben wegen ihres verständigen, praktischen Sinnes und gemeinnützigen Wirkens hochschätzen gelernt habe. „Die Regierung,“ sagte er weiter, „ist immer sehr bereit, dem Orden neue Landstrecken zu billigem Preise abzulassen, denn haben sich die Trappisten einmal in Wüsteneien, wo sonst niemand leben könnte, mit ihren herübergebrachten Leuten niedergelassen, so bewässern und bebauen sie das Land mit solchem Geschick, daß es nach fünf bis sechs Jahren reichen Ertrag liefert. Andere Kolonisten suchen ihren Gewinn, mit dem sie dann nach Hause zurückkehren, aber die Trappisten arbeiten für die Zukunft unseres Landes, denn sie gewähren auch vielen Eingeborenen Heimatsrecht auf ihrem Grund und Boden, und was das beste ist, sie lehren sie durch ihr Beispiel im Ackerbau und in allerlei Handwerken ihr Brot durch Arbeit zu erwerben. Über ihr Missionswerk,“ fuhr der Beamte fort, „erlaube ich mir kein Urteil, das schlägt nicht in mein Fach; nur das weiß ich, sie betteln niemals dafür und fallen niemand damit zur Last. Schade, daß der alte Abt Franziskus, auch ein Deutscher vom Trappistenkloster Oelenberg im Elsaß, eben jetzt nach Europa verreist ist; ein prächtiger alter Herr, ein Original sage ich Ihnen, aber wir kommen immer vortrefflich miteinander aus. Doch schreiben Sie an den Prior von Marianhill, daß Sie auf einige Tage hinkommen möchten, wenn er Sie morgen Nachmittag von der Station Pinetown könne abholen lassen; kurz und gut, vieler Worte braucht's bei den Trappisten nicht.“

Obgleich es mich etwas genierte, als eine ganz Fremde und Nichtkatholikin die Gastfreundschaft einer Trappistenkolonie zu erbitten, so wußte ich doch keinen bessern Rat, schrieb deshalb

sogleich und erhielt schon am nächsten Morgen eine nicht unhöfliche, aber sehr lakonische Antwort vom Prior, daß die Missionsschwestern bereit sein würden, mich aufzunehmen, und daß ein Gefährt beim Eintreffen des bestimmten Zuges in Pinetown mich erwarten solle. Mit Dank gegen meinen freundlichen Ratgeber und froh, der Unruhe des Gasthofs zu entgehen, machte ich mich dann auf und fuhr mit der Bahn nach der Station Pinetown, wo ich in etwas banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, aus dem kleinen Stationsgebäude trat. Richtig, da stand ein kleines, offnes Gefährt mit zwei stattlichen Pferden, gehalten von einem ältlichen Klosterbruder in langer, brauner Kutte mit Kapuze und ledernem Gürtel, einen runden Filzhut auf dem Kopfe. Ich ging auf ihn zu, grüßte und sagte, der hochwürdige Herr Prior habe versprochen, mich hier abholen zu lassen; „dazu bin ich hier,“ erwiderte er, indem er an seinen Hut griff, dann hob er meine Reisetasche auf den Wagen, und als ich aufgestiegen war, setzte er sich neben mich und wir fuhren ab. Ich sah verstohlen meinen Begleiter an; er war ein Mann etwa in den Fünfzigen, gebräunt und mager, mit graumeliertem Bart und hartgearbeiteten Händen, doch sah er freundlich und wohlwollend aus. Mußte ich nun wohl schweigend die ganze Zeit neben ihm sitzen? er war ja ein Trappist. „Entschuldigen Sie, Bruder,“ sagte ich nach einer Weile, „darf ich mit Ihnen reden, oder ist das gegen Ihre Regel?“ — Er lachte: „Ich werde mich doch nicht wie ein Taubstummer benehmen, wenn ich Gäste von der Bahn abhole; reden Sie immerhin mit mir oder fragen Sie, was Sie wollen.“

Das war besser, als ich erwartet hatte, und ich benutzte nun die eine Stunde dauernde Fahrt, um mir Auskunft über allerlei zu erbitten, wobei der Bruder mir meine Fragen einfach und verständig, in der Ausdrucksweise des bessern deutschen Bauernstandes, beantwortete. Ich erfuhr von ihm, daß nun schon zweihundert Trappisten, auf neun Ansiedelungen verteilt, in Südafrika lebten, und daß sie etwa ebenso viele Missionsschwestern hatten, „vom kostbaren Blut,“ einem Orden, den der hochwürdigste Abt Franziskus selbst eigens für Afrika ge-

stiftet hatte. Trappistinnen aber waren diese Schwestern nicht, „behüte nein, für Frauenzimmer wäre die Trappistenregel zu schwer!“ Am meisten interessierte es mich, wie sie Missionare sein konnten und dabei doch die Regel des beständigen Schweigens halten; „das stellt man sich meist unrichtig vor,“ sagte der gute Bruder, „sind wir unter uns, so schweigen wir, außer wo es notwendig ist zu reden; mit unsern Vorgesetzten jedoch dürfen wir reden, nachdem wir durch ein Zeichen die Erlaubnis erhalten haben, auch im Verkehr mit Außenstehenden, soweit es unsere Arbeit mit sich bringt, reden wir wie andere Menschen. Unsere Patres unterrichten die Leute, und diejenigen, welche Priester sind, predigen und hören Beichte, wie andere Geistliche; wir haben hier in Marianhill mehr als hundert Zuluknaben und Jünglinge bei uns wohnen, die wir nicht bloß in der Schule unterrichten, sondern auch in allerlei Handwerken und landwirtschaftlichen Arbeiten, und das geht ja nicht ohne Reden, auch würde es den jungen Leuten wohl unheimlich werden, wenn wir gar so einsilbig mit ihnen umgingen. Dann z. B. muß ich alle Tage zweimal zur Bahn, um dort unsere Geschäfte zu besorgen; andere Brüder fahren wöchentlich ein paarmal mit Frachtwagen nach Durban, um unsere Produkte zu verkaufen und nötige Sachen einzuhandeln, da benehmen wir uns dann wie andere Christenmenschen.“

Jetzt bog der Wagen nach dem offenen Thal ein, wo von Hügeln umgeben die Gebäude des Klosters vor uns standen; schöne Straßen führten von mehreren Seiten dahin, und das Land war ringsum wie ein Garten angebaut. Wir fuhren an einem großen Ackerstück vorüber, auf dem in regelmäßigen Reihen kurze Krautbüschel standen; „was ist das?“ fragte ich. — „Das sind unsere Ananasfelder,“ antwortete der Bruder, „eine unserer Hauptindustrieen; diese Ananas werden von Durban zu vielen Tausenden nach Amerika und Europa ausgeschifft, und der Boden ist hier prachtvoll dafür, dagegen können wir Kartoffeln gar nicht bauen, und das ist uns deutschen Brüdern eine große Entbehrung. Ja, und den Wein vermissen wir auch sehr, denn eigentlich darf jeder Trappist zu seiner Pflanzenkost täglich ein

Krüglein Wein trinken, natürlich selbstgemachten und ohne Zusatz von Branntwein. Die Trauben hätten wir hier schon, aber wie wir auch versucht haben, den Wein ganz rein herzustellen, er ist uns immer zu Essig geworden, und wir müssen deshalb ohne Wein leben. Nun, der Mission zuliebe muß man auch ein Opfer bringen können."

Inzwischen waren wir aus der Hauptstraße, die zum Kloster führte, in einen Nebenweg eingebogen, da ich doch zunächst in das Schwesternhaus gebracht werden sollte, das etwa zehn Minuten entfernt lag, von schönen Baumgruppen umgeben. Es bestand aus mehreren einstöckigen Gebäuden, die einen großen Hof umgaben, und die große Einfahrt war durch ein manns-hohes Gitter verschlossen; aus dem Hofe tönte vielstimmiger Gesang: „Es kommt ein Vogel geflogen," — natürlich der Text in Zulu übersetzt. Die kleinen, braunen Zöglinge der Schwestern waren offenbar am Spielen, doch als wir anläuteten, kam zu einer Nebenthür eine Schwester heraus, mit der mein Kutscher in einer Zeichensprache redete; sie antwortete ihm ebenso, begrüßte mich dann mit freundlichen Worten und führte mich in das Hospiz, ein niedriges Gebäude gerade gegenüber auf der andern Seite der Landstraße, wo sie mir ein großes, kühles Zimmer anwies, sehr einfach eingerichtet, aber überaus reinlich. Die Schwester aber trug die eigentümlichste Ordenskleidung, welche ich je gesehen: einen scharlachroten Habit mit schwarzem Skapulier, dazu eine weißleinene Kapuze mit Kragen; an den bloßen Füßen hatte sie Sandalen wie die Trappisten. Später erklärte sie mir einmal, der hochwürdigste Herr Abt Franziskus habe bei der Stiftung dieses Schwesternordens den roten Habit deswegen bestimmt, damit die Kafirs, welche bekanntlich die rote Farbe sehr lieben, gleich ein rechtes Zutrauen zu den Schwestern bekämen. — Nun, ich sah in den nächsten Tagen diese gute Schwester häufig, da das Hospiz ihr Departement war, und sie gewiß zwanzigmal am Tage hin und her lief, um an mir, der einzigen damaligen Besucherin des Hauses, keinen Liebesdienst zu versäumen. Schon gleich nach meiner Ankunft servierte sie mir ein ausgezeichnetes Mahl von vier oder fünf Gängen; „meine

liebe Schwester," sagte ich darauf ganz erstaunt, „ich hätte nie gedacht, daß die Missionsschwestern der Trappisten eine solche Küche führen!" und sie erwiderte freundlich, daß sie selbst freilich ganz einfach lebten und nur dreimal wöchentlich ein wenig Fleisch genießen dürften, aber den Gästen zu Ehren sei es ihnen eine Freude, alles so gut als möglich zu bereiten. „Nein, nein, das will ich nicht," erklärte ich ihr jedoch, „ich bin hier, um Ihre Sache kennen zu lernen, und Sie dürfen mir durchaus nur geben, was Sie selbst haben; wollen Sie das nicht, so kann ich nicht bleiben." — Von da an wurde es denn anders; ganz einfache, meist vegetarische Mahlzeiten, aber Milch, Eier und Butter, so viel man wünschen konnte. Allerdings hatte ich den Verdacht, daß die lieben Schwestern in dem Drange ihrer Gastfreundschaft mich sogar bei dieser einfachen Verpflegung noch hintergingen, denn *sie* sahen fast alle sehr bleich und schmal aus, obgleich sie immer frisch und fröhlich waren. Auf ihre Arbeit komme ich später noch zurück; dieselbe bestand meist in der Pflege und Erziehung eingeborener Mädchen sowie in allerlei Handarbeit.

Gleich am ersten Nachmittag hatte ich nun dem Prior meinen Besuch abzustatten, wobei eins der größeren Zulumädchen aus dem Schwesternhause mich begleitete, und es interessierte mich, auf dem Wege mir von der schwarzen Sophia, die etwa sechzehn oder siebzehn Jahre zählen mochte, etwas erzählen zu lassen. Sie sprach ganz geläufig englisch, und ihre Eltern waren vor einigen Jahren hier getauft worden, worauf sie das Kind zur Erziehung hergebracht hatten; Sophia selbst war deshalb erst vor zwei Jahren getauft worden. — „Denkst du jetzt anders über das, was du thun und lassen mußt," fragte ich sie, „als früher, ehe du eine Christin warst?" Sie lächelte; „in einem Stück ist's mir gewiß jetzt ganz anders," sagte sie, „als ich vor vier Jahren hierher kam, haßte ich alles Lernen und Arbeiten, denn zu Hause hatte ich nie etwas gethan als spielen und herumlaufen und hier sollte ich immer etwas arbeiten; deshalb dachte ich oft an davonlaufen. Aber nun, seit ich dem lieben Gott angehöre, arbeite ich so gern, so gern; ich fühle mich gar nicht glücklich, wenn wir einmal nicht recht etwas zu thun haben."

Ja, und bei einer Afrikanerin, ganz besonders bei einem Zulumädchen, ist das ein starker Beweis wahrer Bekehrung!

Als wir uns dem Kloster näherten, bemerkte ich, daß die Gebäude, wenn alles einmal fertig wäre, ein Viereck bilden würden, das einen weitläufigen Hofraum umschloß; eine großartige Basilika nahm jetzt neben dem Abtshause die eine Seite ein, die andern Häuser waren teils vollendet, teils im Bau begriffen oder vorläufig durch eiserne Schuppen vertreten, und an einer Seite war das Quadrat noch ganz offen. In der Umgebung des Klosters befanden sich aber noch manche andere dazu gehörige Gebäude: die Wohnungen der schwarzen Pfleglinge, allerlei Handwerksstätten, Remisen, Niederlagen, Scheunen und Stallungen; und überall sah man Mönche, die emsig arbeiteten, Patres in weißer Kutte mit schwarzem Skapulier und ihre Novizen ganz in Weiß gekleidet, außerdem die Laienbrüder in braunen Kutten. Bei der Verteilung der Arbeit schien kein Unterschied gemacht zu werden, denn die weißen so wie die braunen Kutten sah man bei allerlei Beschäftigung; hier stand ein Trappist auf der Leiter, um eine Mauer zu tünchen, dort sah man einige beim Holzsägen, andere trugen allerlei Lasten in ihre Warenlager, und durch die offenstehenden Thüren der Werkstätten hörte man das Hämmern der Schmiede und das Hobeln der Schreiner — sonst tiefes Schweigen ringsum, kein Laut einer menschlichen Stimme. Nur eine Ausnahme bemerkte ich, durch die offenen Fenster des Schulhauses hörte man das Summen von Kinderstimmen, und dazwischen den tiefen Baß des Lehrers; ja, und noch eine Ausnahme: draußen unter den Bäumen spielte ein freundlicher Bruder trotz Kapuze und Sandalen mit etwa einem Dutzend kleiner Bübchen. Sophia nickte den Kleinen fröhlich zu; sie waren erst kürzlich von den Schwestern, die sie bis zum sechsten Jahre behielten, zu den Trappisten übergesiedelt, und der gute Bruder machte nun, wie es schien, die Kinderfrau. Als meine Führerin ihm erklärte, daß ich zum Herrn Prior wollte, verbeugte er sich schweigend und ging uns voraus zum Abtshause, wobei seine Kleinen ihm wie eine Schar von Küken nachliefen.

Die Abtei Marianhill, von der so große und bedeutende Werke ausgehen, ist jedenfalls die kleinste Abtei der Welt, denn sie besteht nur aus vier Zimmern; links war das Geschäftszimmer, wo einige Brüder als Sekretäre am Schreibtisch saßen, und rechts das beste Zimmer, das dem Bischof, wenn er zur Visitation kam, als Wohnzimmer diente; oben darüber, sagte man mir, lag rechts das Schlafzimmer für solche erlauchte Gäste und links das Sprechzimmer des Abts, das war alles. Unten empfing mich der Prior, ein kräftiger, klug aussehender Mann von vierzig bis fünfzig Jahren; er bot mir einen Sessel an und nahm mir gegenüber Platz, während Sophia sich bescheiden neben der Thür niedersetzte, denn da die Regel der Trappisten es keinem von ihnen erlaubt, mit einem weiblichen Wesen ohne Zeugen zu reden, so war Sophia wie mein Schatten in meiner Nähe, so oft ich in jenen Tagen in den geheiligten Bezirk des Klosters eintrat. — Ich benutzte natürlich meinen Besuch bei dem Prior, um mir alle gewünschte Auskunft über die mir von jeher interessante Trappistengemeinschaft zu erbitten, und der hochwürdige Herr antwortete mir auf alle Fragen freundlich und bereitwillig, jedoch in einem eigentümlich präzisen, gedrängten Stil, wie ein Mann, der gewohnt ist wenig Worte zu machen. Ich teile hier in Kürze einiges von dem mit, was ich von ihm erfuhr.

Der Trappistenorden, wie er jetzt besteht, hält noch die ursprüngliche strenge Regel des ersten Ordensstifters im Abendlande, Benedikt von Nursia. Eine meiner ersten Fragen an den Prior war darum, wie es möglich sei in unserer Zeit, da doch das Menschengeschlecht viel schwächer ist als früher, daß ein Orden von solcher Strenge sich behaupten könne. „Ich halte es nicht für erwiesen,“ erwiderte er, „daß die Menschen jetzt schwächer sind; sie haben sich nur mehr an Luxus gewöhnt, sind dadurch verweichlicht und bequem geworden und scheuen sich deshalb vor Entbehrungen. Auch in den ersten Jahrhunderten der Christenheit war nicht jeder für den Mönchsstand geeignet oder hätte unsere Regel aushalten können, denn neben dem ernsten Willen, sich selbst zu verleugnen und der Welt abzusagen,

gehörte eine kräftige Konstitution dazu, als Jünger des heiligen Benedikt zu leben, so wie sie jetzt dazu gehört ein Trappist zu sein. Die Ordensväter von La Trappe reformierten den Benediktinerorden ihrer Zeit so, daß er zu der alten Strenge zurückkehrte, und die Zahl ihrer Ordensglieder nahm gerade dann bedeutend zu; in unseren Tagen aber, wo die Genußsucht und Weichlichkeit so allgemein sind, wenden sich, wie durch eine natürliche Reaktion dagegen, gerade besonders viele, die überhaupt das Ordensleben erwählen, den Trappistenklöstern zu." — „Wie viele Novizen haben Sie jetzt hier in Marianhill?" fragte ich jetzt. „Etwa siebzig," antwortete der Prior, „aus allen Ständen und Nationen, von denen wir aber am Ende ihrer Probezeit nur etwa ein Drittel behalten; die andern sind entweder leiblich zu schwach, um die strenge Arbeit im heißen Klima bei der einfachen Nahrung auszuhalten, oder sie werden dieses Lebens in Schweigen, Gehorsam und Abgeschiedenheit müde. Jeder, der zu uns kommt, wird aufgenommen, ohne daß wir nach seinen Verhältnissen und seinem früheren Leben fragen, nur so viel er will, sagt er davon dem hochwürdigsten Abt oder mir, und wünscht er als Novize einzutreten, so heißt es: Friede sei mit dir, komm herein! dann muß er schweigen, arbeiten und beten wie wir alle, und verkehrt nur mit seinem Beichtvater und uns, seinen Vorgesetzten. Will er wieder gehen, so hält ihn niemand; wir geben ihm seine Kleider zurück und einen Laib Brot mit auf den Weg, — Friede sei mit dir, — dann ist er wieder frei."

„Aber," wendete ich ein, „sind Sie auf diese Weise nicht in Gefahr, übel berüchtigte Leute oder flüchtige Verbrecher im Kloster aufzunehmen und mit der Kutte zu bekleiden?" — „Gewiß kommt das manchmal vor," erwiderte der Prior, „wir sind eben keine Richter und Inquisitoren, sondern Jünger des barmherzigen Herrn, der allen Menschen helfen will. Jeder Verbrecher, das wissen Sie selbst, kann sich bekehren und ein Heiliger werden; warum sollten wir ihm die Zufluchtsstätte wehren, wenn Gott ihn zu uns führt?" — „Doch wenn er mit schlechten Absichten käme, ohne den Willen sich zu bekehren,

könnte er dann nicht Verwirrung und Unheil im Orden anrichten oder ihm auch äußeren Schaden thun?" Der Prior lächelte; „das hat keine Gefahr, zu stehlen ist bei uns kaum möglich, denn da alle Räume gemeinsam sind, ist jeder so zu sagen immer unter Aufsicht. Der Novize hat gar keinen Verkehr mit Außenstehenden, kann auch mit den Brüdern nicht reden, und glauben Sie mir, Bösewichter oder unlautere Menschen gehen bald genug von selbst wieder. Wir brauchen überhaupt selten einen Novizen fortzuschicken, denn wer nicht in reiner Absicht zu uns kommt, um der Welt abzusterben und Gott zu leben, dem ist unsere Regel ganz unerträglich; der Trappistenorden reinigt sich immer von selbst, einfach durch diese seine Regel." — „Würden Sie die Güte haben, mir die Hauptpunkte der Trappistenregel mitzuteilen?" — „Recht gern; natürlich ist die Regel etwas verschieden für die Patres, die entweder Priester oder sonst Männer aus gebildetem Stande sind, und für die Laienbrüder, die sich aus dem Bauern- und Handwerkerstande rekrutieren. Zwar mit unseren Händen zu arbeiten sind wir alle verpflichtet, sogar unser hochwürdigster Herr Abt, der 75 Jahre alt ist, sägt alle Tage einige Stunden Holz, aber versteht sich, es müssen die, welchen die Seelsorge, der Unterricht der Heiden, die Schule und die Verwaltungsgeschäfte obliegen, nicht so viel in Handwerk oder Ackerbau thun, als die Brüder, die nichts anderes können. Was unsere geistlichen Übungen betrifft, so haben die Patres und ihre Novizen regelmäßig die Tag- und Nachtstunden des alten Officium von unserem Vater Benedikt her zu beten, das im ganzen mehrere Stunden in Anspruch nimmt; dazu müssen sie aber schon um drei Uhr aufstehen, während die Laienbrüder kürzere Gebetsübungen haben und daher auch eine Stunde länger schlafen können. Jeder muß immer beschäftigt sein mit irgend einer Arbeit, die ihm zugeteilt ist, außer einer Mittagsstunde, wo wir alle ruhen dürfen, und gegen acht Uhr des Abends legen wir uns nieder." — „Und wie ist Ihre Nahrung beschaffen, von deren Dürftigkeit man so viel erzählen hört?" fragte ich weiter. „Die ist nicht geringer als die Nahrung aller strengen Vegetarianer;

hier im heißen Klima, wo man früh am Tage kaum nüchtern arbeiten könnte, bekommen wir morgens um sechs Uhr einen Becher schwarzen Kaffee mit einem Stück Brot, was in Europa wegfält, wo die erste Mahlzeit, das Mittagbrot, um elf Uhr ist. Bei diesem haben wir zwei Gänge, erst eine Suppe von Mehl oder Brot, dann eine Schüssel mit Hülsenfrüchten und eine andere mit frischem Gemüse, zum Nachtisch Obst. Jeder erhält dabei seine Ration von Brot und Wein, hier aber, wo wir den Traubenwein nicht machen können, bereiten wir statt dessen einen Trank von Tamarinden und gelbem Zucker, der, wenn er leicht gegoren ist, säuerlich süß und erfrischend schmeckt, und unser Brot ist das Kleienbrot, das jetzt auch in der Welt wieder Mode wird. Das Abendessen um sechs Uhr ist wie die Mittagsmahlzeit, und in Krankheiten dürfen wir Milch, Eier und Butter genießen; sonst ist Öl das einzige Fett, das wir gebrauchen; auf Reisen nehmen wir Brot und Käse, so wie einen Schlauch Tamarindenwein mit uns. Die Hauptsache ist, daß wir nie etwas anderes genießen dürfen, als was wir mit eigenen Händen angebaut haben; eigentlich müssen wir auch den Stoff zu unserer Kleidung selbst bereiten, hier draußen bekommen wir aber jetzt noch diesen von den Brüdern in Deutschland geschickt, bis wir selbst genug Wolle gewinnen können."

Eben trat ein Laienbruder ins Zimmer und erhob die Finger der rechten Hand; der Prior machte ein antwortendes Zeichen, das die Erlaubnis zum Sprechen gab, worauf der Bruder eine Meldung über eingetroffene Briefe gab und eine kurze Auskunft erhielt. „Bruder Fridolin," sagte dann der Prior, „so oft diese Dame in den nächsten Tagen an der Glocke der Abtei läutet, halten Sie sich bereit, sie auf der Station herumzuführen und ihr zu zeigen, was sie interessiert." Bruder Fridolin war einer der Sekretäre des Ordens.

In diesem Augenblick, da ich nach dem Fenster blickte, sah ich einen langen Zug die Landstraße daherkommen — die Trappisten, welche von der Feldarbeit zurückkehrten, meist Laienbrüder in brauner Kutte, zwei oder drei weiße Mönche dazwischen, und zu meiner großen Verwunderung auch mehrere Knaben von

siebzehn bis achtzehn Jahren in Mönchskutten. Sie gingen alle einzeln, immer mit drei bis vier Schritten Zwischenraum, den Kopf gesenkt, die Augen zur Erde gerichtet; jeder trug sein Werkzeug über der Schulter, und zuletzt folgte eine Gruppe von schwarzen Männern und Jünglingen, die plauderten und lachten und sich bald nach allen Seiten zerstreuten. — „Da sehen Sie einen Teil unserer Klosterleute, die schon des Tages Last und Hitze getragen haben," erklärte der Prior; „da der alte Bruder mit dem weißen Bart ist schon fünfundvierzig Jahre im Orden und arbeitet noch als der Rüstigsten einer. Das ist ein Vorteil unserer Lebensweise, daß wir im heißen Afrika auf dem Felde arbeiten können, ohne so durstig und matt zu werden wie fleischessende Europäer. Diese Brüder hier vertreten fast alle europäischen Völker, Polen, Italiener, Ungarn; die meisten aber sind Deutsche, und Engländer haben wir im ganzen nur zwei, so viele auch schon im Noviziat waren, denn die englische Konstitution scheint für die Trappistenregel die ungünstigste zu sein." — „Und diese jungen, halberwachsenen Leute?" — „Haben sich aus Drang zum Trappistenleben als Novizen aufnehmen lassen, und ich kann Ihnen sagen, daß gerade die besten und glücklichsten unter unseren Mönchen solche sind, die in früher Jugend eintraten, denn da gewöhnt man sich am besten an dies Leben in Arbeit, Schweigen und Entsagung." Indessen hatten sich die Heimkehrenden in den Klostergebäuden verloren, und ich stand auf, um meinen Besuch zu beenden, wagte aber vorher noch eine Frage; „verzeihen Sie, hochwürdiger Herr, aber scheint es Ihnen notwendig, daß man, um Gott recht zu dienen, sein Leben in Stillschweigen zubringen müsse, da er selbst doch uns die Sprache verliehen hat?" — „Jeder religiöse Orden," sagte der Prior, „hat eben seine besondere Regel, und unser Vater Benedikt, dessen Vorschriften sich bis heute unter uns erhalten haben, wußte wohl, wie viel die Menschen gerade durch Worte sündigen; darum meinte er, es solle auch einmal solche geben, die diese Sünden vermeiden. Wir versuchen, Gottes Willen zu *thun* ohne unnötiges Reden, andere üben sich in andern guten Dingen, jeder nach seiner

Weise. Für Gottes Reich und zu seinem Lobe brauchen auch wir unsere Zungen, aber was Unterhaltung und sonst überflüssiges Reden betrifft, begeben wir uns unseres Rechtes, gemäß der Ordensregel. Unsere Missionsschwestern drüben aber, wie Sie bemerken werden, haben täglich zweimal eine halbe Stunde, in der sie miteinander reden dürfen, so viel sie wollen. Ja, den Frauen würde das immerwährende Schweigen viel zu schwer sein!"

Als ich mich zum Gehen anschickte, begleitete mich der Prior durch den Klosterhof; „darf ich Sie fragen," sagte ich dabei, „ob unter Ihren Brüdern dahier sich ein gewisser Wilhelm N. befindet? er war lange Zeit Gärtner in einem mir befreundeten Hause, bis er endlich ins Trappistenkloster auf dem Oelenberg im Elsaß eintrat, und wir hörten später, er sei nach Südafrika gegangen; ich würde ihn gern einmal wiedersehen, da er uns als ein lieber und treuer Mensch wert gewesen ist." — Der Prior war an Selbstbeherrschung gewöhnt, aber dennoch, als er jetzt einen Augenblick schwieg, sah ich an dem Ausdruck seines Gesichts sogleich, daß der Gärtner Wilhelm in Mariannhill war. „Nun," sagte er dann langsam, „es mag wohl sein, daß er hier irgendwo in einer Kutte herumläuft, aber leider könnte ich Ihnen den Mann keinesfalls vorführen, denn mit dem Gelübde des Trappistenordens ist man der Welt abgestorben; man ist tot für Verwandte, Freunde und Bekannte." — „O wie schwer, wie hart ist doch Ihre Regel!" rief ich unwillkürlich, aber der Prior deutete mit der Hand auf einen lateinischen Spruch, der über einem Thor, an dem wir eben vorübergingen, in Stein gehauen war:

„Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen
mit Christo in Gott."

„Wir nehmen das wörtlich," sagte er; ich wußte darauf nichts zu antworten, und da wir jetzt an der Straße angelangt waren, die zum Schwesternhause führte, entließ mich der Prior mit dem in seinem Orden üblichen Gruß: „Benedicite Dominum." In diesem Augenblick schlug die Glocke der Basilika einige feierlich langgezogene Töne an, und sofort eilten von allen

Seiten die Patres und Novizen zur Kirche, an deren Eingang jeder seine Kapuze über das Haupt zog; und indem ich mich entfernte, schallte mir aus vielen rauhen Männerkehlen der Lobgesang nach, mit dem das Abendofficium begann.

Nun sollte ich noch etwas von der Arbeit der Schwestern sagen, wie ich dieselbe in den nächsten Tagen zu beobachten Gelegenheit hatte; diese guten Frauen waren meist Deutsche aus dem Bauern- und Bürgerstande, die in Einfalt und Frömmigkeit ihr Bestes thaten, um ihre 150 Mädchen als Christinnen für Arbeit und Gebet zu erziehen. Die dabei direkt nichts zu thun hatten, waren den ganzen Tag mit Näharbeit beschäftigt und machten Kleidungsstücke nicht nur für sich und die Kinder, sondern auch für ein Ladengeschäft, in dem ein Bruder ihrer Hände Werk an die Eingeborenen der Gegend verkaufte. Die schulpflichtigen Kinder wurden regelmäßig von einigen Schwestern auf Zulu und Englisch in der Weise unserer Volksschulen unterrichtet, und die älteren Mädchen gingen beim Nähen, im Haushalt und bei der Feld- und Gartenarbeit zur Hand, während die große Zahl der Allerkleinsten den ganzen Tag unter Aufsicht einiger Schwestern in dem weiten, schattigen Hofe spielte. Ich brachte meine Zeit auch meist in diesem Hofraum zu und hatte meine Freude an den munteren, kleinen Wesen, so unvorteilhaft sie auch in ihren nach steifem, deutschem Muster gemachten Kleidchen von dunkelm Blaudruck aussahen; ach, warum halten es die Deutschen für christliche Pflicht, in Kinderanstalten sowohl hier als draußen in der Mission die Kleinen so häßlich als möglich zu kleiden? — Ein süßes Baby, Anna, etwa zwölf Monate alt, das den ganzen Tag von einem Arm zum andern ging, wurde bald mein besonderer Liebling und streckte die Händchen nach mir aus, sobald es mich sah. Übrigens weiß ich von dieser Anstalt nicht viel zu sagen, außer daß die freundlichen Schwestern ihren Pfleglingen alles Gute thaten und selbst so treu und fleißig waren als man nur sein kann, natürlich in tiefem Schweigen untereinander, außer in den vom Prior erwähnten zwei halben Stunden; dann aber war es ordentlich erfrischend, wie sie bei

dem ersten Glockenzeichen plötzlich auf Hof und Veranda heraus-kamen und alle zugleich zu reden anfingen, wie ein ganzer Wald voll zwitschernder Vögel.

Das Interessanteste schien mir eine Zweiganstalt des Hauses, Marienheim genannt, wo die Mädchen nach dem sechzehnten Jahre hinzogen und unter Aufsicht von ein paar Schwestern zusammenlebten, falls sie nicht zu ihren Eltern zurückkehrten; dort arbeiteten sie dann in der Nähstube sowohl als in Feld und Garten gegen bestimmten Lohn, von dem sie einen Teil als Kostgeld abgaben, während sie sich von dem übrigen Kleider und dergleichen anschafften, die Kleider natürlich in bunten Farben, in Schnitt und Muster ganz nach dem Geschmack und Klima des Landes eingerichtet. Es war charakteristisch, alle die gefüllten deutschen Truhen, Schränke und Koffer zu sehen, die die Mädchen von den Schwestern gelernt hatten, als notwendigen Besitz einer ordentlichen Frau anzusehen; hatte ein Mädchen sich all dies angeschafft, so galt sie für heiratsfähig in Marianhill. Drüben bei den Trappisten war eine ähnliche Anstalt für die dem Knabenhaus Entwachsenen, das Josephsheim, und es amüsierte mich sehr, zu hören, daß jeden Sonntag Nachmittag eine Zahl von heiratslustigen christlichen Zulujünglingen mit dem Pater Kapellmeister zur Gesangübung in das Marienheim käme, und wie nachher die jungen Leute in freier Unterhaltung in Gegenwart des Paters und der Schwestern einander ordentlich kennen lernten. Hatten dann zwei sich mit einander verständigt, so wurden sie verlobt und einen Monat später war Hochzeit; wer die Verhältnisse in afrikanischen Missionsgebieten kennt, muß dies System als äußerst praktisch anerkennen, so sehr man auch geneigt wäre, es zu belächeln. Das neue Paar erhielt dann auch ein Stück urbar gemachtes Land mit einem Häuschen, das sie unter gewissen Bedingungen des Wohlverhaltens zu eigen besaßen; der junge Mann arbeitete als Handwerker oder Tagelöhner gegen festgesetzten Lohn bei den Trappisten, während sein Frauchen ihren eigenen Haushalt und Feldbau versah. Schon waren einige Paare in dieser Weise etabliert, erzählten mir die Schwestern, und mit der

Zeit hoffte man so, große christliche Zulukolonieen zu begründen.

Einigemale noch benutzte ich Bruder Fridolin als Wegweiser auf dem Missionsgebiet der guten Mönche, wo er mich in manches hineinsehen ließ, auch wo das Hineingehen für Frauen nicht erlaubt war; Sophia als dame d'honneur war natürlich immer dabei. So viel als möglich machte ich mich mit den verschiedenen Industrieen bekannt und bemerkte, daß überall, wo die Patres und Brüder arbeiteten, auch die jungen Zulus ihnen zur Hand gingen, und diese schienen recht frisch und fröhlich dabei zu sein, während doch im allgemeinen die Zulus zur Trägheit geneigt sein sollen; ich erfuhr auch, daß diese ihre Lehrlinge später gutbezahlte Arbeit in den umliegenden Städten fänden, falls sie es nicht vorzögen, in Marianhill zu bleiben, oder in ihre Heimat zurückzukehren. Eines Tages redete ich einen jungen Mann, der mit dem Spaten über der Schulter singend in den Hof kam, darauf an, indem ich sagte, hier scheine jeder mit Lust zu arbeiten, worauf der Zulu lachend seine weißen Zähne zeigte und mir in sehr gebrochenem Englisch zur Antwort gab: „Ja, ja, Missis, Arbeit schön, Arbeit gut, Vater auch arbeiten! ander Master steckt Hände in die Taschen, sagt: Nigger arbeiten, dann will Zulu nicht; aber hier alle Masters arbeiten, sehr, sehr viel, und wenn Master aufhört, kann Zulu auch aufhören, so lacht Zulu bei der Arbeit, wird nicht müde!“ — Da liegt das ganze Geheimnis der Trappisten, und ihr Beispiel wirkt wunderbar auf die Eingeborenen, um sie so thätig und emsig zu machen, wie man sie in Marianhill sieht.

Alle Räume, welche die Zöglinge bewohnten, waren, wenn auch äußerst primitiv, doch sehr reinlich, und die jungen Leute schienen überhaupt mit allem gut versorgt zu sein; Bruder Fridolin sagte mir, daß sogar regelmäßig Fleischspeisen für die Zuluknaben und Jünglinge bereitet würden, von denen doch die Ordensleute niemals kosten durften. In die von den Trappisten selbst bewohnten Häuser hat natürlich niemand Zutritt, aber zufällig war ein großer Schlafsaal eben fertig errichtet, jedoch

noch nicht bezogen, so daß ich durch seinen Anblick einen neuen Begriff von der Armut und Bedürfnislosigkeit erhielt, welche der Trappistenorden seinen Mitgliedern zur Pflicht macht; denn in dem hohen, luftigen Gebäude, so geräumig wie eine Kirche, war absolut nichts zu sehen, als eine breite hölzerne Pritsche, welche, in schmale Lagerstätten abgeteilt, an allen vier Wänden entlang lief. Ein Strohsack und eine wollene Decke sind das einzige Bettwerk der Trappisten, die sich, wie mir berichtet wurde, ohne allen Unterschied des Ordensranges, auch den greisen Abt nicht ausgenommen, allabendlich in ihren Kleidern miteinander niederlegen, bis vor Tages Anbruch die Glocke sie wieder zum Gebet weckt.

Unter den Einrichtungen, welche dem eigentlichen Missionswerk galten, interessierte mich besonders eine offene, an den Speisesaal der Mönche grenzende Halle, welche, mit vielen Sitzplätzen und einem Kruzifix versehen, zum Unterricht der umwohnenden oder vorüberziehenden Heiden benutzt wurde; jeder, welcher Fragen zu stellen oder seine Begriffe vom Christentum zu erweitern wünschte, konnte hier zu jeder Tagesstunde eine Schelle ziehen, welche sofort einen zulusprechenden Pater herbeirief, der den Lernbegierigen dann je nach Bedürfnis zu Dienst stand, — eine ausgezeichnete Sache bei der Missionsarbeit unter einem Volke, das von Zeiteinteilung und Pünktlichkeit keinen Begriff hat und sich deshalb nur sehr schwer an bestimmte Unterrichtsstunden binden läßt. So oft ich auch während meines Besuches in Marianhill an jener Halle vorüberkam, ganz leer habe ich dieselbe niemals gesehen; allerdings glaube ich, daß die guten Trappisten es zu den geistlichen Gaben, welche sie verabreichen, auch nicht werden an leiblichen Almosen fehlen lassen. Jedenfalls ist ihre Arbeit unter den Zulus keine vergebliche, davon bekam ich einen starken Eindruck, als ich am Sonntag dem Hochamte in der herrlichen Basilika beiwohnte; nebenbei gesagt, ist diese Kirche das größte und schönste christliche Gotteshaus von ganz Südafrika, welches mit wirklich wertvollen Gemälden und Skulpturen geschmückt ist durch die Künstlerhände einiger Maler und Bildhauer, die auch das Kleid des heiligen Benedikt

tragen. Bei jenem Gottesdienst waren die weiten Räume der kreuzförmigen Basilika gedrängt voll, die Ordensleute in der Mitte vor dem Altar, rechts deren Schüler und Arbeiter und links die Schwestern mit ihren Kindern (die Knaben trugen weiße, mit Scharlach aufgeschlagene Uniform, und die Mädchen hatten heute doch auch eine hübsche, helle Kleidung an, nur durch sehr korrekte Latzschürzen verunziert), in das Hauptschiff der Kirche aber strömte all das schon christlich gewordene Zuluvolk der nächsten Umgegend herein, prächtige Leute, meist von hohem Wuchs und die Frauen sich durch Anmut in Gang und Haltung auszeichnend; dazu die farbenreichen, zum Teil recht phantastischen Kostüme, — es war ein höchst malerischer Anblick, der sich mir für immer eingeprägt hat. Von der Predigt, welche natürlich auf Zulu gehalten wurde, verstand ich ja sehr wenig, aber die Responsorien und Chorgesänge wurden prachtvoll ausgeführt, nicht von besonders eingeübten Sängern, sondern von der ganzen Gemeinde, und die Zulu-Christen intonierten das Lateinische so rein und bewiesen sich so ernst und andächtig, daß man wirklich erbaut wurde. Rührend war es mir, bei dem Schluß des Gottesdienstes den Eifer zu bemerken, mit welchem sich die Fortgehenden um den schweigenden, braunen Kuttenmann an der Thür sammelten, um ihre Opfergaben in die Büchse zu werfen, die er in der Hand hielt; und dann das frische, fröhliche Begrüßen und Zurufen, bis sie sich wieder nach allen verschiedenen Richtungen hin zerstreut hatten!

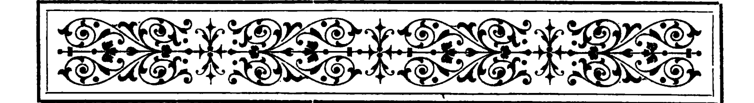
An demselben Sonntag, an welchem ich auf einem anderen Wege als gewöhnlich zu den Schwestern zurückkehrte, nahm ich auch den öden Grasgarten in Augenschein, welcher den Trappisten als Begräbnisplatz dient, aber auf dem weder Grabhügel noch Leichenstein zu sehen sind; überhaupt war mir schon gesagt worden, wie wenig Umstände sie mit ihren Toten machen. Aus der Kirche, wo der im Todeskampf Ringende hingetragen worden ist, um vor dem Altar liegend inmitten seiner betenden Brüder zu sterben, wird die Leiche am nächsten Tag ohne Sarg auf einem Brett an das offene Grab gebracht, wo man sie an Stricken herunterläßt, das Gesicht mit der Kapuze verhüllt, und

dann Erde darüber schaufelt — weiter sind die Trappisten nichts wert, hatte der Prior mir gesagt, und eine besondere Leichenfeier sei auch nicht nötig, denn die war ja schon für einen jeden gehalten worden, als er durch Ablegung seiner Gelübde für diese Welt starb. Hier sollte ich auch noch erwähnen, daß die ziemlich verbreitete Annahme, als müßten die Trappisten täglich an ihrem eigenen Grabe arbeiten und zur gegenseitigen Begrüßung die Worte „Memento mori“ gebrauchen, auf bloßer Erfindung beruht. Bruder Fridolin hatte herzlich gelacht, als ich ihn danach fragte, indem er mir erwiderte, er wisse zwar nicht, ob jemals Mönche eine solche Regel gehabt hätten, auf dem Oelenberg aber sei das ebenso wenig Mode, als bei ihnen hier draußen; sie würden auch zum vorläufigen Gräbermachen gar keine Zeit haben wegen der vielen sonstigen Arbeit, und als Gruß höre man weiter nichts in ihren Klöstern, als die heiteren Worte „Benedicite Dominum!“ — Am Begräbnisplatze vorüber führte die Straße um den Rand des Thales längs einer Felsenwand hin, wo von der Hand eines Pater-Bildhauers die Stationen des Kreuzwegs Christi in den rauhen Stein gemeißelt waren; dies war der Weg, auf welchem die Trappisten alle Tage zu ihrer Feldarbeit hinauszogen, und früh und abends machten sie hier im Vorübergehen eine besondere Andacht — wie passend für solche, die ja in eigentümlichem Sinne so selbstverleugnend alle Tage ihr Kreuz auf sich nehmen und dem Heiland nachtragen.

Wenn ich hier ziemlich lange bei der Beschreibung meines Besuches in Marianhill verweilt habe, so geschah dies nicht nur aus aufrichtiger Freude darüber, daß der alte Orden der Benediktiner, von welchem das europäische Abendland, die deutsche Nation nicht ausgenommen, zuerst die Mitteilung der christlichen Lehre empfing, und der später unter mancherlei neueren Formen in anderer Weise wirkte, nun doch wieder sich seiner ursprünglichen Bestimmung, der Heidenmission, zugewendet hat; es hat mir in der That auch wohlgethan zu beobachten, wie die altchristliche Strenge und Einfalt der ersten Ordensstifter, so ganz frei von Sentimentalität und abergläubischen Übertreibungen,

in unserer modernen Kulturzeit neu aufgelebt ist und die alten Erfolge erringt bei der Christianisierung und Erziehung der bisher heidnischen Völker; und daß die Trappisten ihre Arbeit zu thun vermögen in solcher Genügsamkeit und Entsagung, nie etwas für sich verlangend, nie eigene Bequemlichkeit suchend und nur das Notwendigste bedürfend, das ist jedenfalls ein nachahmungswertes Beispiel für alle, die den armen afrikanischen Völkern Gutes erweisen wollen. Im Jahre 1892 war es, als ich jene Kolonie in Südafrika besuchte, und wie schon oben bemerkt, hatten sie damals schon neun Stationen und haben sich wahrscheinlich seitdem noch weiterhin angesiedelt; nach allem kann man dem Orden wohl eine erfolgreiche Zukunft in Südafrika prophezeien, und wer wollte so kleinlich und engherzig sein, daß er diesen Männern, welche im Geist der strengsten Askese mit Ernst und Hingebung sich selbst und alles, was sie haben, daran setzen, um Gott an ihren Nebenmenschen zu dienen, nicht auch ihren Anteil an der Erleuchtung des dunklen Weltteils zu gönnen! Einige Gedanken über christliche Missionsarbeit, wie sie mir durch die Anschauung der Verhältnisse gekommen sind, bespreche ich noch im nächsten Kapitel, aber doch möchte ich von Grund des Herzens auch hier sagen, was ich schon oft gesagt habe: Gott segne Alle, wenn auch ihre Art nicht unsere Art ist, die in Aufrichtigkeit und Selbstverleugnung seinem Reiche in den Missionen dienen, und lasse uns niemals verachten oder verkleinern, was wir nachzuahmen doch nicht vermögen, sondern lieber das Gefühl der ewigen Gemeinschaft pflegen mit jedem Diener Christi, der die Fackel des Glaubens und der Liebe erhebt unter den Völkern, welche noch fern sind vom Reiche Gottes!





XIV. Gedanken über den Geist und die Art einer rechten Missionsarbeit.

Zum Schluß dieses Bändchens meiner Erinnerungen aus Süd-Afrika möchte ich mir erlauben, noch in kurzen Worten die Gesichtspunkte darzulegen, von denen ich nach meinem längeren Verkehr mit einem Teil der Heidenwelt das Werk der christlichen Mission anzusehen gelernt habe. Daß die Bevölkerung des dunkeln Weltteils nur durch die Ausbreitung des Evangeliums zur rechten Fortentwicklung gebracht, gehoben und erleuchtet werden kann, darüber besteht wohl kaum ein Zweifel; wenn man auch nur das eine Elend bedächte, welches der entsetzliche Sklavenfang und Sklavenhandel von Jahr zu Jahr über große Distrikte bringt, in welchen kein eingeborener Stamm je eines friedlichen Daseins sicher sein kann, so müßte man schon allein deswegen dem Fortschritte christlicher Schutzherrschaft und Gesittung den besten Erfolg wünschen, denn so lange noch ein mohammedanisches Reich in Afrika besteht, wird jener schändliche Menschenhandel niemals ganz ausgerottet werden. Stehen aber erst einmal alle Teile Afrikas unter christlicher Protektion, so wird dann hoffentlich auch der weiteren Ausbreitung des Christentums kein Hindernis mehr entgegentreten; sind doch die Afrikaner im ganzen sehr empfänglich für die geistigen Güter der Glaubenslehren, welche ihnen schon jetzt an vielen Orten geboten worden sind. Ob nun aber im allgemeinen die Art und Weise, in welcher bisher die christlichen Missionen ins Werk gesetzt und mit vieler Aufopferung und bestem Willen betrieben worden sind, auch die förderlichste und wirksamste sei, darüber lernt man ernstlich nachdenken, wenn

man da draußen gar manches System solcher Arbeit und die Früchte, welche es getragen hat, unbefangen beobachten konnte; ich versuche deshalb hier in aller Bescheidenheit auszusprechen, was ich mir als mein Ideal der förderlichsten Evangelisation Afrikas zurechtgelegt habe. — Daß wir Mission treiben sollen, ist sicherlich Gottes Wille, der uns ja seinen ausdrücklichen Befehl gegeben hat, alle Völker zu lehren und zu taufen. Die Völker sollen für den Glauben gewonnen und die Massen durchdrungen werden von dem Sauerteig der Erkenntnis Gottes; es ist seine Ehre und sein Recht, daß sein Name gelobt werde vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang, und sehen wir unser Wirken in dieser Beziehung vor allen Dingen nach Gottes Seite hin an und thun alles ihm zu Dienst, so dienen wir zugleich auch den Menschen am besten. Ich brauche wohl kaum erst an diesem Orte die in unserm Volke hier und da verbreitete Vorstellung zu widerlegen, als müsse jeder Heide ewig in der Hölle brennen, wenn er eben als Heide stirbt, und als müsse man daher nur geschwinde, geschwinde so viel Geld als möglich sammeln und die Brüder X. und Y. ausrüsten, daß sie hinausziehen, um wieder einige Seelen dem Verderben zu entreißen. Unser Herr, der die Liebe ist, wird schwerlich Millionen seiner Geschöpfe zu ewigen Leiden verdammen, weil sie ihn nicht gekannt haben, obgleich es jedenfalls zu den Freuden seiner göttlichen Seligkeit gehört, wenn eine Menschenschar nach der andern sich wieder zu ihm wendet, den sie so lange vergessen hatten, und in seinem Lichte zu fröhlichem, höheren Leben gedeiht.

Wenn wir nun draußen unter die Heidenvölker kommen, so ziemt uns aber vor allem die größte Bescheidenheit und Demut, denn wir haben keinen Grund, großartig aufzutreten als Repräsentanten eines christlichen Volkes, welches längst die Güter besitzt, die wir andern anpreisen wollen; wir dürfen ja niemals vergessen, daß die Nationen von Europa in den vielen Jahrhunderten, seit sie das Christentum annahmen, die Idee des Reiches Gottes, wie der Heiland sie brachte, im ganzen durchaus nicht verwirklicht haben. Unsere christlichen Massen sind als solche weder glücklich und befriedigt durch das Evan-

gelium, noch wandeln sie auf den Wegen der Wahrheit und Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, oder sind in sittlich moralischem Ernst den Heiden, Juden, Mohammedanern und Buddhisten überlegen. Ja, ich habe auch unter afrikanischen Heidenstämmen manche natürlichen Tugenden, wie Keuschheit, brüderliche Liebe, Freigebigkeit und dergleichen weit mehr eingebürgert gefunden, als bei uns in christlichen Landen. Gott bleibt freilich derselbe, ob wir auch untreu waren, und seine großen Thaten sollen wir verkündigen, um die Heiden auf das Licht hinzuweisen, das sie erleuchten will; aber das Christentum, wie es allmählich bei uns geworden ist, können wir kaum wagen, ihnen anzupreisen, sondern wir müssen den Geist des Herrn, der doch allein der wahre Missionar ist, ohne Ende anrufen, daß er selbst ein Neues schaffen möge unter den Völkern, die ihn bisher nicht kannten und nun an ihn glauben lernen. Also in aufrichtiger Buße, in Scham über unsern eigenen Verfall und in großer Demut sollen wir hinausgehen, nicht um zu herrschen, nicht um zu gestalten, sondern allein um nach Christi Befehl den Namen des dreieinigen Gottes bekannt zu machen unter den Heiden. Die größte Nüchternheit, Einfachheit und Wahrhaftigkeit sollte den Missionar beseelen, der doch nur als Herold dem Geiste Gottes voranzugehen und ihm die eigentliche Arbeit zu überlassen hat; mir wenigstens thut es immer wehe, so oft ich irgend einer Großsprecherei, übertriebenen Auffassung und falschen Begeisterung für die Mission begegne, sei es bei Missionsfesten oder in gedruckten Berichten. Jeder, der draußen war, um mit Lust und Liebe den Auftrag Christi an den Heiden auszuführen, hat zugleich gesehen, wie schwierig es ist, diese Arbeit in rechter Weise zu thun. Den Völkern sollen wir das Evangelium verkündigen, aber die Völker haben wir bisher eigentlich noch nicht berührt, denn die Missionen arbeiten meist in der Weise, daß jede Teilkirche oder Gesellschaft eine Anzahl Leute aussendet, die sich dann an verschiedenen Orten fest niederlassen und die umwohnenden Heiden durch Belehrung und Zuspruch zu gewinneu suchen, um sie dann in kleine Gemeinden zu versammeln. Manche jener Heiden kommen, weil ihr Herz wirklich erleuchtet wird von der Lehre, die man

ihnen gebracht hat; andere kommen, weil sie sich nach einer höheren Kulturstufe sehnen und das Christentum dabei mit in den Kauf nehmen, aber alle, die sich so um uns versammeln, lösen sich dadurch mehr oder weniger von ihren früheren Verhältnissen und Stammesgenossen los und versuchen, unter uns heimisch zu werden, nicht nur durch Annahme unserer Belehrungen, sondern auch durch Nachahmung unserer Gebräuche. Dies gelingt dem einen mehr, dem andern weniger, doch selten wird ein Afrikaner sich völlig amalgamieren mit der europäischen Anschauung und dem europäischen Wesen, unter welchen als in einer fremdartigen Schale ihm der Kern des christlichen Glaubens übermittelt worden ist. Immerhin blüht in solchen Missionsgemeinden oft ein Frühling geistlichen Lebens auf, an dem man unaussprechliche Freude hat; daß ich selbst an solches Emporblühen junger Missionsgemeinden und an das wahre Leben, das in einzelnen Bekehrten aufwacht, von Herzen glaube und meine Lust daran gesehen habe, davon zeugen die vorstehenden Berichte. Wenn wir aber Missionsplätze besuchen, welche schon hundert oder mehr Jahre existieren, so macht es uns oft traurig, das, was einst anfing so lieblich aufzuwachsen, nun zum großen Teil von einem Meltau befallen ist; denn die eingeborene Christengemeinde zeigt jetzt auch dieselben Laster und denselben Abfall, die wir bei uns zu Haus beklagen. Dazu ist die ursprüngliche Art der Leute, auch mit allem was sie Gutes an sich hatte, verloren gegangen, und im ganzen hat die Religion, welche wir ihnen gebracht, vielleicht ihrer fremdländischen Zusätze wegen, doch keine tiefe Wurzel geschlagen (natürlich immer einzelne Persönlichkeiten ausgenommen).

Denken wir an die Zeit des christlichen Altertums im südlichen Europa zurück, sehen wir dann auch besonders die Geschichte unser eigenen Vorfahren an! Waren es nicht bekehrte Heiden und deren nächste Nachkommen, welche die Väter und Lehrer der ganzen abendländischen Kirche geworden sind? Dichteten nicht die wilden Sachsen bald nach ihrer Bekehrung das volkstümlichste christliche Epos, den Heliand, zum deutlichen Beweise, daß ihr nationaler Geist den Geist des Christentums völlig in sich aufgenommen und mit sich verschmolzen hatte?

und fällt es uns danach nicht auf, daß auch unter den intelligentesten Völkern noch kein bekehrter Heide unseres Jahrhunderts, so viel ich weiß, eine Exegese geschrieben, liturgische Bücher zusammengestellt oder religiöse Dichtungen verfaßt hat, während man doch meinen sollte, jedes christliche Volksbewußtsein müßte solche Lebensäußerungen hervorbringen, sobald ein paar Generationen wirklich Bekehrter ins Leben gekommen sind. Auch über die Zweifel am Christentum oder die Verachtung desselben, welche unter den eingeborenen Christen oft entstehen durch die allmähliche Kenntnisnahme unserer Spaltungen und religiösen Zwistigkeiten, könnte man viel aus Erfahrung reden, es würde aber hier zu weit führen. Ach, wer sehnte sich nicht danach, im idealsten Sinne und in vollkommenster Weise Mission treiben zu können; wollte Gott, wir arbeiteten wieder völlig im Geiste Christi als wahrhaft apostolische Missionare, wie es in den ersten Jahrhunderten geschah! Freilich war die Entwicklung der alten Kirchen eine langsame, aber sie umfaßten und durchdrangen doch wirklich die Völker, nach deren Eigentümlichkeit und Bedürfnis sie sich gestalteten; ich möchte aber nicht daran zweifeln, daß auch in Afrika ein solches Durchdringen und Gestalten von Gott gegeben werden würde, wenn wir uns darauf beschränkten, nichts weiter zu verkünden, als Gottes Wort und Evangelium, statt unsere Sonderkirchlein mit ihren englischen, römischen, deutschen, französischen Formularen und Vorschriften denen aufzudringen, die doch an Art und Begabung so grundverschieden sind von den Europäern.

Ein großes Übel scheint mir auch, daß viel zu viel festetablierte Missionsstationen auf dem Grund und Boden heidnischer Volksstämme errichtet werden, und dadurch unsere heimatliche Civilisation als mehr oder weniger unzertrennlich von dem Christentum, welches wir lehren, den Eingeborenen vor Augen gestellt wird, für deren Verhältnisse unsere Art der Kultur sich doch gar nicht eignet. Bei solchen Afrikanern, welche sich in unsern Städten und Dörfern da draußen niederlassen, kommt es freilich ganz von selbst, daß sie allmählich unsere Sitten und Gewohnheiten annehmen; aber wir wissen aus Erfahrung, welche Charakterlosigkeit dadurch oft erzeugt wird, und welchen

Karikaturen man da häufig begegnet, die nun mehr Europäer als Afrikaner sein wollen. Ganz abgesehen davon, daß das Einimpfen unserer Kultur auf fremde Naturvölker dieselben zu viel neue Bedürfnisse kennen lehrt und sie dadurch zu harter Arbeit zwingt, sie anspruchsvoll und unzufrieden macht, so verlieren sie auch, sobald sie an festen Stationen in den unvermeidlichen Verkehr mit mancherlei Weißen kommen, die auch in der Gegend wohnen, das natürlich Edle und Gute ihrer Nationalität und nehmen die Laster derer an, die sich lange vor ihnen schon Christen genannt hatten. Denn wer wird leugnen, daß draußen in den Heidenländern nur zu oft die Europäer die Wilden sind und die, welche wir gewöhnlich Wilde nennen, die guten Menschen!

Dann aber ist die verschiedenartige kirchliche Entwicklung unserer Christenheit für die zu bekehrenden Heiden ein viel größeres Hindernis, als man meint; ein reines, einfaches Evangelium wird ja den Heiden fast nie gebracht, denn die römisch-katholischen Missionare bringen ihre Dogmen, Katechismen und Kultusformen mit hinüber und wollen ihre Missionsgemeinden ihrer heimatlichen Kirche möglichst gleich gestalten. Die deutsch-lutherischen Missionen thun desgleichen und drücken ihnen, so weit sie irgend können, den Stempel ihrer Konfessionsform auf, ebenso die französisch-reformierten, die englisch-kirchlichen oder methodistischen Missionen und wie sie sonst alle heißen. So werden einzelne Heiden von ihrer Nation losgebröckelt und diesen fremdländischen christlichen Gemeinden eingefügt, aber in die Völker bringen wir auf diese Weise das Evangelium nicht. In diesen, meine ich, würde Gottes Geist selbst seine Gemeinden organisieren, wenn wir nicht alles selbst machen wollten und nur einfach den Weg des Herrn zubereiteten.

Sehen wir auf die ältesten Zeiten zurück, so finden wir, daß in sehr einfachen großen Zügen gearbeitet wurde; als die Jünger Christi zu den Heiden hinauszogen, setzten sie sich nirgends dauernd fest, sie predigten, lehrten und tauften, und sobald der Geist Gottes zu wirken anfing, zogen sie weiter und ließen die nationalen Kirchen sich selbst mit Gottes Hülfe

organisieren, nur hie und da durch Briefe, Ratschläge und Besuche weiter helfend. (Freilich entstand dennoch auch damals schon die Gefahr, daß die Gemeinden Kephisch, Paulisch oder Apollisch wurden, aber in der Absicht der Apostel lag dieses gewiß nicht.) Wenn man jetzt durch die afrikanischen Heidenvölker auch so hinziehen könnte, einfach das Evangelium predigend und die taufend, welche es verlangen, aber dann dem heiligen Geiste die Hauptarbeit überlassend, — ich meine, wir würden großartigere Resultate erleben als bisher. Aus dem zweiten Jahrhundert besitzen wir eine Schrift, „Die Lehre der Apostel“ genannt, in welcher es heißt, daß jeder Heidenapostel, welcher länger als drei Tage an einem Orte verweilt, als falscher Prophet angesehen werden soll; könnte man sich danach auch nicht unter allen Verhältnissen wörtlich richten, so sollten wir doch etwas daraus lernen, denn wir verlassen uns bei der Missionsarbeit meist zu viel auf unser eigenes Wirken durch längeres Erziehen und Civilisieren im europäischen Sinne. Gott kann sicher sein Werk am allerbesten selbst treiben, wenn die Völker nur erst an ihn glauben und sich in der Kraft der empfangenen Gnade verlangend und betend zu seinem Lichte hinwenden. Was thut's, wenn sie auch noch längere Zeit äußerlich in ihrer natürlichen Weise fortleben, ohne sich europäisch zu kleiden oder lesen und schreiben zu lernen? Ich glaube, wir wollen immer viel zu viel nach Zahlen rechnen und Resultate nach unserm Sinne sehen; natürlich müßten wir diejenigen Heiden, welche zu uns kommen, um weiteren Unterricht zu verlangen, oder die sich uns anzuschließen wünschen, als Brüder aufnehmen; ein Teil derselben würde dann doch nach einiger Zeit wieder in die Heimat zurückkehren und von der christlichen Bildung, welche sie empfangen haben, so viel unter den Stammesgenossen verbreiten, als dieselben aufzunehmen vermögen. Die Erfahrung lehrt ja, daß die Eingeborenen, d. h. die neubekehrten Christen unter ihnen, weit wirksamere Heidenmissionare sind, als die tüchtigsten und gelehrtesten europäischen Prediger; aber vor allem sollten wir gewiß dem himmlischen, ewigen Missionar zutrauen, daß er die Völker, wenn sie nur erst sein Heil suchen, selbst seinem Reiche

einverleiben wird, jedes nach seiner Art und Anlage erleuchtend und berufend. Nur nicht uns festsetzen, nicht Eigenes bauen wollen, weder für uns noch für unsere Gesellschaften, nur nicht herrschen, nur nicht viel organisieren wollen! Gott eilt nicht wie wir, sein Werk geht langsam aber sicher vorwärts; ich wiederhole noch einmal, wollen wir doch nichts sein als Herolde, vor unserm König herziehend und ihn verkündigend, bis daß er kommt!

Im Reiche Gottes ist es jetzt Wartenszeit, und in vieler Unvollkommenheit und manchem Elend sehnen die Gläubigen sich nach dem Tage, wo unser Herr wieder erscheinen wird, um sein Erlösungswerk zu vollenden; so muß auch alle Arbeit in seinem Dienst jetzt nur eine vorbereitende sein, welche ihm den Weg bahnen will. Wenn er sich zeigen wird, leuchtend wie ein Blitz um den ganzen Erdkreis, dann werden alle Völker vor ihm niederfallen und er wird sicher in einem Augenblick die Bekehrung aller vollenden, die sein Licht gesucht haben. Aus der Unvollkommenheit unserer jetzigen Zustände heraus und in unserer persönlichen Schwachheit sollen wir aus den Völkern, welche den Namen Christi noch nicht kennen, auch nichts weiter machen wollen als Glaubende, Sehnende und Wartende; mit Eifer arbeiten, aber ohne Ungeduld, mit Treue, aber ohne Eignes aufzubauen, als demütige Diener Gottes auch die Diener Seiner Menschenkinder werden, und überall dem Schaffen seines Geistes Raum machen, statt in eigenem Sinne wirken zu wollen; — so werden wir Missionare nach dem Herzen Jesu Christi sein, welcher nicht vom Himmel herabstieg, um seine Werke zu wirken, sondern die Werke dessen, der ihn gesandt hatte. Möchte dann er, unser König und Hoherpriester, wenn er wiederkommt, uns vereinigen mit vielen vom Morgen und vom Abend, vom Mittag und von Mitternacht an seinem Gnadentische im ewigen Leben. O, ihr Kinder des dunkeln Weltteils, wie werdet dann auch ihr helle sein und leuchten vor seinem Thron in dem Lichte des Tages, der alle Finsternis vertreibt!

